This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD COLLEGE LIBRARY

HOHENZOLLERN COLLECTION

IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR

PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

No. 9171

Geschichts- und Lebensbilder

aus der

338

Erneuerung des religiösen Lebens

in den deutschen Befreiungskriegen.

Von

Wilhelm Baur.

Erster Band.

Hamburg.

Agentur des Rauhen Hauses.

1864.

Ger 4370.36

Harvard College Library
APR 13 1910
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

(2 vols)

Druckerei des Rauhen Hauses. 1864.

Meinen alten und neuen Freunden

Ernſt Becker, Wilhelm Buchner, Ludwig Clemm, Ludwig Hallwachs, Karl Hofmann, Bernhard Jaup, Julius Königer, Wilhelm von Plönnies, Max Rieger, Guſtav Schloſſer, Auguſt Schulz, Thomas Stock, Chriſtian Stromberger

gewidmet.

Ich biete Euch, Ihr lieben Freunde, die Ihr mir zum Theil so ferne gerückt seid, denen ich aber aus unverlöschlicher Liebe einmal wieder einen Freundesgruß senden möchte, hier eine Gabe, die ich, wie ihr leicht erkennen werdet, nicht gelegentlich am Wege gefunden, sondern vom Baume meines Lebens gepflückt habe. Denn Ihr wißt ja, daß dieses, wie ungünstig in manchem Betracht die Witterung dazu war, früh in der Geschichte unserer Befreiungskriege Wurzeln geschlagen hat. Wenn ich mit meinen Geschwistern in dichtem Haufen um die liebe selige Mutter saß und sie uns aus ihrer Jugend erzählte, da bewegte mich die Geschichte besonders, wie sie und ihre Schwester einst meinen Vater und meinen Oheim, die Eine den Bräutigam, die Andere den angetrauten Mann, als freiwillige Jäger nach Frankreich ziehen ließen, und nach der ersten Einnahme von Paris in der Heimath mit Jubel wieder begrüßten. Und wenn der jugendfrische Vater sich zur Jagd rüstend im Hause auf und abging, hörte ich ihn hundertmal in der Erinnerung an das Jahr 1814 mit seiner

klangreichen Stimme ſingen: Friſch auf, zum fröhlichen Jagen; und ſtreifte ich nachher als ſein Jagdknappe mit ihm durch die ſchönen Odenwälder Berge — wie oft brach er dann in den Geſang aus: das iſt Lützows wilde verwegene Jagd! Ihr lieben älteſten meiner Freunde, mit denen ich in der Schulzeit einen reich geſegneten Freundſchaftsbund geſchloſſen, Ihr habt es nicht vergeſſen, wie bei ſehr dürftigem Geſchichtsunterricht die deutſche Dichtung es war, welche die Gluth der Vaterlandsliebe in uns immer aufs Neue ſchürte, wie wir Kallinos und Tyrtäos überſetzten, aber tiefer doch mit Klopſtock uns befaßten, und unſre nie raſtende Geſangesluſt neben dem deutſchen Volkslied am liebſten mit Arndt, Schenkendorf und Körner ſtillten. So blieb es durch die ſchönen Studentenjahre hindurch. O wie gerne möchte ich einmal wieder wie damals mit Euch ſingen: Sind wir vereint zur guten Stunde! Du Schwert an meiner Linken! Freiheit, die ich meine! — Die Lehrjahre gingen hin. Ich war grade in einer mir unvergeßlichen Gemeinde ins geiſtliche Amt getreten

und fühlte die frischen Wellen neu erwachten christlichen Lebens an mein Herz schlagen, als ich in Steins Leben von Pertz einen Blick in die vaterländische Geschichte that, wie er mir seither nicht vergönnt gewesen war. Auf meinem Vicarsstübchen machte ich mir Auszüge aus dem herrlichen Buche, und Ihr, die Ihr mit mir nahe zusammen wohntet, waret so freundlich, meine Aufzeichnungen Euch vorlesen zu lassen. In der Erinnerung an die Abendstunden, die wir damals in christlichen und vaterländischen Gesprächen verlebten, beschleicht mich ein wehmüthiges Gefühl, daß ich unter die Freundesnamen, welche meinem Buche vorgedruckt sind, nicht auch den Namen unseres Adolf Spieß setzen kann. Denn der liebe Heimgegangene, der fromme Erneurer des deutschen Turnwesens, an den christlichen wie an den vaterländischen Angelegenheiten denselben lebendigen Antheil nehmend, hat mir in jenen Tagen eine immer gleiche, anregende und aufmunternde Freundlichkeit entgegengebracht. Seit dem neuen Antrieb zur Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Be-

freiungskriege, den ich damals vor nun faſt zwölf Jahren erhielt, hat mich dieſe große und ruhmreiche Zeit nicht wieder losgelaſſen, und die Frucht meiner Arbeit biete ich Euch dar, Ihr lieben Freunde, in der Gewißheit, daß ein Gruß von ſo deutſchem Klange Euch allen willkommen ſein wird.

Manchmal habe ich mir die Frage vorgelegt, ob es auch recht ſei, daß ein Pfarrer ſo lange und bei der Abgetrenntheit von literäriſchen Hülfsmitteln und gelehrten Männern oft ſo mühſam ſich mit einer ſolchen Arbeit befaſſe, die in gar manche, der Theologie ſcheinbar fern liegende Gebiete führt, und immer hab' ich ein freudiges Ja gehabt. Ihr theologiſchen Freunde ſeid wohl mit mir einverſtanden, daß die Euch dargebotene Gabe ein Stück praktiſcher Theologie, wenigſtens für deutſche Theologen ſei, und vielleicht erkennt Ihr den Segen derſelben mit mir darin, daß uns bei der Betrachtung der großen weltgeſchichtlichen Kämpfe und Bewegungen der Völker mancher theologiſche Hader überaus klein erſcheint, daß die Geſchichte unſeres Volkes der Predigt und Katecheſe und der ſon-

stigen Volksunterweisung immer frische Mittel zuführt, das ewige Evangelium an das Volksthümliche anzuknüpfen, die religiöse Belebung unsers Volks nur im Zusammenhang mit seinen gesammten sittlichen und geistigen Zuständen zu versuchen, und daß wir in schlimmen Tagen, wie sie ja jetzt für die Verkündiger des Evangeliums gekommen sind, den Muth nicht verlieren. Denn der uns aus den verrotteten Zuständen zu Anfang unsers Jahrhunderts herausführte, der kann auch in unsern Tagen die Ueberzeugung wirken, daß ohne Christus das deutsche Volk verloren ist. Nach Ihm habe ich gesucht in der deutschen Erniedrigung und Erhebung, das ist die Rechtfertigung meiner Arbeit. Wo von seinem noch so verblaßten Bilde auch nur einige Züge zu sehen sind, oder wo es gar farbenhell wieder vor die Augen sehnsüchtiger Menschen tritt, wo Er in den Wogen der aufgeregten Völkermasse als der Fels, in der Nacht ungeheuren Jammers als der Stern sich zeigt, wo bußfertige Seelen nach Ihm schreien, Begnadigte sein Lob verkündigen, wo im Volks-

untergang und in der Volkserhebung wahrhaftiges Leben ist, weil an Ihn geglaubt wird, da bleibe ich mit meinen Lesern betrachtend stehen. Und Ihr, liebe Freunde, steht gerne mit dabei. Welch eine Freude wär' es für mich, wenn die Gabe, die ich Euch biete, etwas dazu beitragen könnte, unter uns Allen das Einverständniß zu fördern in dem Streben: unsers Vaterlandes Größe, Einheit und Kraft zu fördern durch die Förderung christlichen Glaubens und Lebens.

Ruppertsburg, Ende Juni 1864.

Wilhelm Baur.

Einleitung.

Der tieferen Betrachtung erscheint jedes ursprüngliche Volk, wie der einzelne Mensch, als ein eigenthümlicher Gedanke des schaffenden Gottes, bestimmt, in der geschichtlichen Entwickelung der göttlichen Gedanken eine eigenthümliche Aufgabe zu erfüllen. Wie jeder Einzelne verpflichtet ist, über seinen Beruf gewiß zu werden, sich selbst zu erkennen, seine Kraft und seine Gränze, und mit völliger Hingebung an die Führung Gottes dem vorgesteckten Ziel nachzujagen, so soll jedes Volk seine geschichtliche Aufgabe klar erfassen. Wie ein Leitstern muß ihm auf den mannigfaltig verschlungenen und oft so dunklen Wegen der Geschichte der Beruf voranleuchten, den der Herr der Zeiten ihm gestellt. Immer wieder aus jeder Verirrung muß es an diesem Leitstern sich zurechtfinden und fühlen, daß es nirgends seine Kräfte mit voller Freudigkeit, mit dem rechten Erfolge üben kann, als auf dem von Gott gewiesenen Wege. Wie aber für die Einzelpersönlichkeit, sobald sie durch Christus Gestalt gewonnen hat, der menschliche Beruf und der christliche zusammenfällt, so erfüllt ein Christenvolk seinen nationalen Beruf nur im innigsten Zusammenhang mit seinem christlichen. Denn das Christenthum will mit dem Volksthum sich durchdringen, und nur zu seiner Zerrüttung kann das Volksthum die einmal aufgenommenen christlichen Kräfte wieder ausscheiden. Wollen wir darum erkennen, was der Beruf des deutschen Volkes sei, so müssen wir vor allem auf die Thatsache merken,

daß dies Volk ein Christenvolk geworden und seine leuchtendsten Thaten als solches verrichtet hat. Eine Schmach des deutschen Volkes werden wir immer nicht bloß aus nationalen, sondern zugleich aus christlichen Mängeln zu erklären haben, deutsche Ehre nur dann sicher erstehen sehen, wenn das Volk in seinem christlichen Gewissen die Wegspuren wieder aufsucht, auf denen es zu wandeln hat. So zeigt uns auch eine Betrachtung der deutschen Befreiungskriege in der religiösen Zerfahrenheit unsers Volks eine hauptsächliche Ursache seines Falls, in der religiösen Zusammenraffung eine wesentliche Bedingung seiner Wiedererhebung. Der Segen, welchen das deutsche Volk aus Krieg und Sieg mitgebracht, bestand in einer neuen Erfassung des Berufes, der ihm von der Zeit der ersten Durchdringung seiner volksthümlichen Kräfte mit christlichen Gaben gegeben war, den es manchmal aus den Augen verloren, zu dem es aber immer wieder mit unverwüstlicher Lebenskraft zurückgekehrt ist.

Das Evangelium hat niemals einen begabteren und empfänglicheren Jünger gefunden als das deutsche Volk. Während Griechenland und Rom das Wort des Lebens erst hörten, als sie dem Tode nahe waren, während sie aus demselben mehr einen Trost für das letzte Stündlein als die Kraft, noch auf dieser Erde etwas Tüchtiges zu schaffen, empfingen, stand das deutsche Volk in der frischen Kraft eines vollsaftigen, thatenlustigen Jünglings, als ihm die Botschaft von dem Heiland der Welt gebracht ward. Es hatte eben vom Herzen Europas festen Besitz genommen, auf dem Boden des römischen Reichs neue Reiche gegründet, und den ersterbenden Völkerschaften seine frischen Lebenssäfte mitgetheilt, es sah ganz aus wie Einer, der in der Welt sich noch tüchtig zu tummeln gedachte, da ward es eingeladen, die Kniee im Namen Jesu zu beugen. Und das deutsche Volksthum hatte bald mit dem Christenthum einen innigen Bund vollzogen und durch dasselbe die Heiligung seiner besten Kräfte und neue Ziele erhalten, denen es mit fröhlicher Werbelust zusteuerte. Es ist kein

Zeichen deutſcher Eitelkeit, ſondern das Ergebniß der nüchternſten geſchichtlichen Forſchung, wenn man von einer beſondern Empfänglichkeit des deutſchen Volkes für das Chriſtenthum, von einer beſondern Begabung für die Erfaſſung ſeines tiefſten Weſens ſpricht. Das Recht der andern Völker wird dadurch nicht geſchmälert, aber die Verantwortlichkeit der Deutſchen erhöht. Nur darf man nicht vergeſſen, daß die ſittlich religiöſe Grundlage der Volksthümlichkeit den Deutſchen mit andern germaniſchen Völkerſchaften im Weſentlichen gemeinſam iſt und darf ſich durch die Liebe zum eigenen Volke nicht verleiten laſſen, den Deutſchen auch ſolches als einen Vorzug anzurechnen, was ſich ähnlich bei andern heidniſchen Völkern findet. Aber wenn wir auch zugeben, daß die germaniſche Vorſtellung von einem Allvater kaum mehr iſt als die griechiſche von dem „Vater der Menſchen und Götter“, daß die Anbetung in Hainen ohne Tempel und Götzen ſich auch ſonſt bei urſprünglichen Völkern findet, daß auch in der germaniſchen Götterlehre die entſittlichende Macht der Vorſtellung einer Zeugung der Welt ſtatt der Schöpfung ſich geltend macht, daß auch andre Völker im Weibe etwas Prophetiſches ſahen, ſo bleiben doch im religiöſen und ſittlichen Leben der Deutſchen noch Züge, die wir als Züge des Vaters zum Sohne erkennen dürfen. ‚Vor allem erſcheint in der germaniſchen Religion die Lehre von der Götterdämmerung, von dem Weltende als ein bedeutſamer Zug, als ein Zeichen von der Tiefe des germaniſchen Geiſtes. Denn die ganze beſtehende Welt mit Einſchluß der Götter, in deren Ausgeſtaltung der deutſche Geiſt ſeine Tiefe und ſeinen Reichthum verſucht hat, genügt dieſem Geiſte nicht, erſcheint ihm als etwas dem Untergang Geweihtes, aus deſſen Aſche das Wahre, Aechte, Reine ſich einſt erheben ſoll. Der deutſche Geiſt zeigt ſich ſomit noch tiefer in dem, was er der Vernichtung preis giebt, als in dem, was er ſchafft. Bewundern wir an dem Volke Iſrael den Geiſt der Weiſſagung, der nicht über ein verlornes Paradies jammert, ſondern das künftige

Reich Gottes verkündigt, so können wir es auch als einen Schimmer göttlicher Erleuchtung ansehen, daß das deutsche Volk mit tiefem Sündengefühl die Unvollkommenheit des Vollkommensten erkennt und mit sittlicher Energie in die Zukunft weist, in der ein Neues werden soll. Aber auch die dem Untergang bestimmte Götterwelt bietet manche Anknüpfung für die evangelische Lehre. Dahin gehört die mit der Verehrung Odins, der als Wodan Hauptgott der Sachsen war, zusammenhängende Heldenhaftigkeit und Todesfreudigkeit der Deutschen. Im Kampfe zu fallen ist das schönste Ziel des Mannes, weil er dadurch zum Genossen Odins in Valhöll wird und einst beim Weltende sein Mitkämpfer gegen die Mächte der Finsterniß. Wie leicht mußte sich hier die christliche Heldenhaftigkeit und Todesfreudigkeit anschließen, die das Leben sucht, um es zu verlieren, die nur dadurch es gewinnt, daß sie's hingiebt, die christliche Hingabe an den Herrn, mit dem zu stehen alle irdischen Verluste aufwiegt. Und keineswegs beruht diese Hingabe, diese Todesfreudigkeit auf einer Geringschätzung des persönlichen Lebens. Im Gegentheil finden wir bei den Deutschen eine ungewöhnliche Freiheitsliebe verbunden mit einer großen Achtung der Persönlichkeit. Wenn nun das Christenthum lehrt, daß die ganze Welt den Werth einer Menschenseele nicht aufwiegen kann, daß in den Augen Gottes jeder Mensch einen alle andern Creaturen überragenden Werth hat, weil er Gottes Bild an sich trägt, so mußte der deutsche Mann von solcher Botschaft aufs Tiefste ergriffen werden, weil ihm von Natur eine hohe Achtung des Menschen als einer selbständigen Persönlichkeit eigen war. Die Verkündigung der Freiheit der Kinder Gottes mußte wie Erfüllung einer längst gehegten Ahnung bei den Deutschen anklingen, der keinen heißeren Drang fühlte, als den nach der Freiheit. Und wenn mit dem Werthe, den der Mensch seiner eigenen freien Persönlichkeit beilegte, auch der Werth des Nebenmenschen in seinen Augen wuchs, wenn daraus eine Ahnung entsprang, daß eine Person nur durch eine andere aufgewogen werden könne, daß darum der Mann für

den Mann ſich hingeben müſſe, der Gefolgsmann für den Heerführer, der Heerführer für den Gefolgsmann in unverbrüchlicher Treue — welch ein Muſterbild ſolcher Treue, ſolcher Hingabe der Perſon für die Perſon, ſolcher Löſung gebundener Perſonen durch die Einſetzung der freien Perſönlichkeit mußte den Deutſchen in Chriſtus erſcheinen, der von den Seinen das Leben als Opfer fordert, weil er ihnen zuvor das Leben dahingegeben hat. Und was die deutſche Keuſchheit betrifft, ſo iſt zwar gewiß, daß der Heide Tacitus ſowohl als der Chriſt Salvianus auf dem dunkeln Hintergrunde römiſcher Sittenloſigkeit die Reinheit der deutſchen Stämme in beſonders helles Licht ſetzten, immerhin hat doch die deutſche Ahnung eines Prophetiſchen in den Frauen eine eigenthümliche Tiefe, immerhin bleibt der Ruhm, daß unnatürliche Laſter den Deutſchen fremd waren und daß die jungfräuliche Ehre und die eheliche Treue von dem weiblichen Geſchlechte ſelbſt mit ſtrengſter Sitte und furchtbarer Ahndung des Falls und der Untreue umſchirmt war. Alle dieſe Züge bekunden eine gewiſſe Tiefe und Sittlichkeit der deutſchen Anſchauung und des deutſchen Lebens und damit eine natürliche Empfänglichkeit für das Chriſtenthum. Man darf erwarten, daß dieſe Empfänglichkeit in der neben der Religion vollkommenſten Ausprägung des Volksgeiſtes, in der Sprache, ſich beſonders offenbaren wird, und in der That bietet ſich die deutſche Sprache als ein wunderbar zubereitetes Gefäß dar, um den ganzen Inhalt der evangeliſchen Predigt in ſich aufzunehmen. Haben wir ſomit ſchon im natürlichen Weſen des Deutſchen eine tiefe Innerlichkeit und verhältnißmäßige Hoheit der ſittlichen Anſchauung gefunden, ſo ſcheint uns der Chriſtenberuf des deutſchen Volkes darin zu liegen, daß es mit der Innerlichkeit des Glaubens eine ernſte, tiefe Sittlichkeit verbinde, daß es hineindringe in die geheimſten Gründe der evangeliſchen Botſchaft und emporfahre auf die friſcheſten Höhen lebendiger Werkthätigkeit. Nicht deutſch iſt der Glaube, der nicht Selbſtglaube iſt, der auf die innerlichſte Aneignung

der Gnade verzichtet, nicht deutsch ist auch das Werk, dem der erwärmende Hauch der Frömmigkeit fehlt.

Die römische Kirche, welche das deutsche Volk seinem Christenberuf zuerst zuzuführen hatte, hat ihm doch zugleich die innerliche Erfassung desselben erschwert. Weil sie vom Glauben nicht recht lehrte, mußte sie in eine falsche Werkthätigkeit gerathen. Während nach der Bibel der Glaube die innerste That des Menschen ist, die völlige Hingabe des endlichen Menschen an den ewigen Gott, das herzliche Vertrauen des Sünders auf die Barmherzigkeit Gottes, die er in seinem Sohne geoffenbart hat, ein Hangen mit unverbrüchlicher Treue an dem, der sich für uns zu Tode geliebt, ein Sichbinden an den Helden, der allein frei macht, ein Sichversenken in den Lebendigen, der allein Leben hat für den Todeswürdigen, ein Leben und Weben in dem Heiland, ist in der römischen Kirche der Glaube frühe zu einer erkenntnißmäßigen Annahme der Kirchenlehre zusammengeschrumpft. Während darum nach der Bibel der Glaube die innerste Gemeinschaft mit dem Heiland wirkt, soll er in der römischen Kirche zunächst nur Gehorsam gegen die Kirche bewirken. Während ferner nach der Bibel das Werk weiter nichts ist als die Liebe, welche so von dem Glauben ausgeht, wie das Brennen und Leuchten vom Feuer, so wenig als der Glaube etwas Verdienstliches, Gott wohlgefällig nur, sofern der Glaube als Lebenssaft das Werk durchdringt, nimmt in der römischen Kirche das Werk eine selbständige Stellung ein, und wird das eigentlich Heilschaffende. Während darum im Bereiche des evangelischen Christenthums die Werkthätigkeit ihre gesunde Verbindung mit dem Glauben nicht verliert und sich als wahrhaftige Erfüllung des göttlichen Willens darstellt, sehen wir in der römischen Kirche die willkürlichsten Werke aufwuchern und sich zuletzt zu einem Spott auf das ächte Christenthum verzerren. Die römische Kirche mochte als eine Zuchtmeisterin die jugendlichen deutschen Stämme eine Zeit lang in die Schule nehmen. Den Beruf des deutschen Volks

zur Freiheit durch die Innerlichkeit der Gemeinschaft mit Gott verstand sie nicht. Diesen Beruf mußte das Volk selbst in allmäligem Erwachen im Gegensatz gegen römisches Wesen geltend machen. Für den besondern Beruf der Deutschen zu einer tieferen Frömmigkeit zeugt schon die Thatsache, daß die römische Kirche keine frömmeren Anhänger hatte, als die Deutschen, daß die Deutschen die starren Satzungen der Kirche mit der warmen Welle ihres Herzblutes zu beleben suchten. Als in Rom der Pabst und die Cardinäle wie die heidnischen Griechen ein Leben im Genuß der Welt und in der Heiterkeit der Kunst führten, unbeirrt durch die Mahnungen des göttlichen Wortes, haben die Deutschen sich noch ernsten Gedanken über ihre Sünden hingegeben und auch das elendeste Mittel, das die Kirche bot, nicht verschmäht, um nur Frieden zu finden. Bestimmter aber noch, als durch diesen allgemeinen Zug nach Verinnerlichung der römischen Satzungen offenbart sich schon vor der Reformation der Beruf der Deutschen, das Christenthum in seiner innersten Tiefe zu fassen, in der deutschen Mystik. In Johann Tauler, Heinrich Suso, Johann Ruysbroek, der deutschen Theologie, triumphirt die deutsche Innerlichkeit über die römische Aeußerlichkeit, die deutsche Sprache über das kirchliche Latein, der Drang des deutschen Volks, Gott durch Christus ins Gemüth aufzunehmen, über die römische Gewohnheit, sich mit Gott durch kirchlichen Gehorsam abzufinden. Das war deutsche Theologie: dieses Wegräumen aller gesetzlichen Verzäunungen und falschen Vermittlungen, dieses Hinführen der Creatur in Gottes tiefen Grund zur unmittelbaren Erfahrung seiner Gemeinschaft, dies Ertödten des alten Menschen mit Christus, dieses Aufwachen des neuen durch ihn, dieses völlige Ineinanderleben des Heilands und der gläubigen Seele, diese Wiederholung des geschichtlichen Lebens des Herrn in dem Leben des einzelnen Menschen, der volle Liebeserguß, der von der ewigen Liebe durch die gläubige Seele auf die Brüder ausströmt; das war deutsche Theologie: diese Verkündigung der tiefsten

Geheimniſſe der Offenbarung im einfachſten Laut der deutſchen Sprache. Die deutſche Myſtik des Mittelalters war eine Rückkehr des deutſchen Gemüths zum Urquell des göttlichen Lebens, war eine Weiſſagung der größten That des deutſchen Gewiſſens, der Reformation.

Martin Luther ward dem deutſchen Volke geſchenkt, ihm ſeinen Chriſtenberuf wieder vorzuhalten: mit der Innerlichkeit des Glaubens die reinſte ſittliche That zu verbinden. Niemals mag in einem Menſchen die tiefſte Erfaſſung der chriſtlichen Wahrheit mit der vollſten Naturkraft einer ausgeprägten Volksthümlichkeit eine innigere Vermählung gefeiert haben, als in dem deutſchen Reformator. Es hat Menſchen gegeben, in welchen ſich das Bild Chriſti lauterer ſpiegelte, als in der drangvollen Seele Luthers, und Andere haben ein ungebrochneres Volksthum dem Evangelium entgegengebracht als er. Aber ein ſolches Ineinander der chriſtlichen Glaubenskraft und der deutſchen Naturkraft iſt nicht vorher und nicht nachher erſchienen. Sein erſchrockenes Gewiſſen ruhte nicht, bis er den tiefſten Quellpunkt des Seelenfriedens gefunden und mit dem lebendigſten Glauben in die eigene Seele verlegt hatte, aber bei aller Bezeugung des neuen Lebens in Chriſtus blieb er der ganze deutſche Mann. Das Wort galt ihm als das allgewaltige Mittel, die Welt zu Chriſto zu führen — und durch und durch deutſch in Sprache und Ton war ſeine Verkündigung des Wortes; der Glaube war ihm die ſeligmachende Frucht des Wortes — und wie ein deutſcher Mann ſeinem Heerführer in Treue ſich zu eigen gab, ſo war Luthers Glaube Treue bis in den Tod gegen den Herzog ſeiner Seligkeit; die Ehe hat er wieder als einen heiligen Stand gepredigt — und deutſch war das Familienleben, das er für alle folgenden Geſchlechter als ein Vorbild aufſtellte; bis in die letzten Ausläufe verfolgte er die Heilsgedanken von ſeiner tiefſten Wurzel aus — und mit deutſchem weltoffnem Sinn umfaßte er zugleich das ganze volle Leben der Menſchheit und beſonders des deutſchen Volks, um es durch die chriſtliche Wahrheit weihen zu laſſen.

War es mehr die überwältigende Kraft des evangelischen Gedankens, welcher nicht gerne irgend ein Stück des natürlichen Wesens undurchdrungen läßt, oder war es mehr der deutsche Ernst und die deutsche Innigkeit, welche bis zum Tiefsten eindringt, wodurch in Luther die wunderbare Einigung zwischen christlichem und volksthümlichem Wesen zu Stande kam, das ist gewiß, sie ist nirgends vollständiger und darum vorbildlicher erschienen. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß das ganze deutsche Volk zu jener Zeit den von Luther ihm neu gezeigten Beruf verfolgt hätte, hat etwas Entzückendes, und wie die Dinge jetzt stehen, etwas Schwärmerisches. Aber Deutschland war einst nicht weit davon entfernt, wie Ein Mann in Christus seinen Christenberuf wieder zu erkennen. Die Schriften Luthers klangen beim christlichen Adel deutscher Nation so freudig an wie bei dem Bürger und Bauer. Seine Predigtweise traf ganz das deutsche Herz, sein Katechismus lehrte in deutschem Ton, seine Lieder wiesen der deutschen Sangeslust neue Bahnen, der ganze Mann erschien dem Volke wie sein besseres Selbst, an dem es sich erfrischte und zurechtfand. Schon war das Evangelium von Wittenberg nach allen Seiten ausgegangen, der Kern des deutschen Volks hatte es ergriffen, die nordischen Germanen fielen ihm zu, in Böhmen und Mähren ward der alte Glaubensgeist wieder angefacht, in Bayern und Oestreich und in den östlich von Deutschland gelegenen Ländern war es tief eingedrungen — da erlaubte Gott dem im Jesuitismus neu erstandenen römischen Geiste, durch List und Gewalt den Lauf des Evangeliums zu hemmen. Der Jesuitismus ist das grade Gegentheil, ist der Erzfeind des deutschen Geistes: für die deutsche Innerlichkeit bietet er die widerlichste Aeußerlichkeit; die deutsche Freiheit sucht er in die Fesseln der empörendsten Satzungen zu schmieden; an die Stelle der heiligen Idealität, welche das jugendliche deutsche Gemüth zu entflammen pflegt, setzt er in der Erziehung die gemeinsten Triebfedern des Ehrgeizes; nicht um die Hinführung der Seelen in die selig-

machende Gemeinschaft mit ihrem Heiland ists ihm zu thun, nur um den Gehorsam gegen die Kirche zur Erweiterung derselben in ihrer Erscheinung als Pabstthum. Welch ein trauriges Bild bietet Deutschland ein Jahrhundert nach dem reformatorischen Aufschwung und früher schon dar! Der Jesuitismus drückt wie ein Alp auf die deutschen Geister, und wo Luthers Lehre in ungefährdeter Geltung ist, da hat man doch vergessen, daß der deutsche Christenberuf in der Innerlichkeit des Glaubens und in der durch den Glauben gewirkten sittlichen That zugleich besteht. Auch in der evangelischen Kirche Deutschlands war der Glaube in Gefahr, in Erkenntniß umzuschlagen, die reine Lehre ward zu einem Gesetz, der Liebeseifer im Leben hielt mit dem Kampfeseifer für die Lehre nicht gleichen Schritt.

Die Zeit der ungebrochenen lutherischen Rechtgläubigkeit bietet ohne Zweifel viele köstliche Erscheinungen evangelischen Glaubens und Lebens, reiche Schätze der Erbauung in Lied, Gebet und Betrachtung, tief eingehende Darstellungen der Lehre, welche für alle Zeiten ihren Werth behalten, treffliche Ordnungen und Sitten im häuslichen und öffentlichen Leben, aber der Beruf des deutschen Volks, das Christenthum in seinem innersten Wesen als Herzensglauben zu erfassen und diesen Glauben in einer reichen Liebesthätigkeit auszuwirken, ward doch in jener Zeit nicht klar und lebendig genug erfaßt. Wie gewaltige Mahnstimmen an das deutsche Volk, sich selbst zu begreifen, ließen sich die beiden großen Deutschen vernehmen, der deutsche Theolog Johann Arndt und der deutsche Philosoph Jacob Böhme, jener mit dem zum Volksbuch gewordenen „wahren Christenthum," dieser mit zahlreichen Schriften von wunderſamer Tiefe und Herrlichkeit. Auf Verinnerlichung dringen die Beiden, nicht auf ein müßiges Sichversenken in den Abgrund des göttlichen Wesens, aber auf ein Eintauchen in den lautern Born der Gottheit, der in Jesus Christus gefaßt ist, damit der Mensch als ein neuer wieder hervorkomme und einen göttlichen Wandel führe. Es zieht sich durch

die Rechtgläubigkeit des ſiebenzehnten Jahrhunderts ein zum guten Theil von dieſen beiden Gewaltigen ausgehender Strom lebendiger, werkthätiger Frömmigkeit hindurch bis zu Philipp Jacob Spener und Auguſt Hermann Francke. Dieſe knüpften an der urſprünglichſten reformatoriſchen Predigt wieder an, an der lebendigen Zuſammenfaſſung des Religiöſen und Sittlichen im Chriſtenthum, des Glaubens und der Liebe, der Rechtfertigung und der Heiligung, ſie ſuchten für die Noth der Zeit Hülfe in der Erneuerung der alten, nicht in ſtarren Formen und äußerlichſten Schnörkeln einhergehenden Predigt. Es galt dem Spener-Franckeſchen Pietismus um ein Herzenschriſtenthum, um einen Glauben, der neue Menſchen ſchaffe. Er wollte in die Herzen hinein, um da durch Buße aufzuräumen und durch Glauben eine neue Pflanzung zu ſchaffen, in die Häuſer, um ſie zu Kapellen umzugeſtalten, in die Schulen, um den Katechismus aus dem Kopf ins Herz zu bringen, in die Kammern der Armuth und des Elends, um den Troſt und die Hülfe des Evangeliums zu bieten. Er hielt am Bekenntniß der Väter, aber ohne die Brüder zurückzuſtoßen, welche das Bekenntniß nicht unterſchrieben haben, er achtete das geiſtliche Amt, aber ohne die Gaben der Unbeamteten zu verachten, er ging gern in den alten Wegen der kirchlichen Ordnung, wenn auf ihnen für die Kirche Heil zu ſchaffen war, aber er erkannte, daß das Evangelium verbrauchte Formen immer wieder ſprengen und neue ſich wählen müſſe. Und wenn der Pietismus hie und da etwas geſetzliche Säure hatte, ſo wuchs aus ihm die Brüdergemeinde hervor, in welcher die ganze Süßigkeit des Gnadenſtandes dem Lamm Gottes ihre Jubellieder ſang, in welcher die deutſche Innigkeit den Heiland mit der dankbarſten Liebe umfaßte. Es war ein Zurücklenken zum deutſchen Chriſtenberuf — das Innerliche und doch zugleich Werkthätige in Spener, Francke und Zinzendorf, aber etwas fehlte, wenn auch den erſten Begründern der neuen Richtungen nicht völlig, doch ihren Nachfolgern: der weltoffene

Sinn Martin Luthers, der an allen Erscheinungen des natürlichen Lebens lebhaft Antheil nimmt, weil er für Alle vom Evangelium weihende Kräfte hofft. Wer auf die größere Volksgemeinde einen erneuernden Einfluß üben will, der muß für das Größte und Herrlichste, was ein Volk leistet, für Staat, Kunst, Wissenschaft einen offenen Sinn haben. Noch ist der Pietismus nicht völlig verwerthet, noch darf er nicht werthlos bei Seite geschoben werden. Noch predigt er den Herzensglauben im Gegensatz zu einer Rechtgläubigkeit, die angelernt ist, die Werkthätigkeit im Gegensatz gegen eine Lehrreinheit, welche des Volkes Lasten mit keinem Finger regen will, den Ernst des Christenlebens gegen die immer wieder hereindringende Weltförmigkeit, die Hereinziehung der Laienkräfte in den Dienst der Kirche im Gegensatz gegen ein Pastorenthum, das sich Alles allein zutraut. Aber wenn die deutschen Christen ihren Beruf erfüllen wollen, so müssen sie bedenken, daß auch von Bild und Lied, das nicht kirchliche Farbe und kirchlichen Ton hat, daß auch von der Geselligkeit, die etwas anderes ist als Erbauungsstunde, und von der vaterländischen Freiheit und Einheit, von allem gesunden Volksthum des Apostels Wort gesagt ist: Alles ist euer!

Um die Mitte des vorigen Jahrhunders war die alte Rechtgläubigkeit schlaff geworden, die pietistischen Kreise hatten sich eng zusammengezogen, ein neuer Geist bahnte sich an, der Geist der freien Forschung, der sich kein Gebiet des Lebens entziehen sollte, der Beurtheilung der göttlichen Offenbarung und des geschichtlichen Lebens nach dem Maßstabe der damaligen Vernunft. Von England und Frankreich kamen die Einflüsse des dort schon länger einheimischen Unglaubens. Die Aufklärung theilte sich allmälig mit der neu aufgehenden Literatur in die deutschen Geister. Die alten und ewigen Grundlagen, auf welchen das menschliche Leben ruhen muß, wurden verlassen. An der Scheide des Jahrhunderts war Schlaffheit das Kennzeichen des religiösen Lebens in Deutschland. An die

Stelle der tiefen Innerlichkeit des Glaubens war Oberflächlichkeit getreten, an die Stelle der hohen Sittlichkeit eine philisterhafte Moral. Der Christenberuf des deutschen Volks war vergessen, aufgegeben. Konnte Deutschland seinen nationalen Beruf erfüllen, wenn es von dem tiefsten Gedanken, den Gott ihm als Leitstern für sein geschichtliches Leben gegeben hatte, abgefallen war?

Die Geschichte lehrt, daß das deutsche Volk zu derselben Zeit seinen Christenberuf und seinen nationalen aus dem Auge verloren, daß es für diese zwiefache Sünde zu gleicher Zeit gezüchtigt ward und daß es aus der Züchtigung hervorging als eine Volkspersönlichkeit, die vom Hauche Gottes angeweht den feurigen Wunsch hatte, Christenthum und Volksthum hinfort aus den Quellen ihres Lebens zu nähren, damit keines von beiden wieder erschlaffe. Die Tage, in welchen sich diese Züchtigung, Buße und Wiederkehr vollzog, sind so wichtig für unsere nationale Berufserfüllung, der Augenblick, den Gott unserm Volk unmittelbar nach der Besiegung der Franzosen zu leben vergönnte, war ein so schöner, daß wir jene Zeit in der geschichtlichen Erinnerung festhalten müssen, um daraus Muth und Begeisterung für das Werk christlicher und nationaler Erneuerung zu schöpfen, die uns abermals Noth thut. Dies ist der Zweck der folgenden Darstellung.

1.

Die religiöse Zerfahrenheit.

Als im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts der junge Schleiermacher, in heiliger Entrüstung über die herrschende Oberflächlichkeit des religiösen Lebens und im tiefen Gefühl von der Nothwendigkeit, der Religion ihre Lebensquellen wieder zu zeigen, seine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern hielt, redete er dieselben mit diesen Worten an: „Schon von Alters her ist der Glaube nicht Jedermanns Ding gewesen; und immer haben nur Wenige die Religion erkannt, indeß Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukelten, welche sie sich lächelnd gefallen läßt. Aber zumal jetzt ist das Leben der gebildeten Menschen fern von allem, was ihr auch nur ähnlich wäre. Ja ich weiß, daß ihr eben so wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht; daß in euren aufgeschmückten Wohnungen keine anderen Heiligthümer angetroffen werden, als die klugen Sprüche unserer Weisen und die herrlichen Dichtungen unserer Künstler, und daß Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft, wie viel ihr eben dafür zu thun meint und euch davon anzueignen würdiget, so völlig von eurem Gemüthe Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches euch jenseits der Welt liegt, nichts übrig bleibt, und ihr kein Gefühl habt für dies und von diesem.

Ich weiß, wie schön es euch gelungen ist, das irdische Leben so reich und vielseitig auszubilden, daß ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürfet, und wie ihr, nachdem ihr euch selbst ein Weltall geschaffen habt, nun überhoben seid, an dasjenige zu denken, welches euch schuf. Ihr seid darüber einig, ich weiß es, daß nicht Neues und nichts Triftiges mehr gesagt werden kann über diese Sache, die von Weisen und Sehern, und dürfte ich nur nicht hinzusetzen, von Spöttern und Priestern, nach allen Seiten zur Genüge besprochen ist. Am wenigsten — das kann Niemandem entgehen — seid ihr geneigt, die letzteren darüber zu verehren, diese längst von euch ausgestoßenen und eures Vertrauens unwürdig erklärten, weil sie nämlich nur in der verwitterten Ruine ihres Heiligthums am liebsten wohnen, und auch dort nicht leben können, ohne es noch mehr zu verunstalten und zu verderben." So konnte Schleiermacher in Berlin sprechen, in der Hauptstadt des Protestantismus, wo der edle, in seiner Weise christlich eifrige Spalding doch für nöthig hielt, die „Nutzbarkeit des Predigtamts" in einer eignen Schrift zu beweisen, wo der oberflächliche Nicolai seit Jahren seine philisterhafte Aufklärung verbreitet hatte, wo der Probst Teller einigen jüdischen Hausvätern auf die Frage, ob sie nicht auf Grund der Lehre des jüdischen Philosophen Mendelssohn in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werden könnten, mit einem unbedenklichen Ja antwortete. Wir finden aber solche Zerfahrenheit nicht etwa bloß im Protestantismus. Mainz war die Hauptstadt des ersten deutschen Kurstaats, und zwar eines katholischen, in welchem der Landesherr zugleich Erzbischof war, in welchem man eine unmittelbare Pflege des katholischen Glaubens durch die Regierung erwarten durfte. Aber die Aufklärung und Freigeisterei hatte unter dem letzten Kurfürsten auch dort das Schloß des Regenten und die Häuser der Gebildeten eingenommen. „Der Kurfürst war eitel darauf," so schreibt Perthes, „politisch und kirchlich als aufgeklärter Herr zu gelten, der Jeden glauben und reden ließ, was ihm beliebe. Alle hohen Kreise in Mainz waren von der Illuminaten-

richtung durchzogen; ein großer Theil der Domherren, der Profeſſoren, der geiſtlichen und weltlichen Räthe, der Coadjutor von Dalberg, der Curator von Benzel gehörten dem Orden an. An den Häuſern mancher Domherren ſah man, ſtatt des Bildes der heiligen Jungfrau, jetzt Sinnbilder der Philoſophie und Künſte und in ihren Zimmern, ſtatt des Crucifixes oder der Apoſtel Petrus und Paulus, die Büſte von Voltaire; auf dem Tiſch lagen Abhandlungen der Illuminaten und die Schriften des Helvetius.“ [1])

Welch ein Bild von der religiöſen Zerfahrenheit der Gebildeten gewinnen wir aus dieſen Worten! Einen gewiſſen Ernſt hat das Leben der Edelſten noch durch die wiſſenſchaftliche Forſchung, durch die Arbeit um das tägliche Brod, durch die Wechſelfälle des Geſchicks; heiter iſt es durch den Schmuck der Kunſt, durch die Klänge der Dichtung, durch die Geſelligkeit und von einer allgemeinen Begeiſterung für das Wohl der Menſchheit angehaucht. Aber es iſt ein natürliches Leben, Gott wird nicht darin gefunden, weil man darüber klar geworden, daß die Offenbarung Nichts offenbart, daß der Sohn Gottes ſelbſt nur dem natürlichen Leben angehört. Kein Gebet wird in der Kammer verrichtet, die Familie tritt nicht zum Gottesdienſt zuſammen, die Kirchen werden leer, kein Stand iſt unnützer, als der geiſtliche, und nur dann findet er Anerkennung, wenn er ſein Amt und ſeinen Beruf dem herrſchenden Geiſte zum Opfer bringt. So war es in den Kreiſen der Gebildeten zu Anfang unſers Jahrhunderts. Nun weiß man, daß ſolche Verflüchtigung des Chriſtenthums, wie ſie immer wieder in der Geſchichte vorkommt, in den obern Schichten der Geſellſchaft anfängt und erſt allmälig zu den geiſtig weniger beweglichen Klaſſen des Volks durchdringt. Aber die Aufklärung hatte ihr Werk ſchon Jahrzehnte getrieben, und immer kommt dem Leichtſinn von oben die Rohheit von unten auf halbem Wege entgegen, um eine dem göttlichen Leben abgewandte, natürliche, irdiſche, fleiſchliche Lebensſtimmung zu wirken. Wir dürfen ſagen, daß das religiöſe Leben der Deutſchen im Großen und

Ganzen zu Anfang unſers Jahrhunderts die Zeichen der Zerfahrenheit an ſich trug.

Alles religiöſe Leben war freilich nicht erloſchen. Von dem Feuer des Glaubens war hier und da ein Kohlenhäuflein zurückgeblieben und glimmte ſtill fort. Die Brüdergemeinde erwärmte mit ihm mitten in der kalten Welt ihre traulichen Gemeinſchaften. Pietiſtiſche Kreiſe ſammelten ſich noch immer um ihre alten Schatzkäſtlein und Erbauungsbücher. In vielen Haushaltungen war die fromme Sitte des Gebets und des Poſtillenleſens am Sonntag geblieben. In allen Ständen fehlte es nicht an ſolchen, die der Religion nicht entrathen konnten und die zumal in Tagen der Trübſal gern aus des frommen Gellerts Liedern ſich erbauten. Einzelne Prediger verkündigten auch auf der Kanzel noch die evangeliſche Wahrheit, wiewohl ſelten in ihrer ganzen Tiefe und mit Beweiſung des Geiſtes und der Kraft. Dichter, wie Klopſtock, Weltweiſe wie Hamann, Schriftſteller wie Claudius und Stilling, Prediger wie Lavater bekannten unter ihrem Geſchlecht den Heiland. Aber man muß doch da und dort zuſammenſuchen, was in jener Zeit noch dem evangeliſchen Glauben zugehörte. Auch die chriſtlichen Elemente der Zeit ſind nicht organiſch zuſammengeſchloſſen und von einer gewiſſen Zerfahrenheit nicht frei.

Wo war aber im Großen und Ganzen der Glaube der Väter hingekommen, der Glaube des zu aller Zeit hochbewunderten Luther? Was war aus ſeinem Bekenntniß geworden: Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn? Was aus ſeinem Zeugniß von der Rechtfertigung durch den Glauben: Von dieſem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will? Der damalige Rationalismus gab die Bibel nicht ſofort auf; er konnte noch immer mit recht proteſtantiſchem Eifer ſich auf dieſelbe berufen. Aber er meiſterte die Bibel. Mehr oder weniger war das überall ſeine Rede, was Göthe Bahrdt, dem widerlichſten Vertreter der Aufklärung in den Mund legt: „Es fiel mir ein von

ungefähr, so redt' ich, wenn ich Christus wär." Die Bibel erschien nicht wie der von Gott gegebene Organismus der Wahrheit von Gott und seinem Reiche, in welchem Alles seine Bedeutung hat, Christus aber der Kern und Stern ist, nicht als die Offenbarung der ewigen Liebe, in welche sich der Mensch einzuleben hat, sondern wie ein Spruchbuch, aus welchem man sich beliebte Tugendlehren, Troſtgründe und namentlich Sprüche gegen Aberglauben und Verdummung herausſucht, in welchem man aber das Tiefſte und Wichtigſte gleichgültig ſtehen läßt oder aufkläreriſch beſeitigt. Und weil die Bibel nicht mehr als die göttliche Offenbarung galt, welche die menſchliche Vernunft liebevoll ſich anzueignen habe, weil nur das gelten ſollte, wozu der natürliche Menſch unmittelbar ſich geneigt fühlt, ward die Grundlehre der Schrift abgeſchwächt und verworfen. Die Oberflächlichkeit der Zeit brachte es nicht zu der tiefen bibliſchen Erkenntniß von der Sünde, darum ward die ganze Betrachtung des Heilswerks verflacht. Dem damaligen Geſchlechte war kein Gedanke gründlicher zuwider, als der an das gründliche Verderben, welches die Kirche Erbſünde nennt; darum brauchte es keinen Heiland, der wahrhaftiger Gott iſt und doch zugleich als wahrhaftiger Menſch ſein Leben zum Sühnopfer dahingiebt. Den tiefen Zuſammenhang unſerer Sünde mit der Sünde des Stammvaters ahnte man nicht, darum auch nicht die Möglichkeit der Heilung durch die Herſtellung einer tiefen Verbindung mit dem einzig Gerechten im Glauben. Der Menſch wird unſchuldig geboren. Die Unſchuld der Kinder iſt ein Lieblingsgedanke der Zeit. Obwohl mit herrlichen Gaben ausgeſtattet, entwickelt ſich doch die Sinnlichkeit ſchneller als die Vernunft; bis der Geiſt zum Bewußtſein kommt, daß ihm die Herrſchaft im Menſchen gebührt, hat das Fleiſch ſchon einen Vorſprung gewonnen. Aber Lehre und Beiſpiel ſollen den Schaden wieder gut machen. Und als Lehrer und Tugendvorbild erſcheint Jeſus Chriſtus. Die Sünde iſt nicht, wie die Schrift ſagt, Feindſchaft wider Gott, ſondern lediglich eine Schwäche und, wenn man es genau nimmt,

kommt dieſe Schwäche nicht auf Rechnung des Menſchen als eine Schuld, ſondern auf Rechnung Gottes, der zur Erſchaffung des Menſchen ſich eines ſo ſchlechten Stoffs bedient hat. Was dem Menſchen noth thut, iſt nicht eine Verſöhnung mit Gott durch einen Gerechten, der unſre Schuld auf ſich nimmt, ſondern eine Belehrung über unſere Pflichten und ein ermunterndes Beiſpiel. Der Glaube iſt nicht eine Hingabe des von der Sünde geängſteten Menſchen an die Gnade des Heilands, ein Ruhen in dieſer Gnade, ſondern das Fürwahrhalten, daß einmal ein ſo trefflicher Lehrer und frommer Mann wie Jeſus Chriſtus gelebt hat. Gerecht wird der Menſch vor Gott nicht durch die Gnade in Chriſtus, die der Glaube ihm zueignet, ſondern grade, wie in der römiſchen Kirche durch die Werke, freilich nicht durch Werke von religiöſem Charakter, ſondern durch das, was man ein rechtſchaffenes Leben nennt. Der Gedanke, daß der Menſch nie zum Gefühl ſeiner Rechtfertigung vor Gott und damit zum Frieden der Seele kommen könne, ſo lange er auf ſeine Vollkommenheit die Rechtfertigung und den Frieden gründe, weil die Vollkommenheit des vollkommenſten Menſchen doch nicht ganz vollkommen ſei, machte darum keine Schwierigkeit, weil man die Kluft zwiſchen Gott und den Menſchen nicht fühlte, und dieſe Kluft fühlte man nicht, weil man mit Gott nicht ernſtlich Gemeinſchaft ſuchte. Da war keine Wiedergeburt nöthig, ſondern nur eine Beſſerung; keine Verſöhnung, ſondern nur die allgemeine Vaterliebe; kein Gottmenſch, ſondern nur der Menſch Jeſus; darum verlief das Leben ohne das Zeugniß des Geiſtes von der Kindſchaft, ohne das Gefühl von der Nähe des Heilandes, und die Ewigkeit that ſich auf, nicht als das herrliche Gottesreich in ſeiner Vollendung, ſondern als das unbekannte Land. Man konnte zwar die ſchreckliche Vergeltung ſich lebhaft vorſtellen, welche einſt den Frevler treffen werde und ſich ſelbſt ſchmeicheln, daß man Belohnung für ſeine Tugenden finden werde, aber die Gewißheit fehlte, mit welcher der

Christ spricht: Wir wissen, daß wir aus dem Tod ins Leben gedrungen sind.

Diese eben geschilderte Verwerfung und Abschwächung der Schriftlehre drückte auch dem öffentlichen Gottesdienst seinen Character auf. Die Predigt ist nach evangelischer Anschauung das Hauptstück im Gottesdienst; denn der Glaube kommt aus der Predigt, und aus dem Glauben kommt für den Sünder Leben und volles Genüge. Aber eben darum ist die rechte Predigt auch Zeugniß von Christus, die vom Glauben aufgenommene und aus lebendiger Erfahrung des Herzens wieder verkündigte Botschaft des Heils. Dies Zeugniß kann nicht anders, als sich mit Lehre, Warnung, Ermahnung verbinden, aber Zeugniß muß es bleiben und in allen Tönen schallen, die zur Schilderung unsers sündlichen Verderbens, zur Verherrlichung der göttlichen Gnade, zum Erguß der seligen Erfahrung des glaubenden, liebenden und hoffenden Christenherzens gehören. Es giebt keine Saite der christlichen Rede, von der nüchternen Entwicklung eines heilsamen Gedankens bis zum begeistertsten Hymnus, welche in der Predigt nicht angeschlagen werden könnte. Aber zu Anfang unseres Jahrhunderts war die Predigt lehrhaft geworden im schlechtesten Sinne des Worts, und wurde je ein Angriff auf das Herz gemacht, so geschah es durch die Mittel falscher Rührung. Da man von der grundverkehrten Willensrichtung des Menschen nicht überzeugt war, da man ihm Fähigkeit und Willigkeit reichlich zutraute, so hielt man ihn nur einer verständigen Belehrung bedürftig. Und diese Belehrung war, weil der Zusammenhang des sittlichen Lebens mit der gläubigen Versenktheit des Sünders in die Gnade des Heilands nicht erkannt war, auf die Mittheilung von moralischen Vorschriften und Winken gerichtet. Oberflächlichkeit, Nüchternheit, Gewöhnlichkeit, verbunden mit falschem Pathos, thränenweicher Rührung, unnatürlichem Kanzelton, das sind die Merkmale der damaligen Predigt. Kein Wunder, wenn die Geister, die aus dem Born Götheſcher und Schillerscher Poesie getrunken hatten, eine Rede nicht hören mochten,

welche die elendeſten Gemeinplätze in der ungenügendſten Form mittheilte, und daß der gemeine Mann endlich es unnöthig fand, in die Kirche zu gehen, wenn man in ihr nichts hörte, was ſich für den natürlichen Menſchen nicht von ſelbſt verſtand. Der Miniſter vom Stein, welcher treu ſeine Kirche beſuchte, pflegte zu ſagen: iſt die Predigt ſchlecht, ſo erquickt uns ein Lied von Luther oder Paul Gerhardt. Aber dieſer Troſt war auch nur in geringem Grade vorhanden. Der Rationalismus hat auch das Lied in den Dienſt ſeiner proſaiſchen Belehrung gezwungen. Kein größerer Vandalismus iſt wohl in der neueren Zeit erhört worden, als der, welchen die Aufklärung an unſerm deutſchen Kirchenlied übte. Ihre altkluge Verſtändigkeit hatte kein Gefühl für die wunderbare Kindlichkeit der alten Glaubenslieder. Ihr Geſichtskreis war zu beſchränkt, um faſſen zu können, was nicht ihr eigenes Bild an ſich trug. Der Rationalismus verſtand weder den Glauben noch die Sprache der Alten. Herrliche Lieder, mit denen die deutſche Kirche ſich gegen Rom ihr Daſein erkämpft hatte, wurden aus den Geſangbüchern entfernt. Mit den Beibehaltenen erlaubte man ſich die empörendſten Verſuche, ſie aufkläreriſch umzuſtimmen. Und das Neue, was man in Maſſe brachte, war ein Hohn, ſowohl auf den Glauben, als auf die Poeſie, elende Reime, in denen die chriſtlichen Tugenden aus der heiligen Einheit des Glaubens heraus und auseinandergezerrt wurden. Und dieſe gereimten Predigten ſang man, weil keine Freude und kein Jubel darinnen war, ſchleppend langſam; man freute ſich, wenn endlich des Predigers Erſcheinen der Qual des Singens ein Ende machte; aber nicht lange, ſo ſehnte man ſich auch nach dem Amen des Predigers; man ſang den letzten Vers und ging nach Hauſe. Oftmals hatte das deutſche Gemüth, weil es ſuchte, trotz alledem eine Erbauung gefunden; man war doch in der Kirche geweſen, man hatte Gottes Wort gehört, hatte gebetet und geſungen. Aber allmälig lockerte ſich das Band, das zur Kirche zog; es war kein lebendiger Drang in den Herzen, kein Lob: Wie

lieblich ſind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! kein Verlangen: Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hauſe des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, zu ſchauen die ſchönen Gottesdienſte des Herrn und ſeinen Tempel zu beſuchen! Die Geiſtlichen vermochten dem öffentlichen Gottesdienſt nicht jene wunderbare Weihe zu geben, durch welche die Hörer fühlen: Gott iſt gegenwärtig, und wenn ſie obendrein den wenigen Kirchgängern auseinanderſetzten, daß man doch ja nicht glauben ſolle, auf das Kirchgehen komme es an, da es ja nur auf die Tugend im Leben ankomme, ſo wundert ſich Niemand, wenn die Bänke immer leerer wurden. Es giebt ja freilich eine Gegenwart Gottes in der Kirche, die unabhängig iſt von der Predigt und dem Geſang, das iſt Gottes Hingabe an uns im Sacrament des Altars, aber wie ſollte das Volk dieſe Gegenwart fühlen, da alle Myſtik aus der Lehre über das Abendmahl gewichen, da auch dieſes aus einem Mittel der perſönlichen Gemeinſchaft mit der Perſon des Herrn zu einer Erinnerungsfeier, aus einer Mittheilung des Lebens Chriſti zu einer Ermunterung geworden war, in ſich ſelbſt ein tugendhaftes Leben zu erwecken. Eine neue, man darf vielleicht ſagen: ſeit dem Anfang der Kirche unerhörte Stellung des Einzelnen zur kirchlichen Gemeinſchaft hatte ſich angebahnt: die des völligen Beliebens, ob man ſich um die Kirche noch kümmern wolle oder nicht. Bei vielen ward der Dünkel, der Gemeinſchaft nicht zu bedürfen, die ſchiefe Ebene, auf welcher das frömmſte Gefühl allmälig in die völlige Leere hinabglitt. „Ich mache noch täglich die Erfahrung," ſchrieb Georg Forſter, „daß keine einzige Bewegung zum Reinguten in mir aus eignem Antriebe entſteht und ich folglich keinen Augenblick darauf rechnen kann, in eigner Tugend ſtandhaft zu beharren. Das glaube ich aber, daß ich alles werde vermögen durch den, der uns mächtig macht, Jeſum Chriſtum. Das glaube ich, daß ein Fünklein des Glaubens an Gott, welches er in uns rege werden läßt, und ein Fünklein Liebe zu ihm uns ein überaus herrliches Gnadenzeichen ſei, woran wir erkennen mögen, daß die Pforte zu

ihm auch uns offen stehe und er sich uns mit unbedingter, unvergoltener Liebe nähern wolle und werde.“ Dieser Mann, der dieß warme Zeugniß empfundener Gnade ablegte, ist in seinem zerfahrenen Jugendleben ohne die Confirmation geblieben und niemals zum Abendmahl gekommen. Wohin er aber zuletzt mit seiner Religion gerathen, sehen wir aus Aeußerungen wie diese, nachdem er sich mit der ungläubigen Tochter des berühmten Philologen Heyne verheirathet hatte: „Ich bin dir jetzt so ruhig,“ schrieb er an Sömmering, „so zufrieden, so vergnügt ohne Gott und ohne Gebet, als ich es ehedem mit aller Kraft und Aengstlichkeit des Glaubens nie sein konnte. Wenn es ein Wesen giebt, das als Schöpfer alle Wesen in sich faßt, so bin ich überzeugt, daß das Glück seiner Geschöpfe ihm angenehmer ist, als ihr unaufhörliches Betteln, und daß man rechtschaffen gut und edel sein und handeln könne, ohne aus Möglichkeiten und höchstens Wahrscheinlichkeiten sich Gesetze zu machen, viel weniger Absurditäten und Lügen zu glauben und ihnen den gesunden, schlichten Menschenverstand zu opfern.“ [2]) Das folgende zerrissene Leben Forsters bei einer so edel angelegten Natur zeigt, wohin der gesunde Menschenverstand führt, der gegen die Offenbarung sich sträubt. Und sein Weg war der Weg Vieler in jener Zeit religiöser Zerfahrenheit.

Ein reges Leben zeigte Deutschland im vorigen Jahrhundert auf dem Gebiete der Erziehung. Aber die heilsamen Einflüsse des franckischen Pietismus, der freilich ohne Verständniß für manche Seite des menschlichen Lebens doch auf dem festen Grunde des Evangeliums stand und von diesem Grunde aus tüchtige Menschen bildete, hatten sich bald in enge Kreise zurückgezogen, und weit und breit spürte man das kalte Wehen Rousseau'scher Gedanken, wohl geeignet, manchen faulen Hauch zu verscheuchen, aber unfähig, christliche Pflanzungen zu fördern. Es sind kräftige Irrthümer, von denen Rousseau ausging. Er nahm den Menschen als natürlich gut und enthob ihn der Gesellschaft als der Schule des Verderbens. Indem

er ihn aber als einzelnes Individuum und zwar in seiner Sinnlichkeit faßte, förderte er die Selbstsucht, die an und für sich des Menschen natürliches Wesen ist. So reizt derselbe Mann, der mit großer Entrüstung das Verderben des Gemeinschaftslebens geißelte, den Hochmuth des Einzelnen, durch welchen jedes ächte Gemeinschaftsleben gehindert wird. Denn wer nicht glaubt, daß der Mensch nach Gottes Bild geschaffen ist, durch seine Sünde zwar dieß Bild bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat, durch Christus aber in die Gottbildlichkeit wieder erneuert werden kann, der muß sich, wie Rousseau, in den größten Widersprüchen verwickeln. Er kann die Herrlichkeit des Menschen nicht hoch genug preisen, und zugleich könnte er ihn nicht tiefer herabwürdigen, als er thut, indem er ihn wie ein anderes Naturwesen behandelt. Er stellt den Satz an die Spitze seiner Lehre: Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge kommt; alles artet aus unter den Händen des Menschen; das hört sich an, als ob er einen Sündenfall glaubte, aber er ist weit entfernt, den Einzelnen für seine Sünde verantwortlich zu machen. Die Gesellschaft muß an allem Uebel Schuld sein; mit einer wahren Wuth bekämpft er sie, ohne zu bedenken, daß die Gesellschaft aus Individuen zusammengesetzt ist. Die ganze Erziehungskunst sieht er darin, daß man den Naturmenschen nicht in die Gesellschaft verflicht, aber er vergißt, daß der Mensch die arge Welt in sich selbst hat, und daß die Ursünde des Menschen, die Selbstsucht, grade durch das Leben in der Gemeinschaft eine heilsame Beschränkung erfahren soll. Rousseau hat manche gute Anregungen gegeben, namentlich hat er das Recht des Einzelnen mit Erfolg nachgewiesen, aber das Recht nur des Einzelnen, nicht der göttlichen Ordnungen dem Einzelnen gegenüber, und des Einzelnen nur in seiner natürlichen Erscheinung. Der Einfluß Rousseau's ist im Großen und Ganzen ein widerchristlicher. Die christliche Lehre von der Bestimmung des Menschen zum Reiche Gottes hat er geleugnet und ihm in dem Diesseits sein Ziel gesetzt; auf die schamloseste Weise hat er, der ein Reformator der

Erziehung ſein wollte, den geſunden Boden jeder tüchtigen Erziehung, das Familienleben unterwühlt, ſeine in wilder Ehe geborenen Kinder übergab er dem Findelhaus; der Geſellſchaft erklärte er den Krieg, ſtatt ihr die Heilmittel des Evangeliums anzupreiſen, an die Stelle der Chriſtenheit trat ihm die Menſchheit, und während er mit dem Scheine ſich ſchmückte, als umſchlänge er die Millionen, hatte er nicht wahrhaftige Liebe genug, ſeine Kinder väterlich zu umfaſſen. Rouſſeau's Ideen fanden in Deutſchland begeiſterte Aufnahme. Baſedow ergriff den Gedanken einer Erneuerung des Erziehungsweſens mit einem beiſpielloſen Eifer, aber während man in Rouſſeaus Worten die edlere Wallung ſpürt, den Schwung des Gedankens, den Schimmer der Phantaſie, zeigt Baſedow mehr Marktſchreierei und durch die Verſicherung, daß es ihm nur um das Wohl der Menſchheit zu thun ſei, klingt doch auch der Wunſch nach klingender Belohnung ſeiner Verdienſte nicht undeutlich durch. Wie hat er doch die Großen der Welt für ſein Philantropin zu werben gewußt, und was ſollte dieſe Anſtalt nicht alles leiſten! Da kam es auf des Kindes Naturanlagen nicht mehr an, die Methode war unfehlbar und erreichte bei jedem Kinde daſſelbe glänzende Ergebniß. Nur verſtändige Belehrung war dem Kinde nöthig, und die wurde möglichſt ſpielend beigebracht, und über nichts durfte mehr ein Schleier gebreitet ſein, weder über die Dinge, welche die natürliche Schamhaftigkeit verbirgt, noch über die Geheimniſſe, welche wegen ihrer Tiefe ſich der leichten Erkenntniß entziehn. Darum bietet das Philanthropin eine für Juden, Chriſten, Katholiken und Proteſtanten gleichmäßig paſſende Religion. Baſedows Schüler Campe und Salzmann ſtanden um die Scheide des Jahrhunderts in der Blüthe ihrer Wirkſamkeit. Sie unterſchieden ſich mit ihrer ſchönen Sittlichkeit, mit ihrem ernſten Arbeiten vortheilhaft von dem gemeinen Baſedow. Als der junge Perthes von Leipzig nach Hamburg reiſte, traf er unterwegs mit Campe und ſeiner Familie zuſammen. Die Worte des Jünglings ſind bezeichnend für das Anſehen, welches der päda-

gogiſche Schriftſteller in jener Zeit genoß: „Herrn Rath Campe fand ich noch weit über das Ideal erhaben, das ich mir von dem Verfaſſer des Theophron gemacht hatte. Er iſt ein langer, hagerer, aber ſchöner Mann: Würde iſt über ſein ganzes Weſen verbreitet; ein nur auf Vernunft beruhendes Betragen leuchtet auch aus der kleinſten ſeiner Handlungen hervor. Am meiſten aber trägt zur Verherrlichung ſeiner Familie und zu ſeinem eigenen würdevollen Ruhm die vortreffliche Frau bei, welche die feinſte Bildung der großen Welt mit dem beſten Herzen und die trefflichſten Kenntniſſe mit den Pflichten der ſorgſamen Hausfrau zu verbinden weiß. Und nun kommt noch das Meiſterſtück dieſer Familie, das Muſter der Erziehung und Bildung, Lottchen Campe. Sie zu loben, wie ſie es verdient, bin ich nicht im Stande.“ [3]) Wer kennt nicht Campe's Robinſon, in welchem dies Lottchen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, und hätte ſich nicht daran erfreut, aber auch nicht gern die über alle Maßen klugen Reden Lottchens gern überſchlagen, um zur Geſchichte zu kommen? Salzmanns Name lebt nicht blos in mancher Schrift fort, die noch immer guten Rath giebt, ſondern auch in der Anſtalt zu Schnepfenthal. Wir ſind weit entfernt, den geſegneten Einfluß zu verkennen, den dieſe Männer auf eine geſunde Erziehung geübt haben. Aber der warme Hauch des Chriſtenglaubens fehlt ihnen und über die Inſtitutserziehung kommen ſie nicht hinaus. Erſt Peſtalozzis ſchlichte und tiefe Liebe wirkt für die Volkserziehung und wird in den Tagen, da Deutſchland verloren ſcheint, ein Wegweiſer, ein neues Geſchlecht heranzubilden. Soviel muß zugeſtanden werden, daß auch die Erziehung an religiöſer Zerfahrenheit litt. Bibel, Geſangbuch und Katechismus waren nicht mehr, wie früher, die feſten Säulen der Volkserziehung. Die Bibel war ein menſchliches Buch geworden, das Geſangbuch war verwäſſert, für den Katechismus war zwar eine günſtige Zeit, inſofern die Neigung darnach ging, der Jugend alles lehrhaft beizubringen. Aber Sokrates galt mehr als Luther, man wollte nicht mit reich gefüllter Hand

der Jugend die von Gott geschenkten Wahrheiten mittheilen, sondern man stand ihr gegenüber, um die dürftigen Anfänge der Erkenntniß ihnen mühsam zu entlocken. Neue Katechismen in Menge verdrängten den alten Lutherschen oder gingen ohne innere Vermittlung, denn eine andere als die der Gleichgültigkeit wäre nicht möglich gewesen, neben ihm her. Wie aber in den niedern Schulen die Aufklärung um sich griff und die evangelischen Wahrheiten zurückdrängte, so fehlte den höheren und höchsten die christliche Haltung. Neben dem schamlosesten Treiben der Rohheit und der Unzucht finden wir den idealsten Aufflug jugendlicher Geister. Männer der alten Schule ziehen Jahr aus, Jahr ein an demselben Karren ihrer geistlosen Zurichtung für das Brodstudium und sind gleichgültig für das sittliche Leben der Schüler, und Männer der gründlichsten Wissenschaft und der edelsten Sittlichkeit ziehen die Jünglinge an sich. Woran es aber durchgängig fehlte, das war die christliche Erkenntniß und das christliche Leben. Das gewöhnliche Studentenleben verlief doch wesentlich im Raufen, Trinken und allerlei Unzucht. Göttingen war vielleicht die berühmteste, besuchteste und mit den besten Lehrkräften ausgerüstete Hochschule. Das alte deutsche Recht lebte da in der gründlich gelehrten Staats- und Rechtswissenschaft eines Pütter, Hugo und anderer. Es war die conservative, die aristokratische Universität, auf welche die Grafen und Herren am liebsten zogen. Im Jahre 1802 gab der damalige Prorector Meiners eine Schrift „über die Verwaltung und Verfassung deutscher Universitäten“ heraus. Er hat einen doppelten Maßstab für die „jungen Männer vom Stande,“ die Juristen, und für die armen Beneficiaten, meist Theologen; daß junge Männer vom Stande um des point d'honneur willen sich duelliren, findet er so schlimm nicht. Aber daß künftige Lehrer der Christusreligion wegen empfangener Beleidigung mit dem Degen Genugthuung fordern, scheint ihm lächerlich. Die Prüfung der Gutgeborenen findet er bedenklich, heilsam dagegen die halbjährlichen Prüfungen der armen Beneficiaten.

Den Zuzug der Jünglinge vom Stande wünſcht er natürlich ſehr, aber „ſelbſt eine mäßige Zahl von fleißigen und untadeligen jungen Leuten, die nicht ausreichen können, iſt ein großes Uebel.“ Dann ſagt er: „Hazardſpiele werden auf hohen Schulen, wo viele reiche und vornehme junge Leute zuſammenkommen, nie aufhören. Die Söhne hören und ſehen dieß von ihrer erſten Kindheit an, und ahmen ihren Vätern ſo früh wie möglich nach. Selbſt Hofmeiſter glauben, daß es heilſam wäre, wenn man Hazardſpiele unter gehöriger Aufſicht zuließe, damit junge Leute mit ſolchen Spielen bekannt würden und früh lernten, ſich beim Spiele zu mäßigen.“ Karl von Raumer, dem wir dieſe Mittheilungen verdanken, fügt aus ſeiner eigenen Erfahrung hinzu: „Ich war von meinen Eltern eindringlich vor Ausſchweifungen gewarnt; mich aber vor Hazardſpielen zu warnen, daran hatten ſie nicht gedacht; es lag ihnen dieß zu fern. So kam es, daß ich mich verführen ließ zum Spiel; es erſchien mir nicht als Sünde, ſondern als ein Adiaphoron. Was erlebte ich aber! Die Leidenſchaft nahm mich ganz ein und machte mich gleichgültig gegen alles, was ich bisher mit größter Liebe erfaßt hatte. Es war mir, als wäre mein Herz eiskalt geworden. Ich danke Gott, daß ich in kurzer Zeit das große Glück hatte, Unglück im Spiel zu haben, wodurch ich zur Beſinnung über dieß unheimliche teufliſche Treiben kam, und ihm feſt entſchloſſen, ein für allemal entſagte. — Am Spieltiſch lernte ich nebenbei das entſetzliche liederliche Leben dieſer Menſchen kennen, welche meiſt ekelhaft ſyphilitiſch waren. Gott bewahrte mich vor ſolchen Ausſchweifungen durch die mir ins Herz gepflanzten väterlichen Lehren und das ſchauderhaft warnende Beiſpiel, welches mir ſo vor Augen ſtand. Und dennoch gehörten dieſe Menſchen zu den „gutgeborenen“, welche für feine Leute galten, die ſich zu „produciren“ verſtanden, überall zu Geſellſchaften gezogen wurden und in denſelben glänzten.“ [4]) Vielleicht möchte Jemand behaupten, es ſei auf den heutigen Univerſitäten nicht beſſer. Gewiß war es aber beſſer unmittelbar nach den Befreiungs-

kriegen, und wenn auch unter den heutigen Studenten noch eben ſolche ekelhafte Erſcheinungen vorkommen ſollten, Gott ſei Dank, die religiöſe und vaterländiſche Begeiſterung hat nach fünfzig Jahren noch ſolche Kraft, daß ſie Jünglinge zuſammenſchließt, welche die Blüthe ihres Lebens dem Herrn weihen und in einem frommen keuſchen Wandel ſich die Kraft bewahren zum Dienſte des Vaterlandes.

Wir haben nun eines andern Gebietes des geiſtigen Lebens zu erwähnen, das ſich um die Scheide des Jahrhunderts am fruchtbarſten erwies, um auch an ihm die religiöſe Zerfahrenheit der Nation zu zeigen. Es gab damals nicht bloß oberflächliche Aufklärung, proſaiſche Gewöhnlichkeit in Deutſchland, es gab auch tiefe Genialität, wunderbare Poeſie, es war die zweite Blüthezeit unſerer poetiſchen National-Literatur. Man kann ſich an dieſer freuen und immer wieder zu ihr zurückkehren als zu einem unverſieglichen Quell geiſtiger Erfriſchung und Erhebung, und braucht doch die Klage nicht zu verſchweigen, daß die neuere klaſſiſche Periode unſerer Literatur an religiöſer Zerfahrenheit leidet. An der Schwelle derſelben ſteht die ehrwürdige Geſtalt Klopſtocks, wie ein Typus deſſen, was Deutſchland bedurfte: er kehrt zurück zum deutſchen Volksthum und zu den ruhmreichſten Geſtalten der deutſchen Geſchichte, er hat offenen Sinn für das Claſſiſche, das nun einmal ein weſentliches Element in unſerer Bildung geworden iſt, und ſeine ganze Dichtung, auch wo ſie nicht den Erlöſer gradezu zum Gegenſtand hat, iſt von dem Ernſt und der Weihe des Chriſtenglaubens durchdrungen. Aber es war Klopſtock nur ſelten gegeben, aus allen dieſen Elementen Dichtungen zu geſtalten, die mit der Tiefe die Klarheit, mit der Gedankenfülle oder überſtrömenden Empfindung Formvollendung vereinigt hätten, die meiſten bleiben hinter der höchſten Aufgabe zurück. Klopſtock behält den Kreis ſeiner Jünger unter denen, welche ſeine eigenthümliche religiöſe, vaterländiſche und freundſchaftliche Stimmung nachzufühlen vermögen, auf die Nation im Großen konnte er dann keinen überwiegenden Einfluß mehr haben, als Leſſing, Herder,

Göthe und Schiller auf den Plan getreten waren. Wie segensreich auch die dichterischen Zeugnisse seines Glaubens für unser Vaterland gewesen sind, so daß F. L. Stolberg in der Grabschrift auf den frommen Dichter „eine goldene heilige Schale voll Christenthränen“ seinen Lohn nannte, dieser Glaube litt doch an der Krankheit der Zeit, an einer zu weichen Stimmung, an einem zu geringen Verständniß der volksthümlichen Kraft des einfachen Gotteswortes. — Und Lessing, Herder, Göthe und Schiller — sie haben alle an ihrem Theil gegen das Philisterthum der Aufklärung gekämpft, aber aus der religiösen Zerfahrenheit konnten sie uns nicht retten. Ein Gräuel waren dem schwertesscharfen Geiste Lessings die gewöhnlichen Aufklärer und nicht gelinder ist er mit ihnen umgegangen, als mit dem orthodoxen Hauptpastor Götze, aber die drei Ringe des Nathan zeigen deutlich genug, daß er auf keine völlige Gewißheit in Glaubenssachen rechnete; seine Neigung, lieber zeitlebens nach der Wahrheit zu ringen, als sie zu besitzen, beweist, daß er von dem Frieden Gottes in Christo keine Erfahrung hatte; selbst da, wo er am eingehendsten mit der Offenbarung sich beschäftigt und herrliche Blicke in ihren Organismus thut, kommt er doch nur zu einer Christusreligion, zu einer religiösen Anschauung des Heilandes, die wir uns aneignen müssen, aber nicht zu einer Religion, deren Gegenstand Jesus Christus ist, zu dem Glauben, daß an unser persönliches Verhältniß zu Christus unser Heil gebunden ist. Es ist allbekannt, welche Bekenner diese Meinung, freilich in viel weniger geistreicher Gestalt, in unsern Tagen noch hat. Herder trat mit der Entrüstung eines genialen und der tiefsten religiösen Schauungen und Empfindungen fähigen Mannes dem Rationalismus entgegen, er geißelte die Meinung, als ob die Predigt nichts mehr sei, wenn sie nicht in andere Dienste träte, als die des Evangeliums, er trat für unsere alten Kirchenlieder ein, er erschloß den Geist der hebräischen Poesie, er pflückte sich vom Baume des Christenthums köstliche Früchte, und die Frömmsten der Nation labten sich in jener armen

Zeit daran, aber am einfältigen Glauben der Schrift fehlte es auch ihm. Die Wärme, mit welcher er in seiner Jugend von christlichen Gegenständen sprach, kühlte sich mit der Zeit ab, sein Christenthum war zu sehr die Frucht seiner poetischen Empfänglichkeit für alles Schöne und Große, was im Laufe der Geschichte der Menschheit hervorgetreten ist, nicht genug die dankbare Liebe eines begnadigten Sünders. Und Göthe — er hat manchmal ausgerufen: es fehlt nicht viel, daß ich ein Christ würde! Der Brüdergemeine stand er in der Jugend nahe, mit Hamanns Schriften hat er sich viel befaßt, mit Stilling und Lavater traulichen Umgang gepflogen, gegen Bahrdt eine furchtbare Geißel geschwungen, Nikolai seufzte unter seinen Züchtigungen. Die wunderbare Unbefangenheit, mit der Gott diesen großen Menschen ausgestattet hatte und mit der er die Gegenstände auf sich wirken ließ, sich still ihrem Einfluß ergab, jener Sinn, in welchem er es aussprach, daß es gegen große Vorzüge eines andern kein Rettungsmittel gebe als die Liebe: das waren Züge des Vaters zum Sohne. Aber Göthe war zugleich eine vornehme Natur. Er ließ die Gegenstände auf sich wirken, aber wenn sie ihm zu viel Unruhe ins Gemüth brachten, dann suchte er so schnell als möglich sich ihrer zu entledigen. Und der brennenden Schmerzen, die ihm Gott nicht selten wegen seiner Verschuldung aufs Herz legte, entledigte er sich lieber, indem er in einer Dichtung hinaussang, was er litt, als daß er zu dem Heiland hingeflohen wäre, der den tiefsten Schmerz verstehen und heilen kann. Göthe lehnt das Christenthum ab. Er entfremdet sich der Brüdergemeinde, weil ihm ihre Sündenerkenntniß zu weit geht, er giebt Lavater auf, weil ihm der seelensuchende Eifer unbehaglich ist, er schreibt seiner Jugendfreundin Auguste Stolberg höflich, aber bestimmt, daß er ihren Heiland nicht brauche. Wunderbar ists, wie dieser Mann, der im tiefsten Grunde eine pantheistische Weltanschauung hat und sich gelegentlich als einen Heiden darstellt, christliche Seelenstimmungen schildern, ja die tiefsten christlichen Gedanken in plastischen Gestalten

vorführen kann. Aber das thut er, weil ſich kein tiefer Geiſt der Macht des Chriſtenthums völlig entziehen kann. Ernſte Chriſten können ſich am ruhigſten der Schönheit der Götheſchen Dichtungen erfreuen, nicht ſelten mag es geſchehen, daß ſie bei andern den Sinn für das Evangelium erſchließen, gewöhnlich aber werden ſie in einer Lebensrichtung beſtärken, die, dem Heiland abgewandt, in dem Schönſten, was das natürliche Leben bietet, ihr Genüge findet. Schiller zuletzt — wie oft iſt ſeine Chriſtlichkeit beſprochen worden. Und wie wahr iſts, daß die Reinheit ſeiner ſittlichen Ideen, der ernſte Wille, mit welchem er nach dem Höchſten ringt, die Schönheit, die ihm mit der Wahrheit Eins iſt, daß die ganze Idealität ſeiner Poeſie den Menſchen aus ſich ſelbſt, aus der Gemeinheit des Lebens emporhebt und inſofern für das Chriſtenthum vorbereitet, welches in vollendeter Weiſe dem Menſchen dieſen Dienſt leiſtet. Aber auch bei ihm iſt es offenbar, daß er nicht blos der Kirche, ſondern auch den Grundwahrheiten des Evangeliums entfremdet iſt, und das iſt das größte Hinderniß des Eindringens dieſes Lieblings der Deutſchen in die eigentlichen Volkskreiſe. — An religiöſer Zerfahrenheit leidet auch unſere deutſche Literatur. Es iſt nicht die Schuld der einzelnen Dichter, es iſt die Schuld ihrer Zeit. Als ſie in der Nation auftraten, kam ihnen nirgends das Chriſtenthum in überwältigender Geſtalt entgegen. Sie wurden nicht getragen von den großen Organismen, in welche der tüchtige Menſch ſich gern einzufügen pflegt, weder vom Staat noch von der Kirche. Auf ſich ſelber ſtanden ſie ganz allein. Eben darum iſt die neuere deutſche Literatur ſo ſehr geeignet, die Macht des Genies zu zeigen, das als eine Kraft Gottes aus dem Nichts ſchafft. Deutſchland verdankt dieſen Dichterhelden für ſeine geiſtige Erhebung, für die Idealität ſeines Lebens in einer Zeit, wo alle Ordnungen überall zuſammenbrachen, außerordentlich viel. Und gerade dadurch, daß ſie der Welt der Gemeinheit eine Idealwelt gegenüberſtellen, können ſie dem Herrn den Weg bereiten. Aber öfter noch werden ſie mißbraucht als Gewährsmänner dafür,

daß die größten Geister des Christenthums in seiner festen biblischen Gestalt entrathen können.

Die religiöse Zerfahrenheit, welche der Schmach Deutschlands vorausging, offenbart sich nicht am wenigsten in den sittlichen Anschauungen und Gewohnheiten jener Tage. Man kann nicht sagen, daß das Aufgeben der biblischen Grundlage des Christenthums allemal eine Auflösung des sittlichen Lebens zur unmittelbaren Folge habe. Es giebt Menschen, die ein starkes Bedürfniß fühlen, grade weil sie dem Glauben der Christen gegenüber eine sehr freie Stellung einnehmen, ihre Tüchtigkeit durch sittliche Lebensführung und ein starkes Betonen der sittlichen Forderungen zu beweisen. Wenn ihnen dann freilich das Beste fehlt, die sittliche Triebkraft, die in dem Glauben an die gekreuzigte Liebe liegt, so muß man ihnen doch einen Raum im Vorhof des Heiligthums zugestehen. So ist Kant ein Pädagog auf Christum geworden durch den kategorischen Imperativ, mit welchem er an die sittliche Persönlichkeit des Menschen trat; daß er die Moral festhielt, als er den Glauben aufgab, ward für viele seiner Jünger die Brücke, um zum Glauben zurückzukehren. Und wenn Schiller die moralische durch eine ästhetische Erziehung des Menschen zu ergänzen suchte, so war ihm doch das Schöne nie ohne das Gute. Und eine Natur von solcher Tüchtigkeit wie Fichte arbeitete an ihrer sittlichen Vervollkommnung, ob seine philosophischen Theorien die Unfreiheit oder Freiheit des Willens behaupteten. Wir werden im Verlauf der Darstellung Kantsche Einflüsse in der Tüchtigkeit preußischer Beamten wahrnehmen, Schillers Vaterlandsliebe wird uns, nur mit bestimmterem deutschen Ton, in den Liedern der Befreiungskriege nochmals entgegenklingen, wir werden die gewaltigen Wirkungen Fichtes auf die Kräftigung des sittlichen Lebens kennen lernen. Aber eine Sittlichkeit, die vorzugsweise auf der philosophischen Erkenntniß beruht, ist unfähig, in die weiteren Kreise des Volkes sich auszubreiten, weil sie ihre Kraft nicht aus dem allen zugänglichen Brunnen der göttlichen Barmherzigkeit schöpft. In der

Menge der Deutſchen wirkte darum die Oberflächlichkeit der Aufklärung eine Sittlichkeit, die ohne Tiefe und Kraft dem gewaltigen Anprall des Geſchicks nicht gewachſen war. Man hat niemals mehr von Tugend geſprochen, als damals, aber die Tugend war überaus beſchränkt, es fehlte ihr die quellende Tiefe religiöſer Innerlichkeit, die Weite des Blickes, der auf die Fülle des göttlich-menſchlichen Lebens gerichtet iſt, der Aufſchwung, dem Zeit iſt wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der in dem zeitlichen Leben das ewige nicht allein ſieht, ſondern bereits hat. Die Tugend war nicht das einheitliche menſchliche Leben, das aus der Einheit des göttlichen emporſteigend in daſſelbe ſich zurückſehnt; ſie beſtand aus einzelnen Handlungen und war auf einzelne Güter gerichtet. Weil ſie der Einheit des Glaubenslebens entbehrte, hatte ſie etwas Atomiſtiſches, die Einzelperſönlichkeit von der Menſchheit Iſolirendes, Zeit und Ewigkeit Scheidendes, man darf ſagen, etwas Egoiſtiſches. Und wo ſie, die ſonſt äußerſt nüchtern, verſtändig, auf das Nützliche gerichtet war, ſich einmal in das idealere Gefühlsleben erhob, da geſchah es in der egoiſtiſchen Form des Gefühls, in der Sentimentalität, die in der Liebe zum Nächſten ſich ſelbſt, ihr eigenes Liebesgefühl liebt, die mit den Schmerzen ſchön thut. Die Geſchichte hat gelehrt, daß dieſe in der Rührung ihre Oberflächlichkeit verbergende Tugend oftmals es überaus verſtändig fand, ſich einfach in die Knechtſchaft zu fügen und in den Sünden des Nationalfeindes mitzuſündigen. Die dichteriſche Genialität Göthes und ſeiner Jünger bekämpfte nun zwar mit der Religion zugleich die Moral der Aufklärung. Aber ſelbſt ohne chriſtlichen Halt machte ſie die ſittliche Auflöſung offenbarer, namentlich in Betreff der göttlichen Ordnung, auf welcher das ſittliche Leben der Menſchheit hauptſächlich ruht, der Ehe. Hatte die Aufklärung Gründe auf Gründe gehäuft, aus welchen die Ehe geſchieden werden könnte, ſo brachte die Genialität Gründe, ſie gar nicht zu vollziehen, ſie predigte Liebe ohne Ehe in den ſüßeſten Tönen. Wenn wir auf zwei leuchtende Punkte des geiſtigen Lebens der Nation

hinſehen, die mit dem Geſchick der Nation, das ſich bei Jena vollzog, in recht naher Verbindung ſtehen, nach Weimar und Berlin, wie beſchämt uns neben der wunderbaren Fülle des Geiſtes die ſchmähliche Zerrüttung der Sitte! Die letzte kirchliche Handlung, welche im October 1806 in Weimar vollzogen ward, ehe die Kirchen den Franzoſen als Lazarethe und Magazine überliefert wurden, war die Trauung Göthes mit ſeiner „Mätreſſe," wie ſie ſeine Freundin Frau von Stein nennt. „Sein Gemüth iſt nicht ruhig genug," hatte Schiller ſchon ſechs Jahre früher geklagt, „weil ihm ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt, zu ändern, viel Verdruß erregen." Und Körner hatte geantwortet: „Man verletzt die Sitten nicht ungeſtraft." Aber wozu Göthe den Ton angegeben, das ſetzten grade die ſeiner Jünger fort, welche am lauteſten ihn als Dichterfürſten prieſen. Wenn wir an der Scheide des Jahrhunderts in Berlin in die Kreiſe treten, in denen das reichſte Geiſtesleben wohnt, ſo finden wir um die edlen Frauen Henriette Herz und Rahel Levin eine Schaar geiſtreicher Männer verſammelt, aber wie manchen, deſſen Leben ein Spott iſt auf die chriſtliche Sittlichkeit; wir erinnern nur an den Prinzen Louis Ferdinand, an Gentz, der als Ehemann ein ſchändliches Leben führte, an Friedrich Schlegel, der ſein ſchamloſes Buch, die „Lucinde," nicht allein ſelbſt für eine Art Evangelium der ächten Liebe hielt, ſondern ſogar von Schleiermacher darinnen beſtärkt wurde. Denn auch dieſer, ſonſt ein Muſterbild ſittlicher Reinheit, war durch die Entrüſtung gegen die der Liebe tödtlichen Ehen, gegen die der Sittlichkeit feindliche Moral jener Zeit, ſelbſt für eine Zeitlang in den Irrthum der Romantiker verfallen, wenn er auch edel irrte. Auch die Sittlichkeit bedurfte einer Erneuerung, ſie kam durch die Vertiefung ins Chriſtliche und die läuternden Geſchicke des Vaterlandes zu Stande und fand durch Schleiermacher ihre wiſſenſchaftliche Darſtellung. Aber als der Feind ins Vaterland einbrach, war Glaube und Liebe, Kunſt und Sitte zerfahren. Ein Neues mußte aus dem erſterbenden Alten hervorgehen.

„Schlecht ſind wir," klagte Arndt, „feig und dumm, zu arm für die Liebe, zu lau für den Zorn, zu matt für den Haß, alles umfaſſend und nichts haltend, alles wollend und nichts könnend; und ſo in unſeliger Mitte zwiſchen Leben und Tod, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend und hangend, ſehen wir uns und die Erde unter uns vergehend. In dieſer traurigen Gleichgültigkeit und Gottloſigkeit und Volksloſigkeit, die ſie Vielſeitigkeit nennen, liegt die Erklärung der Geſchichte unſerer beiden letzten Decennien." Die Gottloſigkeit, um Arndts ſtarken Ausdruck zu gebrauchen, haben wir geſchildert, auch in die Volksloſigkeit müſſen wir zur heilſamen Beſchämung einen Blick thun.

2.

Die nationale Zerriſſenheit.

Eine Störung im religiöſen Leben eines Volkes hat leicht eine Schwächung des nationalen zur Folge. Im Heidenthum fällt das religiöſe und politiſche Leben in Eins zuſammen. Die Religion iſt nur eine Seite des Volksthums überhaupt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, wer dem Volke angehört, auch ſeine Gottesdienſte feiert; ein Uebertritt zu einer andern Religion wäre nicht anders zu denken, als daß Jemand, dem vaterländiſchen Boden enthoben, unter einem fremden Volke, mit ſeiner ganzen nationalen Eigenthümlichkeit auch ſeine Religion aufgäbe und ſich völlig in die Volksgemeinſchaft einlebte, in die er geführt worden iſt. Die Heiden werden auch durch ihre religiöſen Anſchauungen über den engen Kreis ihres volksthümlichen Lebens nicht hinweggehoben. Das iſt aber des Chriſtenthums Art, daß es den Menſchen, wie über jede andere Beſchränkung, ſo auch über die nationale, durch die herrliche Freiheit der Kinder Gottes emporhebt. Das Chriſtenthum wendet ſich an den Einzelnen, weil jeder Einzelne in Gottes Augen unendlichen Werth hat, aber von dem Augenblick an, in welchem der Einzelne aus ſich ſelbſt zu Gott zurückgeführt wird, thut ſich ihm das Reich Gottes auf als das Gemeinſchaftsleben aller Menſchen aus allen Völkern und

Zungen, welche im Namen Jeſu die Kniee gebeugt haben. Das Chriſtenthum ſtellt alſo aus dem Gewühl ſich bekämpfender Völker eine Menſchheit her; dieſe aber iſt keine farbloſe Allgemeinheit, ſondern ein Leib mit mannigfaltigen Gliedern, ein Organismus, der aus Einzelperſönlichkeiten zu Volksperſönlichkeiten, und von dieſen zu der großen Familie Gottes ſich erbaut. Das Chriſtenthum hebt über die nationale Beſonderung empor, nicht durch Zerſtörung, ſondern durch Verklärung. Der König des Himmelreichs hat kein Intereſſe dabei, daß die Nationen ihre eigenthümlichen Gaben wegwerfen, ehe ſie ihm huldigen, ſondern er ſieht ſie gerne kommen und ihre Schätze zu ſeinen Füßen legen. Die nationale Beſonderung iſt alſo nicht nur erlaubt, ſondern von dem Chriſtenthum gefordert. Aber ihr eigentliches Gebiet iſt der Staat. Und damit ſie nicht zur ſelbſtiſchen Beſonderung ausarte, muß ihr Gottes Reich zu Hülfe kommen und die volksthümliche Herbigkeit durch den Gedanken an die große Gottesfamilie mildern. Da aber Gott beides in den Menſchen gelegt hat, den Trieb, ſich ſelbſt in einem kräftigen Volksthum erhöht und geſtärkt wiederzufinden, und den Trieb, ſich zur Allgemeinheit des Menſchengeſchlechts zu erheben, ſo wird da das geſundeſte Leben ſein, wo jeder Trieb zu ſeinem Rechte kommt, keiner den andern überwuchert. Die im Heidenthum naturnothwendige Einheit des Nationalen und Religiöſen ſoll im Chriſtenthum eine ſittlich freie ſein. Wo aber der Staat, in welchem zunächſt der nationale Drang ſeine Befriedigung finden ſoll, auch das religiöſe Leben in ſeine ſtarren Schranken einſchließt, verliert die Religion ihre freie, die Menſchheit umfaſſende Stellung und der religiöſe Zwieſpalt fördert mittelbar die nationale Zerriſſenheit. Als nach der Reformation in Deutſchland das Chriſtenthum inſofern eine falſche Beſonderung annahm, daß es ſich als katholiſche oder evangeliſche Confeſſion mit den landesherrlichen Intereſſen ganz zuſammenſchloß, da führte dies Verhältniß zum Krieg der Deutſchen gegen die Deutſchen, zum Hereinrufen fremder Herrſcher als Bundesgenoſſen des einen deutſchen Stammes gegen den

andern, zur tiefſten Erniedrigung der Nation. Und wo in edleren Geiſtern das religiöſe Leben zu keiner Kraft gekommen iſt, da zeigt ſich nicht ſelten die Erſcheinung, daß der Drang ins Große der Menſchheit, weil er im Chriſtenthum ſeine Befriedigung nicht gefunden hat, dieſelbe in der Umhalſung der Nationen, in der Schwärmerei für die Freiheit fremder Völker ſucht, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß mit der Förderung einer auswärtigen Nation die eigene an Macht und Anſehen Einbuße erleidet. Eine ſolche Begeiſterung für Fremdländiſches traf mit der religiöſen Schlaffheit im Anfang dieſes Jahrhunderts in Deutſchland zuſammen. Wir müſſen aber, um die damalige nationale Erniedrigung und Zerriſſenheit zu verſtehen, etwas weiter in die Geſchichte zurückgreifen.

Der Reichthum an Gaben, den Gott dem deutſchen Volke verliehen hat, verpflichtet daſſelbe, ſein Volksthum treu zu bewahren und gegen jede Verwaſchung, Zerrüttung und Unterdrückung mit feſtem Muth zu vertheidigen. Ein ſo koſtbares Beſitzthum wirft man nicht weg, dafür ſteht man mit ſeinem Leben ein. Die Deutſchen ſind durch Naturanlagen ein tiefes, innerliches, treues, beharrliches, der tiefſten Verſenkung in Gott und der muthigſten That in der Welt, des unermüdlichen Weilens in dem Gebiet des bloßen Gedankens und der dichteriſchen Luſt an der bunten Mannigfaltigkeit des erſcheinenden Lebens fähiges Volk. Hat es einerſeits weltoffene Augen und Muth genug, in der Welt ſich durch große Thaten ein Denkmal zu ſetzen, ſo vergißt es doch andrerſeits nicht, daß alle Herrlichkeit des Fleiſches wie das Gras hinwelkt und ruht nicht, bis es durch die Schale zum Kern, durch die Erſcheinung zum Weſen durchgedrungen iſt. Ihm ward zu allen ſeinen Geiſtesgaben die beſondere des Gemüthes verliehen, die kein anderes Volk in dem Maße hat; in ſein Gemüth taucht der Deutſche ſeine Gedanken und Anſchauungen wie in eine warme Atmoſphäre; alles was er denkt und thut, ſoll dem innerſten Menſchen zu gute kommen; der innerſte Menſch ſoll in ein herzliches Verhältniß treten zu allem, was ihn

umgiebt. Darum giebt es kein Volk, welches die christlichen Gedanken tiefer erfaßt hätte, als das deutsche. Wir haben seinen Christenberuf bereits darin erkannt, daß es das Christenthum immer in seiner lebendigen sittlichen Innerlichkeit darzustellen habe. Und wenn der Gedanke deutscher Denker je und je von der Bahn der christlichen Wahrheit abgewichen ist, so geschah dieß doch im Großen und Ganzen im Interesse ernster Forschung, im Interesse der lebendigen Aneignung der gottgeoffenbarten Wahrheit, im Gegensatz zur todten Ueberlieferung. Aber diese Innerlichkeit des deutschen Volks, seine besondere Begabung für das religiöse Leben hat es nicht gehindert, Großes in der Welt auszurichten. Der Gedanke, der Trieb, die Begeisterung, welche im tiefsten Grunde des Menschen wurzeln, drängen am muthigsten und am weitesten hinaus. In der Zeit, da das deutsche Volk seinen besonderen Character noch nicht ausgebildet hatte, war es mit andern Germanen der neue Schlauch für das Evangelium, der junge Erbe Europas, da die alten Besitzer jämmerlich hinstarben. Man darf den Vertrag von Verdun im gewissen Sinne als die Geburtsstunde der deutschen Nationalität ansehen. Das deutsche Kaiserthum hat dann Jahrhunderte lang der Welt geboten, und als seine Macht unter dem Aufblühen der Stammesmächte sank, — deutscher Geist hat nie aufgehört, sich als ein königlicher unter den Völkern zu beweisen. Der Forschungstrieb der Deutschen hat zu den folgenreichsten, wohlthätigsten Erfindungen geführt, die Wanderlust zu Fahrten zu See und zu Land, durch welche deutsches Wesen in ferne Gegenden verpflanzt ward und der deutschen Phantasie farbenhelle Bilder aus den fremden Gebieten vorgeführt wurden. Die deutsche Baukunst hat die Dome errichtet, in welchen die tiefste Sehnsucht und die seligste Begeisterung des deutschen Gemüthes den kalten Stein durchdringt und sich unterthan macht. Die deutsche Malerei hat es in alter wie neuer Zeit verstanden, nicht nur dem Auge Ergötzlichkeit, sondern zugleich dem innersten Sinn Anlaß zur tiefsten Versenkung in das Bleibende, das die Kunst in sichtbaren Gestalten darstellt,

zu bieten. Wir haben im Mittelalter eine große deutsche Dichtung gehabt, in welcher des ganzen Volkes Art und Gemüth sich aussprach, und in neuerer Zeit eine ebenso große, in welcher das deutsche Genie das Beste, was fremde Völker gehabt, sich aneignete und auf sich selbst allein gestellt dichterische Gaben ersten Preises bot. Und die größte Wohlthat hat der Welt das deutsche Volk durch sein Gewissen erzeigt, welches in der Reformation die Fesseln des Pabstthums brach. Wo ist ein anderes Volk, das mit seiner Innerlichkeit eine solche Vielseitigkeit geistiger Leistungen verbände?

In dieser Vielseitigkeit liegt aber zugleich die größte Gefahr für das deutsche Volksthum. Die Idealität des deutschen Geistes erfaßt alles Schönste und Herrlichste gerne, was auf dem weiten Erdboden zu finden ist, die deutsche Gerechtigkeit, welche Klopstock zu der Warnung veranlaßt: sei nicht allzu gerecht, nimmt das Gute gerne auch von den Völkern, welche uns feindlich gegenüber stehen, die deutsche Sprache hat in ihrer Ursprünglichkeit eine von keiner andern erreichte Fähigkeit, die Dichtungen fremder Völker zu übertragen. Aber dieser den Deutschen eigenthümlichen staunenswerthen Empfänglichkeit für die Geisteserzeugnisse anderer Völker giebt die politische Machtstellung des deutschen Volks kein heilsames Gegengewicht. Während andere Nationen nach außen wirken, an fernen Küsten ihre Banner aufpflanzen, die fremden Völker ihre Ueberlegenheit fühlen lassen, sind wir im Herzen Europas ein friedliches Volk, weder durch Naturgränzen, noch durch eine schwertesscharfe Politik nach außen geschützt. Hier müßte der deutsche Geist schützen als unsere mächtigste Waffe gegen die Eroberungsgelüste der andern Nationen und insbesondere der nächsten Nachbarn. Darum sind kosmopolitische Gedanken in Deutschland leider gar zu heimisch, zugleich unsere größte Gefahr. Wenn die Deutschen, wie der alternde Göthe gethan hat, sich auf den Divan des Orients strecken, um ihre poetischen Gedanken auszuspinnen, so hat das zwar eine erschlaffende Wirkung, ist aber für unser politisches Dasein nicht

unmittelbar gefährlich. Die Bewunderung Englands hat etwas Erniedrigendes, weil die Engländer im Großen und Ganzen einen zügellosen Uebermuth gegen die Deutschen an den Tag legen und Klopstock mag den deutschen Bewunderern Englands auch heute noch zurufen: was that dir, Thor, dein Vaterland? aber in dem Englischen bewundern wir doch immer das Germanische und England, von uns durch das Meer getrennt und in seiner Politik auf das Meer gewiesen, hat Ursache genug, seine Macht nicht in festländischen Angelegenheiten zu vergeuden. Am sorgfältigsten haben wir unser Volksthum gegen die Slaven im Osten und die Franzosen im Westen zu schützen. Und weil der deutsche Geist für russische und polnische Zustände keine besondere Sympathie hat, wohl aber immer wieder von der schillernden Bildung der Franzosen sich blenden läßt und weil es keine größeren politischen Gegensätze giebt, als die deutsche Genügsamkeit und die französische Habgier, so ist die Pflicht der Deutschen, ihr Volksthum zu wahren, vor allem die Pflicht, gegen die französischen Beeinträchtigungen desselben auf der Hut zu sein.

Mit den Tagen der Reformation gewinnen die schon früher begonnenen Versuche Frankreichs, in Deutschland sich Einfluß zu verschaffen, Deutschland zu Gunsten Frankreichs zu verkleinern, eine bestimmte Richtung. Franz I. von Frankreich gebrauchte, als der deutsche Kaiser Maximilian gestorben war, die schlimmsten französischen Künste, um die deutsche Kaiserkrone zu gewinnen. Aber die Hinweisung des Kurfürsten von Mainz auf die Gefahren des Franzosenthums für Deutschland, auf die Beschimpfung, welcher die Kaiserkrone auf einem französischen Haupte ausgesetzt sei, machte den Ausschlag zu nichte und Karl V. ward gewählt, leider auch kein ächter deutscher Kaiser. Franz I., glühend im Haß gegen seinen Nebenbuhler und aufs Neue im Streit um Mailand ihm feindlich gegenüberstehend, merkte auf die Thatsache, daß Deutschland keine Begeisterung für seinen Kaiser hatte und daß zumal die protestantischen Fürsten den Feind ihres Glaubens und um des Glaubens willen

ihrer politiſchen Exiſtenz in ihm ſahen. Er ſuchte Zwietracht zwiſchen dem Kaiſer und den Reichsfürſten zu ſäen, das Reich zu ſchwächen, damit Frankreich es zerreißen könne. Sein Sohn Heinrich II., im eigenen Lande der grimmigſte Verfolger der Evangeliſchen, ward in Deutſchland ihr Bundesgenoſſe. Als Moritz von Sachſen kaum den erſten Gedanken gefaßt hatte, das Schwert, mit welchem er vor wenigen Jahren dem Kaiſer Karl gedient, gegen dieſen zu wenden, war ſchon ein franzöſiſcher Unterhändler da, und es kam ein Bündniß zu Stande, in deſſen Schluß die deutſchen Fürſten ſagen: „Man wird es für gut halten, daß der König von Frankreich ſich, ſobald er kann, mehrerer deutſchen Städte, welche von Alters her zum deutſchen Reich gehören, namentlich Cambray, und in Lothringen, Metz, Toul, Verdun und anderer bemächtigte, und daß er dieſelben als Vicarius des heiligen Reiches behalte. Unter dieſem Titel ſind wir bereit, ihm in Zukunft weiter förderlich zu ſein, indem wir jedoch dem Reiche alle Rechte vorbehalten, welche es auf die gedachten Städte hat. . . . In Betracht, daß der allerchriſtlichſte König ſich gegen uns Deutſche in dieſer Sache mit Hülfe und Beiſtand nicht nur als Freund, ſondern als liebreicher Vater verhält, werden wir ihm alle Zeit unſers Lebens hindurch ſolches gedenken. . . . Auch werden wir bei künftiger Erwählung eines Kaiſers und Reichsoberhauptes uns ſo verhalten, wie es Sr. Majeſtät gefallen wird, und Keinen erwählen, der nicht Sr. Majeſtät Freund iſt, gute Nachbarſchaft mit demſelben unterhalten will und ſich dazu genugſam verpflichtet. Wenn es dem Könige ſelbſt gelegen wäre, ein ſolches Amt anzunehmen, werden wir gegen ihn lieber, als gegen einen andern Gefallen tragen.“ In Folge dieſer Vereinbarungen kündigte ſich Heinrich II. alsbald den Deutſchen als vindex libertatis germanicae et principum captivorum an, ſein Manifeſt, das er nach Deutſchland ſchickte, ſtrotzte von Wohlwollen gegen ſeine lieben Verwandten, die Deutſchen, und insbeſondere gegen die gefangenen Fürſten Johann Friedrich von

Sachſen und Philipp von Heſſen. Es iſt wahr, die beiden Fürſten wurden im Verfolg dieſes gemeinſamen Unternehmens deutſcher Reichsſtände und des Königs von Frankreich befreit. Aber Lothringen kam unter franzöſiſche Abhängigkeit, und Metz, Toul und Verdun wurden von der franzöſiſchen Krone in Beſitz genommen, zwar vertragsmäßig nur für eine Zeit, aber ſie ſind nie ans deutſche Reich zurückgekommen.

Dies war der Anfang der von Frankreich uns zugefügten Beraubungen, welche mit der völligen Niederlage unter Napoleon endigten. Aber nimmermehr hätten wir ſolche Verringerung unſeres Beſitzes ertragen, wären wir nicht am Nationalgefühl bereits aufs Verhängnißvollſte geſchwächt geweſen. Ehe die Franzoſen uns beſiegten, hatten wir ihnen ſchon gehuldigt, hatten wir deutſche Sprache und Sitte ſchon für franzöſiſche Sprache und Sitte hingegeben. Daß wir die fremden Völker ſelbſt anlocken, uns zu unterwerfen, indem wir von unſerm eigenen Geiſte abfallen und fremden Geiſtern uns hingeben, das iſt ſchon in ſehr alter Zeit die Meinung tüchtiger deutſcher Männer. Im Jahr 1629 gab Johann Ellinger, Kaplan zu Arheiligen bei Darmſtadt den „allmodiſchen Kleiderteufel“ heraus, in welchem er heftig gegen die Sucht der Deutſchen, fremde Moden nachzuahmen, zu Felde zieht. Er wählt die Geſchichte von jenem Maler, der für den türkiſchen Kaiſer Leute aus allerlei Völkern in ihrer Nationaltracht habe malen ſollen, der das auch that, zuletzt aber einen Nackten gemalt mit einem Stück Tuch unter dem Arm und der auf des Kaiſers verwundertes Fragen, wer der Nackte ſei, geantwortet: es iſt ein Deutſcher, und zugefügt, er wiſſe ihm keine eigene Tracht abzumalen, da er nicht bei der alten Kleidung bleibe, ſondern gleichſam aller andern Nationen Affe ſei. „Wollen wir deutſchen Affen ja ſo thöricht ſein und allerhand fremder Nationen und Völker Trachten und Kleider uns belieben laſſen, wohlan, ſo ſchicket uns Gott ſolche Völker auf unſern deutſchen Boden, von denen man vor dieſem nicht gern hören ſagen, will geſchweigen, mitten

in unſerm geliebten Vaterlande geſehen und gehöret hätte, die wiſſen uns dann das allmodiſche Muſter dermaßen anzumeſſen, daß mit Haufen das Blut über den Kopf abfleußt und das Geld aus dem Beutel geſchneutzet wird und wir tolle närriſche Deutſche das Nachſehen und den Schaden behalten." Die Anſpielung auf Frankreich iſt deutlich genug.

Nicht lange nachher erhob Johann Michael Moſcheroſch ſeine Stimme. Im Elſaß geboren (1601), hatte er in Straßburg zu den Füßen des trefflichen deutſchen Theologen Johann Schmidt die tiefe, innerliche, evangeliſche Frömmigkeit erhalten, mit welcher er ein Laie, unter mancherlei Aemtern, in den größten Trübſalen des dreißigjährigen Krieges dem Herrn die Ehre gab. Seine Frömmigkeit kam nur ſeiner Deutſchheit gleich, mit welcher er ernſtlich vor dem franzöſiſchen Einfluß warnte. „Zieht nach Norden," ruft er in ſeinem chriſtlichen Vermächtniß ſeinen Kindern zu. „Die Hanſeſtädte, ganz Dänemark und Schweden ſind rein und reich mit Gottes Wort überfüllt. . . . Ja, ziehet eher weiter und zu den barbariſchen Völkern hin, wenn ihr nur Gott dienet von Herzen, ungehindert und unverſtümmelt ſeinem heiligen Geſetze. — Auf Weſten rathe ich nicht, habe auch keine Hoffnung dahin wegen der Religion. Denn der Atheismus und das alte römiſche Heidenthum iſt da in voller Blüthe und in vollem Schwange. Ratio status, eingebildete Ehre und Reputation geht da über Gott und Seligkeit. Und obſchon auch fromme Chriſten da ſind, ſo ſind doch deren nicht viel. Insgemein weiß der gemeine Mann von Gott und ſeinem Weſen nichts daſelbſt oder gar wenig. Sie glauben an ihren König und was derſelbe glaubt, das glauben ſie auch, zwar knechtiſcherweiſe, tollkühn, ohne Verſtand. Einige Beſtändigkeit iſt da nicht zu hoffen. Obſchon Frankreich den Evangeliſchen die Religion frei läßt, ſo iſt doch gewiß, daß es eine viel andere Intention, als der chriſtliche Held, König in Schweden, Guſtavus Adolphus gehabt hat. Frankreich gebraucht die Deutſchen nützlich wider die Deutſchen, anders

kann es ihrer nicht Meiſter werden, und giebt ihnen Friſtung und Geld, ſo lang es ihrer bedarf, wie zu Zeiten C. Julii Caesaris ſchon in Uebung geweſen.“[5]) — Dieſer redliche deutſche Mann hat in ſeinem „Philander von Sittewald“ zwei Jahrzehnte nach dem weſtfäliſchen Frieden ſeinem Volk einen Spiegel ſeiner Sitten vorgehalten. „O alte Mannheit, o alte deutſche Tapferkeit und Redlichkeit, wo biſt du hingeflogen?“ ſo ruft er wiederholt ſchmerzlich aus und tadelt hauptſächlich die Nachäffung fremder Trachten und die Verunreinigung der Sprache durch fremde Zuthat. „Habt ihr Deutſche nicht in der Erfahrung, daß, welchen Völkern ihr euch in Kleidung alſo gleichſtellet und ſie nachäfft, daß dieſelbige dermalen euch und eure Herzen bezwingen, euch unterdrücken, und zur Dienſtbarkeit ziehen werden? Denn ſie ja ſchon eure Herzen, das beſte Bollwerk, die Schanzen der Augen und Außenwerke der Sinne untergraben, eingenommen und gewonnen haben.“ Sein grader Sinn iſt empört gegen die franzöſiſchen Complimentirkünſte. „Einmal weiß man, daß das hochedele deutſche Blut keiner Nation ſpinnefeinder, als eben derjenigen jederzeit geweſen iſt und noch iſt, die der ſcheinbaren Heuchelei in Worten und Sitten ergeben. Was iſt das neue Weltabentheuer, das gar ungeſtalte und gar zu gemeine jetzige Neigen und Bücken, Hände- und Füßeküſſen anders, denn eine große weibiſche und kindiſche Weichheit und gaukleriſche Gelenke des Leibes. . . Was ſind unſre von den Franzoſen kommenden und zu den Franzoſen ziehenden und die Franzoſen liebenden Deutſchlinge anders als effeminatissima virorum pectora — Gott verzeihe mir, daß ich dieſe uns feindſelige Sprache mit untermiſche — welche kein eigenes Herz, keinen eigenen Willen, keine eigene Sprache haben: ſondern der Wälſchen Wille ihr Wille, der Wälſchen Meinung ihre Meinung, der Wälſchen Rede, Eſſen, Trinken, Sitten und Gebärden ihre Reden, ihr Eſſen und Trinken, ihre Sitten und Gebärden, ſie ſeien nun gut oder bös.“ In der That, wie ein Prophet erſcheint uns der treffliche Mann, wenn er ſpricht: „Ich will euch meinen Deutſchen

hiermit geweiſſagt haben: Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich ſind, wann das deutſche Reich ſoll zu Grunde gehen: dann werden Bürger gegen Bürger, Brüder gegen Brüder im Felde ſtreiten und ſich ermorden, und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Mutterſprache verachten und der Wälſchen Gewäſch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewiſſen dienen. Und alsdann wird das Reich, das mächtigſte Reich zu Grunde gehen und unter derer Hände kommen, mit welcher Sprache ſie ſich ſo gekützelt haben, wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprache wieder ihr Maß ſetze, ſie durch gelehrte Leute aufbringe und die wälſchenden Stümpler nach Verdienſt abſtrafe. O Gott, welchen Helden haſt du dir erwählt? Treibe ihn, auf daß dieß Werk einen ſeligen Fortgang habe!“ [6]) Auch andere deutſche Männer erhoben ihre warnende Stimme. Aber die Franzoſen waren unermüdlich, die Macht an ſich zu reißen, die ihnen, wie ſie glaubten, als der größten Nation gebührte. Schon 1632 gab Caſſan ein Buch heraus, in welchem er unter dem Schein der Gelehrſamkeit das Recht Frankreichs auf ziemlich alle europäiſchen Länder, Großbritannien, Skandinavien und die ſlaviſchen Gebiete ausgenommen, namentlich aber das Recht auf Deutſchland und das Reich zu beweiſen ſuchte. Solche tollen Anſprüche waren das geheime Programm, nach welchem die Klugheit Richelieus während des dreißigjährigen Krieges und der darauf folgenden Friedensverhandlungen verfuhr. Kein Mittel wurde geſpart: Anmaßung, Intrigue, Schmeichelei und namentlich Geld ſollte zum Ziele führen. Die habſüchtige Regierung brachte ungeheure Opfer an Geld, um größeren Gewinn dafür zu erlangen. Fürſten, Prinzeſſinnen, Miniſter, Generäle, Erzieher wurden durch große Summen gelockt; ſie waren das nächſte Ziel, das fernere waren Länder, ſchöne deutſche Länder. Und der weſtfäliſche Friede krönte die Bemühungen.

Den größten Gewinn aus dem Kriege zog Frankreich. „Die Oberherrſchaft, die Landeshoheit und andre Rechte, die bisher das

Römiſche Reich auf die Bisthümer Metz, Toul, Verdun und andere Städte und Gebiete gehabt hat, ſollen künftig auf eben die Weiſe der Krone Frankreich zuſtehen und ihr auf ewig einverleibt ſein. — Es begeben ſich der Kaiſer für ſich und das ganze Haus Oeſtreich, wie auch das Römiſche Reich aller Rechte auf die Stadt Breiſach, die Landgrafſchaft Ober- und Niederelſaß, Sundgau, die Landvogtei der zehn im Elſaß gelegenen Reichsſtädte, Hagenau, Kolmar, Schlettſtadt, Weißenburg, Landau, Kaiſersberg, Obernheim, Roßheim, Münſter in St. Gregoriusthal, Thüringheim und aller Dörfer, die zu derſelben gehören, und übergeben ſie dem allerchriſtlichſten König und der Krone Frankreich, ſo daß die genannte Stadt Breiſach, ſammt den Dörfern Hochſtadt, Niederrimſing, Harten und Acharrem und dem ganzen Gebiete, ſoweit es ſich von alten Zeiten erſtreckt hat, nunmehr der Krone Frankreich gehören ſoll. — Ferner ſollen die beſagten beiden Elſaß und Sundgau, wie auch die zehn Städte mit allen dazu gehörigen Unterthanen, Städten, Dörfern, Schlöſſern, Wäldern, Bergwerken, Gewäſſern, Weiden, und ſammt allen Rechten und ohne allen Vorbehalt, mit der Oberherrſchaft von nun an bis zu ewigen Tagen dem allerchriſtlichſten König und der Krone Frankreich zuſtehen, ohne daß der Kaiſer, das Reich und das Haus Oeſtreich oder ein Anderer widerſprechen könne, daß auch Keiner irgend ein Recht oder eine Gewalt in den genannten dies- und jenſeits des Rheins gelegenen Ländern je ſoll gebrauchen dürfen.“ So lautet der elfte Artikel des Weſtfäliſchen Friedens, und vergegenwärtigt uns die Schmach der nationalen Zerriſſenheit, die ſchon hundert und fünfzig Jahre vor Napoleon durch unſre Schuld auf uns gekommen iſt. Aber die Gebietsabtretung an Frankreich, welche der Friede genehmigte, war vielleicht ein kleineres Uebel, es war ein acutes. Nebenher ging das chroniſche, daß durch die Erklärung der Souveränität der deutſchen Fürſten, durch das ihnen gewährleiſtete Recht, über das Leben, die Güter und die Ehre ihrer deutſchen Unterthanen zu verfügen, zum Beiſtand fremder Mächte Truppen zu werben,

nach Belieben zu unterhandeln und Bündniſſe zu ſchließen, daß durch die Schwächung der Reichsgewalt und die Stärkung der Fürſtengewalt Frankreich Gelegenheit hatte, ſich in alle deutſchen Angelegenheiten zu miſchen und den Einen Reichsſtand gegen den andern zu immer größerer Zerſplitterung Deutſchlands zu gebrauchen.

Es iſt bekannt, in welcher Weiſe Ludwig XIV. die der Krone Frankreich gemachten Zugeſtändniſſe ausbeutete. Der Friede von Nymwegen war ein neuer Triumph der franzöſiſchen Politik. Sie glaubte ſich nunmehr alles, auch die größte Schamloſigkeit, gegen Deutſchland erlauben zu dürfen. Die Reunionskammern wurden eingeſetzt und mit unerhörter Frechheit unter dem Schein eines Rechtes ein deutſches Beſitzthum nach dem andern in Anſpruch genommen. Es folgte 1681 mitten im Frieden die Ueberrumpelung und räuberiſche Wegnahme Straßburgs, eine beiſpielloſe Schandthat. Und dann begann Frankreich, das Land, welches ſich die Miſſion der Völkercivilisation zuſchreibt, die Mordbrennerei in den Rheinländern, von denen Heidelberg, Mannheim, Speier, Worms und die Geſchichte ſo vieler eingeäſcherter Orte, ſo vieler zertrümmerter Kirchen, ſo vieler verwüſteter Gegenden ein himmelſchreiendes Zeugniß geben. Und Deutſchland mußte ſich Alles gefallen laſſen, weil es krank war von der Fußſohle bis zum Scheitel, das ganze Haupt war krank, das ganze Herz war matt. Man hätte einen deutſchen Schrei der Entrüſtung durch das ganze Land erwarten ſollen, das Volk ſtand hier und da auf und verrichtete Heldenthaten gegen die Franzoſen. Und über den Ryswicker Frieden zürnten die beſten Deutſchen vielleicht nicht weniger, als über den Pariſer vom Jahr 1814. Die Zeit hatte auch ihre Arndt und Görres, und treffliche Schriften erſchienen, um die franzöſiſchen Anmaßungen mit Gründen des Rechts oder derbem Spott zurückzuweiſen. Wie in den Flugſchriften aus den Befreiungskriegen, grade ſo werden die Franzoſen in einer Menge damaliger Schriften geſchildert als ein leichtfertiges, treuloſes, übermüthiges Volk, vor dem deutſche Zucht und Tüchtig-

keit, Redlichkeit und Festigkeit nicht Ursache habe sich zu beugen. Und man darf sagen, daß ein tiefer Abscheu des Volkskernes gegen die Franzosen sich vom siebenzehnten auf das achtzehnte Jahrhundert vererbte. Aber schon gab Volksentrüstung keinen Ausschlag mehr in deutschen Landen. Schon hatten die einzelnen deutschen Fürsten gelernt, sich selbst als Staatszweck zu setzen und um ihres persönlichen Vortheils willen sich untereinander zu entzweien. Ludwig XIV., der größte Feind Deutschlands, war das Musterbild für die deutschen Regenten geworden. Sie fanden Gefallen an der Devise des Franzosenkönigs: L'état c'est moi, und an der andern: Le peuple pour moi. Es schien eine so leichte und anmuthige Weise des Regierens, nur an sich selbst zu denken, beliebig viel Geld aus dem Volk zu pressen, Mätressen zu halten, neue Residenzen, Solitüden, Jagdschlösser zu bauen, an der Oper und dem Ballet sich einen Kitzel für Ohren und Augen zu verschaffen und das ehrliche Deutsch mit der glatten französischen Hofsprache zu vertauschen. Jeder Prinz eilte nach Versailles, um sich dort das Muster für sein Staats- und Hofleben abzusehen. In den Anweisungen für die Erziehung ihrer Kinder, welche die fürstlichen Eltern gaben, traten neben die überlieferten christlichen Grundsätze neue, aus Frankreich gekommene, die ihnen widersprachen. „Je ne serai rien contre ma naissance et ma gloire," war der Wahlspruch der Maria Amalie von Sachsen-Naumburg zur Zeit Ludwigs XIV. So zerrüttet ward durch das französische Beispiel das deutsche Gewissen, daß man bereits anfing, der scheußlichen Mätressenwirthschaft einen Schein des Rechten zu geben. Was sollten die Fürsten sich nicht erlauben, wenn die hallesche Juristenfacultät unter dem berühmten Thomasius, dem Bekämpfer der Hexenprocesse, das Rechtsgutachten giebt: „Das odium in concubinas muß bei großen Fürsten und Herren cessiren, indem diese den legibus privatorum poenalibus nicht unterworfen, sondern allein Gott von ihren Handlungen Rechenschaft geben müssen, hiernächst eine concubina etwas von dem splendeur ihres

amanten zu überkommen scheint.“ Und wenn die Deutschen noch eine gewisse Scheu vor den neuen galanten Sünden hatten, bald waren die deutschen Höfe und Städte mit Franzosen überschwemmt. Man förderte von Frankreich aus möglichst die Heirathen deutscher Fürsten mit französischen Prinzessinnen und deutsche Fürstentöchter vermählten sich mit französischen Herren. Geschickte Unterhändler wurden überall an die Höfe gesandt, die mit goldgefüllten Händen, geläufiger Zunge, gewandtem Blicke und stumpfem Gewissen auf die deutsche Redlichkeit Jagd machten. Publicisten schrieben in französischem Solde. Französische Cavaliere begleiteten die Fürsten auf allen ihren Wegen und wenn sie heimkehrten, wurden sie von französischen Kammerdienern ausgekleidet. Die Kinder lernten von französischen Bonnen eher französisch als deutsch. Die französische Literatur drang überall ein und die deutsche Dichtung ward unter der Tyrannei des französischen Geschmacks zu einer jämmerlichen Carricatur. Die Uhr, welche Ludwig XIV. sich hatte machen lassen, an welcher der deutsche Adler zitterte, wenn der gallische Hahn die Stunden krähte, war ein übermüthiges, aber leider nicht unrichtiges Sinnbild des französischen Einflusses in Deutschland. Wie französische Colonien mitten in Deutschland schienen die deutschen Höfe. Es mochte vorkommen, daß der Kurfürst oder Herzog der einzige Deutsche war, der an der Tafel unter lauter Franzosen saß. Die deutschen Fürstinnen schrieben dem Gemahl oder Bräutigam nur französische Briefe, und die herzlose Etikette drängte jeden warmen Herzenserguß zurück. Die vornehmen Damen in Wien trugen Wiener Schuhe nur dann, wenn sie auf der Post aus Paris kamen. „Wir wollen,“ sagt ein Zeitgenosse, „durch die Waffen Städte und Länder wider die Angriffe Frankreichs schützen; inzwischen sind wir und unsere Gemüther schon längst von Frankreich bezwungen und eingenommen, angesehn unsere Sitten, Sprache, Kleidung, ja so zu reden, unser Inwendiges und Auswendiges französisch ist, und dennoch wollen wir die Franzosen für unsere Feinde halten und verfolgen? Kein Verständiger kann in

Abrede ſtellen, daß, wo die Gemüther erſtlich eingenommen und fremd geſinnt ſind, hernach die Wenigſten mit rechtem Ernſt für die Freiheit, den Glauben und das Vaterland ſtreiten werden; Viele verlangen nichts mehr, als daß ſie hernach unter eine andre Herrſchaft kommen mögen.“

Friedrich der Große, der Preußenkönig, war der Einzige, der im vorigen Jahrhundert dem deutſchen Nationalgefühl wieder einigen Aufſchwung verlieh. Er zog die Blicke der beſten deutſchen Geiſter, und insbeſondere der Jugend, wie ein glänzender Stern, auf ſich. Aber jeder Sieg, den er erfocht, war eine Niederlage für das deutſche Reich, jede Verſtärkung Preußens war eine Schwächung der Reichseinheit. Indem unter ſeinen Fahnen deutſche Truppen die Franzoſen bei Roßbach in die Flucht ſchlugen, erwärmte er das deutſche Selbſtgefühl gegenüber den Franzoſen. Aber was er mit der einen Hand gab, nahm er mit der andern. Dieſer deutſche König, der nicht ſprach: der Staat bin ich, der ſich als der erſte Diener des Staates anſah, nicht nach Glanz, ſondern nach Kraft trachtete, war der ungerechteſte Bewunderer franzöſiſcher Bildung und verachtete die deutſche Sprache und Literatur, als ſie grade anfing, wundervolle Werke hervorzubringen. Als dann die Revolution im benachbarten Frankreich kochte und überſprudelte, da konnte die alte Reichsordnung gegen die junge Revolution nicht beſtehen. Es fehlte dem deutſchen Reich die Einheit und die Kraft. Der Kaiſer war mehr öſtreichiſcher, als deutſcher Kaiſer. Auf dem Reichstag zu Regensburg wurden die nichtigſten Angelegenheiten in endloſen Berathungen hinausgezogen, und in den wichtigſten kam man zu keinem großen Entſchluß. Mit dem Reichskammergericht in Wetzlar ſtritt der Reichshofrath in Wien um den Vorrang. Nicht einmal ſo viel Geld konnte das Reich auftreiben, um zur Aufarbeitung der unzähligen Prozeſſe einige Beiſitzer mehr zu ernennen. Dem Kaiſer ſtand eine zum Aeußerſten der Selbſtändigkeit herangewachſene Stammesfürſtengewalt gegenüber. Die Reichsarmee war kein Körper,

der ſich mit Leichtigkeit und Kraft bewegte. Als nun das Ungeheuer der Revolution den Königsthron umſtürzte und das Leben des Königs bedrohte, da raffte ſich Deutſchland auf, in der Meinung, der Unruhe raſch ein Ende machen und das königliche Anſehen wieder herſtellen zu können. Kein Wunder aber, wenn die Revolution gegen die Herren, welche von den Emigranten, zum großen Theil verächtlichen Menſchen, angeſtachelt wurden, ihre Marſeillaiſe anſtimmte, und ihre ganze Macht entfaltete. Der erſte Feldzug der Oeſtreicher und Preußen 1792 war ohne Erfolg. Mainz, der Sitz des deutſchen Reichserzkanzlers, fiel ohne Schwertſtreich in die Hände der Franzoſen. Hinfort iſt jedes Jahr mit einer deutſchen Schmach bezeichnet. Mainz, von den Preußen wieder gewonnen, fiel alsbald in die Hände der franzöſiſchen Republik zurück. Die Coalition, in welcher mit Preußen und Oeſtreich das übrige Deutſchland und außerdem England, Holland, Neapel, Spanien, Portugal, Toskana und der Pabſt gegen Frankreich zuſammentraten, löſte ſich nach erfolgloſem Kampfe wieder auf. Preußen ſchließt in Baſel Frieden (1795), Hannover, Sachſen und Heſſen treten hinzu, Norddeutſchland und Süddeutſchland treiben hinfort das Werk, von dem die beiderſeitige Freiheit abhängt und das ſie nur gemeinſam vollbringen können, nicht mehr miteinander. Schon überläßt Preußen ſeine Beſitzungen am linken Rheinufer der franzöſiſchen Republik und gewährt ihr freien Raum bis nach Weſtfalen. Oeſtreich mit ſeinen Bundesgenoſſen kann allein der franzöſiſchen Macht nicht Stand halten, zumal ſeit Napoleon Bonaparte das Heer von Sieg zu Sieg fortreißt. Es giebt im Frieden von Campo Formio 1797 die Niederlande an Frankreich und läßt ſich für Mailand in Venedig, Iſtrien, Dalmatien entſchädigen. Neue Bündniſſe helfen nicht. Schmach folgt auf Schmach: der Friede von Lüneville (1801) giebt das linke Rheinufer an Frankreich. Der Reichsdeputationshauptſchluß (1803) entſchädigt die deutſchen Reichsſtände, die an Frankreich Gebiete abgetreten, mit den Ländern ihrer Reichsgenoſſen. Fremde

Fürſten empfangen deutſche Reichsländer. Nicht lange — und Oeſtreich liegt völlig zu Boden, ohne daß Preußen ihm aufhülfe. Im Preßburger Frieden (1805) verliert es 1200 Quadratmeilen, nicht nur an Frankreich, ſondern zugleich an die deutſchen Bundesgenoſſen Frankreichs, Bayern, Würtemberg und Baden; Napoleon ernennt die deutſchen Reichsfürſten von Bayern und Würtemberg zu Königen. Er errichtet den Rheinbund 1806 und der deutſche Kaiſer legt die Kaiſerkrone nieder.

Es mußte durch Jahrhunderte lange Mißregierung der nationale Geiſt aufs äußerſte geſchwächt worden ſein, wenn der Leib des deutſchen Reichs ſo ſchnell zerriſſen und ſeine Glieder einer fremden Macht preisgegeben werden ſollten. Und in der That, es giebt nichts Demüthigenderes für den Deutſchen, als zu ſehen, wie um die Scheide des Jahrhunderts Fürſten und Völker dem franzöſiſchen Weſen erlagen, wie die Einen von den franzöſiſchen Emigranten, die Andern von der franzöſiſchen Revolution ſich zum Beſten halten ließen. Wir erinnern an Ein Beiſpiel, ſtatt vieler, an die Vorgänge in Mainz, wie ſie Clemens Perthes jüngſt von Neuem geſchildert hat. Der Kurfürſt hatte dem Prinzen von Condé das biſchöfliche Schloß zu Worms zur Verfügung geſtellt; der Prinz betrug ſich ſofort als Herr der Reichsſtadt, ſammelte große Schaaren von Emigranten um ſich, ertheilte dem Rathe Befehle, handhabte ſcharfe Polizei, verhörte und verhaftete. In Mainz ſelbſt fühlte ſich der Herr des Landes aufs höchſte geſchmeichelt, daß ihn die Emigranten, Adlichen, Abbé's, Offiziere père und protecteur nannten. Das war ihm dann ein Geringes, daß ſie ſeines Volkes Mark ausſaugten. „Als hülfloſe Flüchtlinge waren ſie gekommen und auch von den Bürgern mitleidig und gutmüthig aufgenommen worden. Bald aber wollten ſie auf Koſten ihrer Wohlthäter praſſen und ſchwelgen: wenn ſie nicht mit ihrem Papa, wie ſie den Kurfürſten vertraulich nannten, an deſſen Tafel ſpeiſten, ſo forderten und erhielten ſie vollſtändige und glänzende Gaſtmahle aus der Hofküche

in das Haus geſchickt; die edelſten Rheinweine wurden täglich einigen hundert Ludwigsrittern geſpendet. Die freche Sittenloſigkeit, der prahleriſche Uebermuth, der Stolz, mit welchem ſie auf alles, was nicht in dem verderbten Pariſer Hofkreiſe groß geworden war, herabſahen, reizte hoch und niedrig, ließ das revolutionäre Frankreich, welches Menſchen dieſer Art ausgeſtoßen hatte, in günſtigem Lichte erſcheinen und erregte Unwillen gegen die eigene Regierung, welche das Verweilen der hochmüthigen Flüchtlinge wie eine ihr erwieſene Ehre betrachtete.“ Als dann das Heer der Revolution heranrückte, ließ der Kurfürſt und ſein Coadjutor Dalberg und der Miniſter das Volk in Stich, welches alsbald die Neufranken, die Bringer der Freiheit mit Jubel begrüßte, aufgeregt durch die Reden kurfürſtlicher Beamten und Gelehrten. Die Emigranten waren ſchlecht; waren die Männer der Revolution beſſer? Forſter ging als Deputirter nach Paris, um die Bitte um Einverleibung des Landes von Speier bis Bingen in die franzöſiſche Republik dem Nationalconvent auszuſprechen. Er blieb, um die Schlechtigkeit der revolutionären Gewalt kennen zu lernen und zu ſterben. „Je mehr man,“ ſchrieb er damals, „in die Geheimniſſe der hieſigen Intrigue eingeweiht, oder beſſer, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin ſich hier alles dreht und windet, deſto mehr kalte Philoſophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln. Es iſt alſo wahr, daß heutzutage die Uneigennützigkeit und die Freiheitsliebe bloße Kinderklappern ſind, bloße nichtsſagende Töne, bloße geheuchelte Empfindungen im Munde derer, die jetzt das Schickſal der Nationen lenken. Es iſt alſo wahr, daß der Egoismus ganz allein ſein Spiel treibt, wo man reine Aufopferung zu finden hoffte: wahr, daß zwiſchen Betrügern und Betrogenen kein Drittes zu finden iſt, woran man ſich halten, ſich anſchließen könnte. Etwas ſo ſeltenes ſind Tugend und Rechtſchaffenheit in dieſer verderbten Nation geworden, daß man nichts Böſes mehr für unmöglich halten kann.“ [7])

So bald war ein Bewunderer der Revolution und der Nation, aus welcher sie geboren worden war, enttäuscht, aber das deutsche Volk mußte erst in allen seinen einzelnen Stämmen und Staaten von der Revolution, die in Napoleon Person ward, niedergetreten werden, ehe sie zum Bewußtsein kam, daß die in ihm wohnende sittliche Kraft eine Herrschaft stürzen könne, an welcher Gott kein Wohlgefallen hatte.[8])

3.

Preußens Stolz und Fall.

Nie hat ein Königshaus und Volk gerechtere Urſache zu edlem Selbſtgefühl gehabt als das preußiſche. Aus kleinen Anfängen hat ſich der preußiſche Staat zur Weltmacht emporgeſchwungen. Der Gunſt der Vorſehung kam die Tüchtigkeit der Herrſcher und der Stämme entgegen. Sehr verſchiedenartige und weit getrennte Beſtandtheile erhielten ihr geiſtiges Band in der zuſammenfaſſenden Kraft der Herrſcher. Vielleicht giebt es kein anderes Fürſtengeſchlecht, aus welchem in ſo raſcher Folge eine ſo große Zahl bedeutender Herrſcher hervorgegangen iſt. Und deutſche Art trugen ſie alle an ſich. Sie ſahen das Volk nicht als Mittel an, perſönliche Neigungen zu befriedigen, mit völliger Hingabe dienten ſie dem Wohle des Volks. Die Härte im Einzelnen, die ſie nach der Weiſe der Zeit oder perſönlichen Stimmungen ausübten, wurde durch die ganze Führung des Regiments gemildert, der man es anmerkt, daß ſie nur die Größe, Kraft und den Wohlſtand des Staats erſtrebt. Sittliche Tüchtigkeit, geiſtiger Adlerblick, ſchneidige Führung des Schwerts —, das ſind die Mächte, welche Preußen erhoben haben. Den Mangel an Geſchloſſenheit und Rundung der Landesgränzen erſetzte die alle Theile des Volks durchdringende Anhänglichkeit an das Königshaus; was dem Staat an geographiſchem Umfang fehlte,

gewann er durch Entwicklung der Kräfte des Bodens und der Gewerbe; die tüchtige Schulung verdoppelte das Heer. Auf dieſem Wege hat es Preußen dahin gebracht, daß es ſchon im vorigen Jahrhundert der Stolz der edelſten deutſchen Geiſter geworden iſt. Dazu kommt der proteſtantiſche Charakter des preußiſchen Staats. Während Oeſtreich ſeine alte jeſuitiſche Kirchenpolitik fortſetzte und Kurheſſen für die polniſche Königskrone die Krone des evangeliſchen Glaubens dahingab, iſt Preußen, der erſte proteſtantiſche Staat in Europa, dem Proteſtantismus treu geblieben. Mehr und mehr, mit geringen Unterbrechungen, hat ſich Preußen als der Träger nicht bloß eines beſtimmten Bekenntniſſes, ſondern als der Träger des proteſtantiſchen Geiſtes erwieſen, der nicht allein ein religiöſes, ſondern zugleich ein wiſſenſchaftliches und politiſches Princip iſt. Preußen hat die Abſchwächung dieſes Geiſtes bis zur ärmſten Geſtalt mit durchgemacht, aber von ihm iſt auch ſeine Erneuerung und durch ſie eine tiefe Wirkung auf Deutſchlands religiöſe und politiſche Gegenwart ausgegangen. Man kann durch eine augenblickliche Politik, die der Staat verfolgt, ſich verſtimmen laſſen, aber dieſe Verſtimmung ſollte uns doch nie die Ueberzeugung trüben, daß Deutſchland und die evangeliſche Kirche für ihre künftige Geſtaltung große Hoffnung auf Preußen ſetzen müſſen.

Der größte Feind Preußens, der es am meiſten hindert, ſeine deutſche Miſſion zu erfüllen, iſt der preußiſche Dünkel. Die Zuverſicht Deutſchlands zu Preußen darf dieſes nicht verführen, zu hoch von ſich zu halten, als ob es auf ſich allein ſtehen könnte und Deutſchlands nicht bedürfte. Was kann Preußen, wenn es nicht Deutſchlands Vertrauen hat? Die Verhältniſſe ſind heute anders, als zu der Zeit, da der große Kurfürſt und der große König ihre Siege erfochten, und wer leiſtet dem Volke Gewähr, daß ſein Herrſcherhaus auch in Zukunft große Könige hervorbringen werde? Preußen bleibt nur dann eine Großmacht, wenn es durch die ſittliche Hoheit, durch die nationale Entſchiedenheit ſeiner Politik ſich

das Herz des deutſchen Volks gewinnt. Wenn der deutſche Geiſt nicht mit überſchwänglicher Kraft die durch Deutſchlands Mitte ſich hindurchſtreckenden Theile des preußiſchen Staats erfüllt, wird er keine größere Wirkung entfalten, als die ſeiner geographiſchen Größe entſpricht. Das Ausſcheiden Preußens aus der Verbindung der Staaten, welche die Revolution und ihren Erben Napoleon bekämpften, hatte keine andere Folge, als daß Preußen allein um ſo tiefer gedemüthigt wurde; ſeine Erhebung begann mit dem Augenblicke, als es ſich zum Führer der nationalen Begeiſterung gegen die franzöſiſche Zwingherrſchaft aufwarf.

Man kann den Frieden von Baſel, den Preußen ſchon 1795 mit Frankreich ſchloß und durch den es auf den Widerſtand gegen Frankreichs Eroberungen in Deutſchland verzichtete, mit vielen Gründen entſchuldigen, mit dem Mangel einer durchgreifenden Kriegsführung auf Seiten Oeſtreichs, mit der verwerflichen Gleichgültigkeit und Saumſeligkeit der kleineren Reichsſtände in Erfüllung ihrer Pflichten, mit Preußens Nöthen in Polen, mit dem mangelnden Kriegsglück und dem Zuſtand der Finanzen; immerhin bleibt es traurig, daß Preußen nicht damals ſchon, anſtatt zu weichen, alle Kraft aufs Neue einſetzte, um die Ehre des deutſchen Volkes zu retten, immerhin bleibt es eine Thatſache, daß durch den Frieden zu Baſel zuerſt die Zerriſſenheit Deutſchlands ihren öffentlichen Ausdruck erhielt, daß durch ihn die franzöſiſche Politik, die dahin ging, Deutſchland in drei Theile zu ſpalten, in das Deutſchland der kleinen Fürſten im Weſten, das öſtreichiſche und das preußiſche Deutſchland, ihren erſten Sieg davontrug, daß insbeſondere der alten franzöſiſchen Loſung: Frankreich bis zum Rhein, wenigſtens vorläufig von Preußen ihre Berechtigung ſchien eingeräumt zu werden. Preußen bezahlte in den nächſten zehn Jahren den materiellen Vortheil, keinen Krieg führen zu müſſen, mit dem ſittlichen Nachtheil, daß es von Frankreich verächtlich behandelt wurde und in den Augen Deutſchlands nicht als der Träger eines erhebenden politiſchen Gedankens daſtand.

Wenn das ſtarke Preußen ſich nicht ſcheute, Frankreich Zugeſtändniſſe zu machen auf Koſten des deutſchen Reichs — wer konnte es den kleinen deutſchen Fürſten im Süden und Weſten, die dem franzöſiſchen Druck ſo unmittelbar ausgeſetzt waren, verargen, wenn ſie Frankreichs Einfluß ſich hingaben? Wenn Preußen um ſeiner Ruhe willen von den Pflichten gegen die deutſche Nation ſich los ſagte, was konnte man von den andern Reichsſtänden verlangen, die, je kleiner ſie waren, deſto heftiger für ihre Sonderexiſtenz zitterten? Die Schmach des Friedens von Lüneville und des Reichsdeputationshauptſchluſſes folgt, nicht bloß der Zeit nach, auf den Baſeler Frieden. Und nachdem Preußen mit zugeſehen, daß das ganze linke Rheinufer an Frankreich übergeben ward, nachdem es ſelbſt aus dem ſcheußlichen Spiel Gewinn gezogen hatte, durch welches die deutſchen Verluſte am linken Rheinufer durch deutſche Beſitzungen am rechten Rheinufer erſetzt, die Dynaſtien entſchädigt, die Reichsgränzen verringert worden waren, hatte es damit ſich wirklich Ruhe erkauft? Trieb nicht Frankreich ſeine Herabwürdigung Preußens ſo lange, bis es ſich endlich aufraffte, und dem franzöſiſchen Kaiſer Gelegenheit gab, auch Preußen zu vernichten.

Wir ſchreiben keine politiſche Geſchichte dieſer Zeit, ſondern eine Geſchichte der religiöſen Erweckung des deutſchen Volks. Wir übergehen alle die Schwankungen der preußiſchen Politik, unter welchen Napoleon ſeine Beſchimpfung dieſes Staats fortſetzte. Wir faſſen den geſchichtlichen Moment ins Auge, in welchem endlich durch Preußen die Loſung: Krieg gegen Frankreich! erſcholl und ſuchen die ſittliche-Grundlage zu erkennen, auf welcher dieſer Krieg begonnen wurde, um den darauf folgenden Fall zu verſtehen; die Sünde möchten wir aufdecken, um die Züchtigung Gottes und die Buße des Volkes um ſo beſſer zu faſſen.

Es iſt allemal nicht bloß ein politiſcher Fehler, ſondern ein ſittliches Uebel, eine Volksſünde, wenn ein Volk übermüthig und

ſicher von dem Capital früher erlangten Ruhms zehrt, unbekümmert, wie bald es aufgezehrt ſein wird. Mit denſelben Mitteln, mit welchen ein Staat heute einer Welt Widerſtand leiſtet, kann er einige Jahrzehnte ſpäter einer einzelnen Macht nicht wirkſam gegenübertreten. Denn in Wahrheit bleiben die Kräfte eines Staats nicht dieſelben, ſondern, wenn ſie nicht mit dem lebendigen Fortgang der Geſchichte ſich immer erneuern, roſten ſie ein und werden zu unbrauchbaren Waffen. Das war der Schade des preußiſchen Volks, daß es in den Krieg gegen Napoleon ging, mit dem Uebermuth, der Sieg ſei noch immer an die alten Fahnen Friedrichs des Großen geheftet, obwohl der Geiſt des gewaltigen Königs aus dem Heere gewichen war.

Der Biſchof Eylert hat in ſeinen Erinnerungen an Friedrich Wilhelm III. ein deutliches Bild des preußiſchen Heeres gegeben, wie es vor der Niederlage von Jena war. Der größte ſittliche Schade war die Lostrennung deſſelben vom Volksganzen, die Erzeugung eines militäriſchen Geiſtes, der auf den Bürger verächtlich herabſah, für welchen der Bürger ſich nicht begeiſtern konnte. Wie eine Knechtſchaft laſtete die Verpflichtung zum Dienſt auf dem Einzelnen, den ſie traf, weil ſie nicht eine allgemeine Bürgerpflicht war. Das Werberweſen, durch welches Ausländer in Menge, oft die Größten und Stärkſten, aber auch die Liederlichſten und Schlechteſten, zum Dienſte gezwungen und in demſelben feſtgehalten wurden, ließ in dem Heer keinen ſittlichen Geiſt aufkommen. Man hatte keine Ahnung von der Möglichkeit, militäriſche Zucht aufrecht zu erhalten ohne die Anwendung der entehrendſten Strafen. Stockprügel und Spießruthenlaufen waren an der Tagesordnung. Der Zuſtand im Heer war der Art, daß die Verſuchung zum Weglaufen den Soldaten immer wieder nahe trat, und jeder mißlungene Verſuch ward mit immer härterer Strafe, zuletzt mit Enthauptung geahndet. Die lange Dienſtzeit, zumal wenn kein Krieg die Reihen lichtete und friſches Leben in die Glieder des militäriſchen Körpers brachte,

dämpfte den kriegeriſchen Geiſt und feſſelte die Offiziere und Unteroffiziere an die ſtillen Beſchäftigungen und Freuden des Familienlebens. Die mechaniſche Abrichtung konnte den mangelnden Geiſt unmöglich erſetzen. Man exercirte für die Parade und wenn auch der alte Kurfürſt von Heſſen als Generalinſpecteur ſein Maß aus der Taſche zog, um die Zöpfe zu meſſen, ob ſie nicht zu lang oder kurz, zu dünn oder dick ſeien, und wenn er auch nicht genöthigt war, aus tiefſter Seele zu ſeufzen: Es iſt grauſam ſchwer, einen guten Zopf zu machen, wenn auf der Parade auch alles gut ging, damit war keine Gewähr für die kriegeriſche Befähigung der Regimenter gegeben. Der gemeine Mann hatte keine Liebe, kein Vertrauen zu den Führern, weil ihr Uebermuth gegen den Soldaten und gegen den Bürger alles Maß überſchritt. Die Offiziere gehörten alle dem Adel an. Der Unfähige gelangte durch ſeinen Stand zur höchſten Stelle; der Fähigſte blieb in der untergeordnetſten Stellung, wenn er nicht von adlicher Geburt war. Es giebt kaum eine gröbere Verhöhnung der chriſtlichen oder auch nur der einfach ſittlichen Grundſätze, als das Benehmen der adlichen Offiziere gegenüber dem Bürgerſtande. Schon fing der gemeine Mann an, über den Zuſtand des Heeres nachzudenken. „Nach meinem dummen Verſtande,“ ſagt ein Bauernſohn aus Weſtfalen zu Eylert, „hat das Exerciren im Frieden den Zweck, uns auf den Krieg vorzubereiten. Da kann man es gelten laſſen, daß wir zuſammenhaltend grade in einer Linie marſchiren und mit dem Gewehre hantiren und daſſelbe ſchnell zu laden und gleichförmig loszuſchießen wiſſen. Das alles hat ſeinen Nutzen gegen den Feind. Aber ich begreife nicht, wozu das hilft, immer zu commandiren: Augen links, Augen rechts! Linke Schulter vor, rechte Schulter vor! Bruſt und Rücken zurück! Rechten Fuß, linken Fuß vor! Beim Marſchiren jetzt nach der Zahl 26—27; vorher hieß es 1 und 2. Und was thun und machen die gepuderten Locken und der Zopf! Unſere Vorgeſetzten können wir nicht lieben, wir fürchten ſie. Man kann keinen Reſpect mehr für ſie haben.

Wenn meine Mutter der gnädigen Frau Hauptmännin Hühner und ein ſelbſtgeſponnenes Stück Leinwand, und dem Feldwebel und Unteroffizier Butter, Eier, Speck und Schinken mitbringt, dann iſt Alles gut; wird es aber mal unterlaſſen, dann taugt es nicht und giebt ſaure Geſichter. Von den Franzoſen hört man ganz andre Dinge; die haben keine Zöpfe und kein Mehl auf den Köpfen; die drehen die Augen nicht links und rechts, aber ſie ſehen zu und ſind immer auf dem rechten Fleck. Von dem Herrn Paſtor erhalten wir die Lippſtädter Zeitung, und da lieſt man mit Verwunderung, was der General Bonaparte mit ſeinen Soldaten für Dinge thut. Das iſt ein ganzer Kerl! Wie wird es gehen, wenn wir auch einmal mit ihm zuſammenkommen!“

Die Gelegenheit bot ſich endlich und die Meinung des weſtfäliſchen Bauernſohns ward durch den Ausgang beſtätigt. Es war das von Eylert geſchilderte Heer, welches im Herbſt 1806 nach Thüringen zog, um ſich mit Napoleon zu meſſen; denn mit der Darſtellung des etwas plauderhaften Militärpredigers ſtimmen Männer von Fach, wie Clauſewitz, und die gewiſſenhafteſten Geſchichtsſchreiber völlig überein. Seit zwölf Jahren hatte dies Heer keinen Krieg geführt, ſondern ſich an das eintönige und friedliche Leben gewöhnt, das bei Vielen zwiſchen dem Exercierplatz und den Freuden des Familienlebens getheilt war. Waren ſchon in den Reihen der Soldaten viele in der fünf und zwanzig bis dreißigjährigen Dienſtzeit ergraute Männer, ſo herrſchte gar in den Offiziersſtellen und zumal in den wichtigſten, das Greiſenalter vor. In der franzöſiſchen Armee waren alle Generäle durch ihre Dienſttüchtigkeit emporgekommen und ſtanden in ihrem kräftigſten Mannesalter zwiſchen 30 und 50 Jahren, in der preußiſchen dagegen waren die Generäle Prinzen oder Greiſe. Möllendorf war 82, der Herzog von Braunſchweig 71 Jahre alt, faſt alle andern ſechziger oder ſiebenziger. An Kriegserfahrung fehlte es darum nicht, aber an Einheit und Kühnheit der Führung. Dazu mangelte dem Heere das Nöthigſte. Während

Napoleon rückſichtslos zugriff, um die Armee zu verſorgen, herrſchte in Preußen die äußerſte Vorſicht, welche im Grunde der größte Leichtſinn war. Der Offizier ſuchte ſich zu helfen und vermehrte die Packwagen durch Mitführung aller möglichen liebgewordenen Bedürfniſſe, aber der gemeine Mann hatte Mangel an Nahrung und Kleidung. Wie für das Heer während des Kampfes ſchlecht geſorgt war, ſo hatte man ihm für den Fall eines Rückzugs den Rücken nicht gedeckt. Die ſtärkſten Feſtungen waren in den Händen ſchlaffer Greiſe. Keine beſtimmten Sammelplätze waren bezeichnet, man ſchien eben nur auf einen raſchen Sieg, nicht auf eine raſche Niederlage gerechnet zu haben.

Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß bei dieſem Zuſtand des Heeres das preußiſche Volk und beſonders Berlin ſich mit Siegeshoffnungen berauſchen konnte. Iſt in dieſen Hoffnungen lauter Uebermuth geweſen, oder war auch eine ſittliche Berechtigung dazu vorhanden? Die Wahrheit iſt, daß damals im preußiſchen Volke die Elemente chaotiſch durcheinander wogten; mit denen, aus welchen das ſinkende Preußen gebaut war, die ſchöpferkräftigen, aus denen ein neues hervorgehen ſollte; mit der ſittlichen Thatkraft, die Alles einzuſetzen bereit iſt, der Taumel der Ueberhebung, aus dem ſofort der Fall ſich ergeben muß. Was ſpäter ſcharf ſich ſonderte, ging jetzt noch zum Theil unbewußt Verbindungen ein, die keine Dauer haben konnten. Es war eine Friedenspartei am preußiſchen Hofe, als deren Vertreter wir Haugwitz anſehen; ſie wußte keinen andern Rath, als den, ſich Napoleon zu unterwerfen. Wenn der König zum Frieden geneigt war und es ſchien, als ob Haugwitz in ſeinen Bahnen ginge, ſo war es doch nur ſcheinbar. Haugwitz wünſchte den Frieden aus ſittlicher Schlaffheit, der König aus Liebe zu ſeinem Volk und aus Gründen der Beſonnenheit; denn er hatte die Schwächen ſeines Heeres wohl erkannt. Und eine Partei war am Hofe, welche auf Krieg drängte; wir nennen als einen Vertreter den Miniſter vom Stein. Aber während Stein und ſeine Geſinnungsgenoſſen

den Krieg wünschten in vollem Bewußtsein der Opfer, die er kosten würde, der Anstrengungen aller Kräfte, die er erforderte, gab es andere, namentlich unter der jüngern Schaar der Offiziere, welche mit einer tollkühnen Kriegsfahrt glaubten Deutschland von den Franzosen reinigen zu können. Endlich als das Maß der Beschimpfung Preußens von Seiten Napoleons voll war, riß die Geduld und eine kriegerische Begeisterung schien das ganze Volk vom König bis zum gemeinen Mann ergriffen zu haben. Der König zog mit ins Feld und mit seiner treuen Gewissenhaftigkeit suchte er überall einzelne Schäden zu verbessern. Schade, daß für die Führung des Ganzen so schlecht gesorgt war. Die Königin Luise begleitete ihren Gemahl, sie konnte ihr Glück nicht von dem des Königs und ebensowenig von dem ihres Volkes trennen, und seit Napoleon auch diese reine Gestalt, dieses Urbild deutscher Weiblichkeit, zu beschimpfen gewagt, ward ihr Name eine Losung im Kampfe gegen den Feind. Die Prinzessin Marianne, des Prinzen Wilhelm Gemahlin, war von Steins Geiste angehaucht; in ihrer tiefen, deutschen, heldenmüthigen Seele hegte sie einen sittlichen Abscheu gegen den Zwingherrn und Alles, als dessen Vertreter er sich darstellte. Die Prinzessin Radziwill, des Prinzen Louis Ferdinand Schwester, schürte, wo sie konnte, das Feuer gegen Frankreich, mehr als die Königin und die Prinzeß Marianne, eine politische Frau, die den Spott über den Emporkömmling zu dem Haß gegen den Tyrannen gesellte. Und während diese fürstlichen Frauen mit dem Zauber, den für ein großes Ziel begeisterte Frauen auf die Männer zu üben pflegen, die ihnen Nahetretenden fortrissen, fehlte es wahrlich nicht an Männern, welche aus dem tiefen Grunde einer sittlichen und nationalen Auffassung der Dinge den kräftigen Widerstand gegen das hereinbrechende Unheil schöpften. Stein und Scharnhorst, Blücher und Gneisenau — sie gehörten schon damals Preußen an. Aber die Nation bedurfte zuvor einer Läuterung im heißesten Feuer des Unglücks, ehe sie für die Gedanken dieser Großen empfänglich waren. Bei dem gegen-

wärtigen Ausbruch der kriegerischen Begeisterung sind edle und verwerfliche Elemente gemischt; vorwiegend ist aber jenes unsittliche Trotzen auf ein ererbtes Ruhmescapital, das wir oben als eine gefährliche Volkssünde bezeichnet haben.

Hätte es jenem Aufschwung des Jahres 1806 an der ächten vaterländischen Begeisterung gefehlt, Arndt hätte nicht schreiben können: „Nie hat man die Deutschen, nie die Preußen lebendiger gefühlt. Der Hohn war so brennend, die Erinnerung glorreicher Thaten und Leiden unter dem glorreichen Friedrich ward so frisch, das alte Vertrauen auf das Glück der preußischen Adler so sicher, daß man die Gefahr des ungleichen Kampfes, die fürchterlichen Mittel und die Kriegsart des Gegners nicht wog. Man wog nur die Nothwendigkeit, die Gerechtigkeit und Heiligkeit des Streits Dieser schöne Enthusiasmus, diese Begeisterung für den König und das Vaterland, für die durch der Väter theures Blut erworbene Ehre und Unabhängigkeit schlug in der Brust des Soldaten und malte sich mit Flammenzügen auf dem Gesichte des Bürgers und Bauern; mit ihnen entließ das Weib den Mann, die Braut den Bräutigam, die Mutter den Sohn, die sie vielleicht nie wieder umarmen sollten; so spielten die Buben auf den Straßen das patriotische Spiel nach; es war Eine Empfindung, Ein Zorn, Ein Glaube, Ein Vertrauen des ganzen Volks.“[9]) Es ist wahr, der Gedanke war damals schon lebendig, daß Preußen für ganz Deutschland ins Feld ziehe. Die Presse sprach die feurigsten Empfindungen der Vaterlandsliebe aus. Und wenn im Schauspielhause Wallensteins Lager, damals ein Lieblingsstück, aufgeführt wurde und der Küraſſier sein Reiterlied anstimmte:

„Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,
Ins Feld, in die Freiheit gezogen,“

so ergriff das ganze Haus der Sturm des kriegerischen Geistes und was singen konnte, sang mit. Aber es war viel frevelhafter Uebermuth in der kriegerischen Stimmung. Die Offiziere in Berlin

wetzten ihre Klingen auf der Treppe des französischen Gesandten, und ein Oberst sagte: „Es thue ihm leid, daß die tapfern Preußen Säbel und Gewehre mitnähmen; Knüppel reichten hin, um die Hundefranzosen in ihr Land zurückzujagen.“[10]) Wir schließen unsere Schilderung mit einer Aeußerung von Steffens,[11]) die unsere Anschauung bestätigt: „Als der Herbst nahte,“ erzählt er, „rückte das Heer vor. Bei meinem Schwiegervater in Gibichenstein wohnten Generäle, die mir aus früherer Zeit bekannt waren. Es waren einige von denen, die später von den Schrecken des Kriegs überwältigt, die verderblichste und tadelnswertheste Gesinnung gezeigt haben; und ich will es bekennen, die Sprache, die sie führten, erschreckte mich. Es war nicht jene gesunde Begeisterung, die aus der frischen Fülle des Gemüths hervorquillt; es war der beschränkte Uebermuth, welcher abgelebten, im langen Frieden verrosteten, ohne höheren kriegerischen Sinn überlieferten militärischen Formen eine zauberische Gewalt zuschrieb; ein Muth, wie der von Shakespeare geschilderte der Engländer auf dem Schlachtfelde von Azincourt würde die Gefahr der Lage nicht verkannt haben. Keiner schien eine Ahnung von der furchtbaren Gewalt eines tapfern Heeres zu haben, welches alle Verhältnisse der Kriegsführung wie der ganzen Geschichte gewaltsam umgestaltet hatte, welches durch Siege, wie die neuere Geschichte sie nicht gekannt, gehoben war, und jetzt aus der inneren Aufregung eines ganzen Volkes entsprungen, sich uns Vernichtung drohend entgegenwälzte. Das Gespenst des siebenjährigen Krieges, meinten sie, würde den Feind mit unheimlichem Entsetzen ergreifen, und er würde bei dem Anblick einer preußischen Wachtparade fliehen.“ —

Die Tage der Entscheidung rückten heran. Der Siegestraum war bald verweht, das Erwachen war schrecklich. Die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt hatte hingereicht, um Preußen, das letzte Bollwerk der deutschen Freiheit, Napoleon zu Füßen zu legen. Was uns bei dem Trauerspiele der preußischen Niederlage besonders berührt, das

ist die Thatsache, daß durch dasselbe nicht bloß militärische Fehler, sondern sittliche Schwächen zu Tage kommen. Auf sittlichem Schaden beruhte der Mangel an einheitlicher Führung, und als durch ihn die gerechteste Sache in wenig Tagen verloren war, kamen die größten sittlichen Schäden zu Tage, in eilfertiger Uebergabe großer Heeresabtheilungen und wohlversehener Festungen in die Hände des Feindes. Man mag dem gemeinen Mann Mangel an soldatischer Schneide, dem Volke, das den Soldaten als Rückhalt dienen muß, Stumpfheit vorwerfen. Doch sind einzelne Beispiele vorhanden von einer wunderbaren Tapferkeit und Ausdauer der Soldaten, und im Allgemeinen darf man behaupten, daß der preußische Soldat, wie er damals war, sich bei allen seinen Mängeln tüchtig geschlagen hätte, wenn er gut geführt worden wäre. Auch Napoleon war der Meinung: „Die preußischen Truppen sind gut, sehr gut. Sie haben nichts ausgerichtet, warum? weil Niemand sie zu commandiren verstand. Hätte ich sie geführt, so hätten sie sich geschlagen wie Franzosen.“[12]) Die größte Schuld fällt auf die adlichen Führer und Festungscommandanten. Welche Bilder der Schmach bieten die Zehntausende, die vor den Franzosen die Waffen streckten, die Generäle, die auf ihre Güter sich zurückziehen und die Soldaten, die als Kriegsgefangene nach Frankreich geschleppt werden. Welch ein Modergeruch der sittlichen Fäulniß kommt uns aus den Festungen entgegen, die ohne Schwertstreich den Feinden überliefert werden. Magdeburg, der festeste Wall des preußischen Reiches, wird von dem alten Kleist mit 24,000 Mann, aller Artillerie und allen Vorräthen übergeben, nachdem kurz vorher die flüchtigen Heerhaufen des eigenen Landes vergeblich Hülfe bei ihr gesucht hatten. Napoleon schrieb seinem Schwager Murat, nach dem, was er alle Tage vom Capituliren höre, brauche man die schwere Artillerie gar nicht, da man Festungen mit Husaren erobere. Romberg hatte nämlich die Festung Stettin mit 6000 Mann der Muratschen leichten Cavallerie auf die erste Aufforderung übergeben. Als die Franzosen vor Küstrin kamen, hatten sie nicht

einmal Schiffe, um über einen Arm der Oder zu der Festung zu gelangen. Der Oberst von Ingersleben kam den Franzosen zuvor, und diese bemerkten höhnisch, der Commandant habe ihnen seine Schiffe geschickt, um sie herüberzuholen. Wer mag die Beispiele der Feigheit und Verwerflichkeit alle aufzählen, die der von seiner stolzen Höhe gestürzte preußische Kriegerstand darbot? Das ganze preußische Land war für die Franzosen offen. Die am Osten des Reichs zusammengerafften Kräfte suchten noch einmal Widerstand zu leisten, aber selbst von Rußland unterstützt vermochten sie nichts gegen den Sturmgang Napoleons, der dem tief gedemüthigten Preußen im Juli 1807 den Frieden zu Tilsit dictirte. In Basel hatte sich Preußen Ruhe zu erkaufen gesucht, indem es seine Länder bis zum Rhein an Frankreich hingab, jetzt mußte es sich die Elbgränze gefallen lassen. Und das Preußen, welches einst aus der Hand Napoleons Hannover angenommen hatte, das Land eines Reichsgenossen, mußte nun zu Gunsten Sachsens den Kottbuser Kreis und die polnischen Besitzungen hergeben. Danzig ward zur freien Stadt gemacht. An Rußland kam der Bezirk Bialystock. Und zu diesen Gebietsverlusten kam die sittliche Niederlage, daß Preußen die ganze Politik Napoleons gut heißen mußte, von der Anerkennung der Brüder Napoleons als Könige von Neapel, Holland und Westfalen bis zu der des Rheinbundes, und daß es seine Häfen für die englischen Schiffe und den englischen Handel schließen und doch zugleich ungeheure Summen bezahlen sollte, bis zu deren Entrichtung die französischen Truppen im Lande bleiben. Und zu Allem schrieb Napoleon dem König von Preußen vor, daß er nur 42,000 Mann Soldaten halten dürfe.

Mit der Erniedrigung Preußens war die französische Tyrannei in Deutschland auf ihren Gipfel gekommen. So lange Preußen stand, konnten sich die deutschen Hoffnungen an ihm erheben; nun schien Alles in einen wüsten Gräuel versunken. Von Westen her hatte Frankreich die schönsten und reichsten Länder theils in franzö-

sische Departements verwandelt, theils dem französischen Königreich Westfalen zugetheilt. Die Rheinbundsfürsten waren gehorsame Vasallen des Kaisers Napoleon. Preußen und Oestreich waren so verkleinert an Umfang und so geschwächt an Kraft, daß sie keine Hoffnung auf Abwerfung des Jochs zu bieten schienen. Schon wurden deutsche Prinzessinnen willig den Brüdern und Verwandten Napoleons dargeboten. Die deutschen Soldaten folgten der französischen Trommel auf allen Schlachtfeldern von Spanien bis Rußland. Der Handel lag darnieder und doch mußten unglaubliche Summen aus dem Volke gepreßt werden. Unersättlich war Napoleon, unersättlich waren seine Generäle. Den Summen, welche in öffentlichen Verträgen ausbedungen waren, kamen oft die durch Gewaltthat von den Generälen für ihren eigenen Bedarf abgezwungenen gleich. Es fehlte nicht an feilen Schriftstellern, welche Napoleon auch dem deutschen Volk als politischen Messias anpriesen, an muthlosen, welche keinen Rath wußten, als Unterwerfung für immer. Aber auf dem Volke lag die französische Herrschaft wie ein unerträgliches Joch; die Freiheit des deutschen Geistes war aufs Schmählichste eingeschnürt, und was wäre aus ihr erst geworden, hätte Napoleon nicht die „deutschen Ideologen“ so gründlich verachtet, hätte er eine Ahnung davon gehabt, was auch in der Politik die Macht des Volksgeistes bedeutet, wenn er einmal in seinem tiefsten Grunde aufgeregt und ihm ein großes Ziel von begeisterten Männern durch Schrift und Wort vorgesteckt ist!

Was war aus Deutschland geworden! Die Aufklärung hatte dem Volke die Kirche gleichgiltig gemacht, die Bibel aus einem göttlichen zu einem menschlichen Buche herabgewürdigt, den Heiland als einen Todten hingestellt, der vor Zeiten gelehrt und gelebt, aber jetzt nicht bei den Seinen ist mit seiner allmächtigen Nähe, den Glauben entleert, die Lieder verwässert, das Gebet verleidet. Für das Himmelreich war der Sinn verschlossen, nur für die Dinge dieser Welt war er noch offen. Und nun fiel das Herrlichste zu-

ſammen, was der Menſch von irdiſchen Gütern hat, das Vaterland. Wofür der Mann ſeine beſte Kraft einſetzt, die Mutter ihre Knaben erzieht, bei deſſen Klang das erlöſchende Auge des Greiſes noch einmal leuchtet, das Herz des Jünglings raſcher ſchlägt und der Arm zuckt, das Vaterland, an deſſen Gaben die Frauen und Jungfrauen in ſtiller Zurückgezogenheit ihre höchſte Wonne haben, war vernichtet. Woran ſollte der Deutſche mit dem tiefen Gemüth, dem hoch aufſfliegenden Geiſte ſich nun erfreuen und erheben? Die Familie blieb ihm noch. Aber welche Freude bietet das Haus, wenn das Volk in Trauer geht? Die Männer ſeufzten unter dem gezwungenen Dienſt, die Söhne kämpften für den Feind, die Frauen und Jungfrauen fürchteten die franzöſiſche Gewaltthat, die Familie kämpfte mit dem Mangel, und bis in die Häuſer drangen die Späher, um jedes freie Wort der franzöſiſchen Polizei zu verrathen. Wenn das Vaterland in Knechtſchaft liegt, kann keine Freude gedeihen.

Aber es war die Hand Gottes, die das ſchwere Joch auflegte; Napoleon war nur ſein Werkzeug. Er widerſtehet den Hoffärtigen, den Demüthigen aber giebt er Gnade. Er demüthigt, um zu erhöhen. Wo Gott mit ſeinen Züchtigungen über die Menſchen kommt, da iſts unmöglich, nur Nacht zu ſehen; da läßt ſich allemal auch der Schimmer der Morgenröthe erkennen, welche den neuen Tag verkündet. Als eine Gottesthat ſehen wir die Erniedrigung Preußens und Deutſchlands an; das deutſche Volk ſollte daran erinnert werden, daß er noch im Regimente ſitzt, und daß die ihn anlaufen, nicht zu Schanden werden. Es giebt außer dem Volke Iſrael kein anderes Volk, in deſſen Geſchichte der von Gott geordnete Weg von der Sünde zum Fall, von dem Fall zur Buße, von der Buße zum Glauben und vom Glauben zur Errettung ſo deutlich ſich nachweiſen ließe, als in der Geſchichte des deutſchen. Wie der Einzelne, wenn er Fleiſch ſeinen Arm ſein läßt und mit ſeinem Herzen vom Herrn weicht, auf ſein Nichts hinabgedemüthigt werden muß, damit er Gott wieder ſuche und in ihm ſich feſtwurzele und

wie er dann alsbald ſich ſelig erneuert fühlt, nicht durch ſein Werk ſondern durch Gottes Barmherzigkeit, ſo das deutſche Volk. Auf die Sünde der Gottvergeſſenheit und des Vertrauens auf ſich ſelbſt, folgte die Gottverlaſſenheit und die Vernichtung des Selbſt. Da ging Deutſchland in ſich, da erkannte es ſeine Sünde, da hob es ſeine Augen hinauf zu den Bergen, von welchen Hülfe kommt. — Buße und Glaube, das ſind die Lebenszeichen, die Deutſchland in den Jahren nach der Schlacht bei Jena immer deutlicher ſehen läßt; auf die Gottesthat von Jena folgt die Gottesthat von Moskau. Auf die Sünde antwortet Gott mit Preußens Vernichtung, auf die anhebende Buße mit dem Untergang des franzöſiſchen Heeres in Rußland — und dann weiter mit Leipzig, Paris und Waterloo und wieder Paris.

Von dieſer Betrachtung aus kann man den Frieden von Tilſit nicht blos beklagen, man muß ihn zugleich preiſen. Es iſt wahr, Preußen war tiefgebeugt — aber es war auch geläutert. Es konnte vor Gott hintreten und fragen: iſts nun nicht genug? Werde ich nun nicht wieder erfreuet, nachdem ich ſo ſchwer geplaget war? Es konnte auch vor die Glieder des deutſchen Reichs hintreten mit dem reinen Gefühl, daß die Länder, die ihm von dem franzöſiſchen Zwingherrn aus dem Eigenthum deutſcher Reichsſtände gegeben worden waren, es nun wieder hingegeben hatte. Es ſollte ſpäter dieſe oder andre deutſche Beſitzungen wieder empfangen, aber unter ganz andern Verhältniſſen und aus andern Händen. „Es hat die Einwohner der erworbenen Landſchaften unter die Flügel ſeines Adlers zurückkehren ſehen, nicht mit dem Grimm der Trennung von alteingewohnten, ihrer Anſicht nach ſchnöde behandelten Landherren, ſondern mit dem Jubel der Trennung von übermüthigen Fremdlingen, mit einem Bewußtſein im Ganzen und Großen, welches fruchtbaren Boden gewährte für das Keimen, Wachſen und Gedeihen einer innigen, gemeinſchaftlichen Vaterlandsbegeiſterung in allen Theilen der Monarchie. So lange in Preußen ein reines ſittliches Gefühl

lebt, muß es den Frieden von Tilsit in preisender Erinnerung werth halten, wie der Erlöste seine Buße, denn ein neues Leben ist mit ihm begonnen worden, ein Leben, was jetzt schon Kränze der Ehre errungen hat, die zu erringen auf der früheren Basis durchaus unmöglich geworden wären."[13]) Mit diesem Urtheil des Geschichtsschreibers, der aus dem Erfolg seine Ansicht sich bilden konnte, stimmt das Urtheil merkwürdig überein, welches gleich nach dem Schlusse des Friedens die Königin Luise gefällt hat: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis; unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen. Das ist mein fester Glaube."[14])

Ein neues Leben begann von dem Augenblick in Deutschland da es dem Tode verfallen schien. Die religiösen Elemente dieses Lebens im Einzelnen aufzuzeigen, ist im Folgenden unsere Aufgabe.

4.

Blücher. Gneiſenau. Rettelbeck. York. Scharnhorſt.

Wir betreten mit dieſem Capitel noch nicht das Gebiet der eigenthümlich chriſtlichen Erweckung, ſondern das des ſittlichen Handelns, der Pflichterfüllung, der Hingabe des Menſchen an das Heil des Volks, des Muthes, der das vergängliche Daſein für ein höheres Gut unbedenklich in die Schanze ſchlägt, aber auch ſchon des Glaubens, freilich in ſeiner Beziehung auf das irdiſche Gut der Freiheit des Vaterlandes, immerhin des Glaubens, der eine gewiſſe Zuverſicht iſt deß, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht ſieht. Das Sittengeſetz iſt, wie das Geſetz Moſis, ein Zuchtmeiſter auf Chriſtum, zunächſt dadurch, daß es unſere ſittliche Ohnmacht aufdeckt und zu dem hintreibt, in deſſen Kraft der Schwache mächtig iſt, aber auch dadurch, daß es doch aus dem Kreiſe des ſelbſtſüchtigen Einzellebens in das Gemeinſchaftsleben führt, den ſelbſtſüchtigen Willen unter eine höhere Ordnung beugt. Das Geſetz iſt geiſtlich, ſagt der Apoſtel, auch das Sittengeſetz. Es iſt eine der Gnade in Chriſto vorlaufende Offenbarung Gottes. Das lebendige Bewußtſein des Menſchen, daß er einem göttlichen Willen dienen ſoll, die begeiſterte Willigkeit, ſich demſelben zu unterwerfen, zumal wenn ſie ſich ſteigert bis zu der Erkenntniß des Wortes: Wer ſein

Leben erhalten will, der wird es verlieren, bis zu dem Gefühl in der Hingabe des eigenen Daseins die rechte Lebensfreude zu finden — das alles ist ein Strahl des göttlichen Wesens, der die Brust des Menschen durchleuchtet und durchwärmt, das alles kann zum christlichen Glauben führen, ist aber, wo dieser Glaube fehlt, doch als eine Gabe Gottes nicht zu verachten. In diesem Sinne halten wir es für recht, ehe wir die eigentlichen christlichen Glaubensfrüchte aufweisen, welche in der Trübsal gereift wurden, auf die in der zusammensinkenden Nation noch vorhandenen sittlichen Kräfte hinzudeuten, nicht als ob wir die hier zu besprechenden Männer als Tugendspiegel in jedem Betracht hinstellen wollten, aber in der Meinung, daß jeder derselben eine eigenthümliche, sittliche, von Gott stammende, darum nicht zum Untergang, sondern zur Neubelebung des Sterbenden bestimmte Kraft darstellt. Die geschichtliche Betrachtung begnügt sich nicht damit, ein Maß des Glaubens und der Glaubenswirkung aufzustellen und als nutzlos zu verwerfen, was für dieß Maß zu klein ist, sondern mit Schmerz sieht sie ein Volk zusammen sinken, aber mit Liebe liest sie dann wie Funken in der Asche Alles zusammen, was noch Leben verspricht, und preist Gott, der, wenn die Zeit erfüllt ist, aus den gesammelten Kohlen eine lodernde Flamme wieder aufschlagen läßt. Wir werden hoffentlich mit den aufgeführten Namen nicht zu Schanden werden. Sie alle sind Träger großer sittlicher Kräfte, und Eins ist merkwürdig dabei und beweist die Macht Gottes, aus Steinen Kinder Abrahams zu erwecken und das Verachtete aus dem Staube zu heben, daß fast alle die Männer, an welche sich in der Zeit nach Preußens und Deutschlands Fall die Hoffnung einer Auferstehung knüpft, zugleich Namen sind, welche einen gewissen Gegensatz gegen das in alten Gleisen fahrende und ins Verderben auf abschüssiger Bahn versunkene Preußenthum bilden. Blücher und York — beide sind zu ihrer Zeit wegen ihres trotzigen Selbstgefühls von Friedrich dem Großen mit dem ihm eigenthümlichen Segenswunsch, daß sie sich zum Teufel scheeren

könnten, aus dem preußiſchen Heere entlaſſen worden. Gneiſenau tritt aus andern Jugendeindrücken und nachdem er in fremdem deutſchen Kriegsdienſt und auf einer Fahrt nach Amerika einen Geiſt gepflegt, der ſich nie unter den Zwang geiſtloſer Ueberlieferungen beugen konnte, in den preußiſchen Dienſt ein. Wie verſchieden iſt die Art Scharnhorſts, des niederſächſiſchen Bauernſohns, ohne adlichen Glanz, faſt ohne militäriſche Haltung, aber voll hoher Entwürfe, voll zäher Kraft zur Ausführung, wie verſchieden iſt dieſe Schlichtheit des Genies von dem kecken Uebermuth derer, die ihre geiſtige Armuth und ihre ſittliche Blöße mit dem Schimmer der Standesvorrechte zu verhüllen ſuchten! Und Nettelbeck, ohne andern Beruf in das Kriegshandwerk miteinzugreifen, als ſeine brennende Vaterlandsliebe, der Bürger, der den militäriſchen Befehlshaber zur That antreiben muß, welch ein weiſſagendes Bild von der kommenden Zeit, wo das Heer, vom Volksgeiſt, von der Bürgertugend getragen, rettende Thaten vollbrachte!

Wir haben zuerſt Blücher genannt. Viele ernſte Chriſten werden ſchwer begreifen, was ihnen an dem Weſen dieſes Mannes als vorbildlich geprieſen werden ſoll. Wir ſind nicht in Verlegenheit. Wir geben von vornherein die ſtarken ſittlichen Schatten zu, die auf ſeinem Lebensbilde liegen, das Zügelloſe, Ungebändigte in ſeiner Natur, ſein Spielen und Schuldenmachen, ſein Fluchen und Wettern; aber wenn wir fragen, was ihn trotz alledem zu dem Helden gemacht habe, als welcher er im Herzen unſers Volks immer fortleben wird — bleibt da nichts übrig, als eine ungewöhnliche natürliche Begabung, die körperliche Kraft und Gewandtheit, der ſchnelle und durchdringende Blick des Geiſtes, die köſtliche volksthümliche Ader in ſeinem Weſen, die ihm die Herzen des Volks überall gewann? Wir behaupten, daß alle dieſe Gaben doch durch ein ſittliches Band zuſammengehalten werden und daß ſie nur ſo den Helden ausgeſtalten konnten. Dieß ſittliche Band iſt die Freudigkeit, die eigene Perſon für das Wohl des Ganzen aufzuopfern,

aus welcher ſeine treue Pflichterfüllung, ſein kühner, ſelbſtvergeſſener Muth, ſein unverbrüchlicher Glaube an beſſere Zeiten hervorging. Und was dieſem Heldenbilde neben den Zügen ſittlicher Kraft auch Züge ſittlicher Schönheit mittheilt, das iſt die Demuth, mit welcher er bei allem Selbſtgefühl Gottes Barmherzigkeit pries und die Verdienſte Anderer anerkannte, das iſt die Milde und Freundlichkeit, mit welcher er auf ſeinem Sturmgang zu des Volkes Befreiung es doch nicht laſſen mochte, dem Einzelnen ein tröſtliches Wort zuzurufen, und die erſehnte Hilfe zu bringen. Schon aus ſeinen erſten Feldzügen gegen Frankreich in den neunziger Jahren iſt nicht allein ſeine ſturmesſchnelle und ſturmeskühne Schlachtenführung, ſondern auch ſeine Mildigkeit gegen Freund und Feind bekannt geworden.[15]) In dem Schwanken der preußiſchen Politik zu Anfang dieſes Jahrhunderts hat er allezeit zu denen gezählt, die je eher je lieber gegen Frankreich losſchlagen wollten, um die dem Vaterlande zugefügte Schmach zu rächen. Namentlich war er ganz mit den Prinzen Heinrich und Wilhelm, den Brüdern des Königs, dem Prinzen Louis Ferdinand, dem Miniſter vom Stein und dem General Rüchel einverſtanden, als dieſe, auf die Gefahr hin, des Königs Ungnade ſich zuzuziehen, in einer eigenen Denkſchrift aufs kräftigſte darauf drangen, den Grafen Haugwitz und die Friedenspolitik aufzugeben und gegen Napoleon zu rüſten. Die Schmach war ihm unerträglich, viel erträglicher der Tod. Er war immer der Vorderſte, wenn es galt, die nationale Ehre herzuſtellen. Als endlich der König ſelbſt die Rüſtungen befahl, bat Blücher um die Erlaubniß ſogleich mit ſeinen Truppen auf die Franzoſen ſtürzen zu dürfen. Er hatte in vollem Maße die Zuverſicht des Sieges. Rüchel ſchrieb an ihn: „Sei's wie ihm ſei, das Heer iſt brav, unſere Offiziere die beſten auf der Welt, und ohne uns zu rühmen, wir beide ſind auch nicht ganz ſchlecht. Wir ſchlagen uns mit allen, denen wir gewachſen ſind, wir weichen nur der Unmöglichkeit.“ Und Blücher ſchrieb: „Die Franzoſen finden ihr Grab noch dieſſeits des Rheins, und die

Hinübergekommenen bringen angenehme Nachricht mit wie bei Roßbach.“ Als dann aber die Niederlage von Jena und Auerſtädt erfolgt war, als Blüchers und der königlichen Prinzen und anderer Führer Tapferkeit den Mangel an Einheit in der Führung nicht erſetzen konnten, als der Rückzug nöthig war, da war Blücher feſt entſchloſſen, ſeine Pflicht zu thun, und, wenn er auch darüber zu Grunde ginge, der Welt den Beweis aufzuſtellen, daß auch im preußiſchen Heere noch eine Tapferkeit wohne, die ſich nicht ergebe, ehe ſie bis aufs Blut gekämpft. Unglaubliche Anſtrengungen machte er mit ſeinen Truppen, um zur rechten Stunde in Prenzlau anzukommen, wo er ſich mit Fürſt Hohenlohe vereinigen ſollte. Und als er hörte, daß dieſer mit 16,000 Mann den Franzoſen ſich ausgeliefert, verſuchte er auf eigene Fauſt ſich durchzuſchlagen. Die Hoffnung belebte ihn, über die Elbe zurück zu können und vielleicht von Weſtfalen her den Franzoſen in den Rücken zu kommen. Jeder noch ſo kühne Plan war ihm lieb, der gegen den Feind ging; verhaßt war ihm nur der Gedanke, die Waffen ſtrecken zu müſſen. Es blieb ihm, wie bekannt, zuletzt nichts übrig, als ſich nach Lübeck hineinzuwerfen. Eine Trauerbotſchaft über die Verluſte der Preußen folgte der andern; der Fürſt von Ponto-Corvo ſchickt Nachts zu ihm: er habe für ſeinen Ruhm und ſeine Regierung genug geleiſtet, er möge ſich nun auf ehrenvolle Bedingniſſe ergeben. Er antwortete, ſeine Lage ſei noch nicht ſo ſchlimm; andere als ehrenvolle Bedingniſſe werde er nie eingehen, zur Unterhandlung aber wolle er den Tag abwarten. Endlich, als alle Ausſicht, ſich noch durchzuſchlagen, verloren war, mußte er, von heftigem Fieber befallen, durch ſein lautes Rufen und Schreien während des Gefechts zu Lübeck heiſer, in die Uebergabe willigen. Aber er verlangte, daß die Gründe der Uebergabe in den Vertrag mit aufgenommen würden. Dieß wollte man, als ganz außergewöhnlich, nicht verſtatten. Da hat er ſich damit ſelbſt beruhigt, daß er in Kurzem ſeine Gründe unter ſeine Namensunterſchrift ſetzte. „Von allen preußiſchen Feldherren und Truppen-

ſchaaren," urtheilt Varnhagen, „die bis dahin den Kampfplatz betreten, hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet, und in dem allgemeinen Unglück, welches ihn ſchon mitergriffen hatte, vorüber allen breiten Abwegen der Schande, auf ſchmalem Pfade ſich zu ehrenvollem Ziele durchgerungen. Seinem Kreiſe war kein Verzagen, welches überall Schlag auf Schlag die Geprüfteſten ergriff, kein Unmuth und keine Schwäche genaht; ſeine Truppen hatten ſich tapfer und ausdauernd bis zum letzten Augenblick gehalten. Ein ſolches Beiſpiel war in jenen Tagen der Verdunkelung und Trauer ein helles Feuerzeichen, an welchem die Flamme der Hoffnung und Zuverſicht ſich wieder entzünden konnte." Kaum war Blücher gegen den franzöſiſchen General Victor ausgewechſelt, ſo hoffte er, für die Befreiung des Vaterlandes wieder thätig ſein zu können. Er rückte nach Pommern, um in Verbindung mit den Schweden wo möglich von Norden her dem Feind in den Rücken zu fallen. Aber der Friede von Tilſit kam und er konnte nichts weiter thun, als in der Stille ſeine Truppen vervollkommnen. „Sie ſind unſer Anführer und Held," ſchrieb ihm damals ſchon Scharnhorſt, „und müßten Sie auf der Sänfte uns nachgetragen werden, nur mit Ihnen iſt Entſchloſſenheit und Glück." Er ward krank, aber ſeine Hoffnung auf die Befreiung des Vaterlandes ward nicht ſchwächer. In ſeinen Anwandlungen nämlich erzählte er viel und ausführlich, wie es künftig in der Welt kommen müſſe, wie er ſelbſt mit Heeresmacht den franzöſiſchen Kaiſer ſtürzen, Deutſchland befreien und den König ſiegreich in ſein Land zurückführen werde; alles dies ohne den geringſten Zweifel, als ganz unfehlbare Dinge. „Napoleon muß herunter," ſprach er; „und ich werde helfen; eh' das geſchehn iſt, will ich nicht ſterben." Man lachte ihn mitunter aus, aber er blieb auf ſeinem Sinn und glaubte feſt an ſeinen hohen Beruf und deſſen wahre Erfüllung. So erzählt Varnhagen. Blüchers Muth erhebt ſich hier zum Glauben, zu der in Gottes Walten gegründeten Gewißheit trotz allem Augenſchein. Und von dieſem Glauben, der nichts

fürchtet, der wünſchen kann, es möge alles drunter und drüber gehen, damit aus den Wehen die neue Geburt ſich herausringe, zeugt auch ſein Brief bei der Nachricht von der Königin Luiſe Tod. „Ich bin wie vom Blitz getroffen," ſchrieb er. „Der Stolz der Weiber iſt alſo von der Erde geſchieden. Gott im Himmel, ſie muß für uns zu gut geweſen ſein. Schreiben Sie mich ja, alter Freund, ich bedarf Aufmunterung und Unterhaltung. Es iſt doch unmöglich, daß einen Staat ſo viel auf einander treffendes Unglück treffen kann, als den unſrigen. Uebrigens gebe der Himmel, daß ſich alles, was Ihr letzter Brief enthält, beſtätiget, in meiner jetzigen Stimmung iſt mich nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vier Enden. Immer derſelbe Blücher." Endlich leuchtete der Brand von Moskau über die geknechteten Völker hin, und Blüchers Zeit kam. Seine Heldenthaten ſind bekannt und bedürfen hier keiner Wiedererzählung. Worauf es uns ankam, war zu zeigen, wie Blücher bei allen ſittlichen Mängeln dennoch ein Werkzeug Gottes war, den ſittlichen Muth, ja ſogar den Glauben an den Gott, der im Regimente ſitzt, im deutſchen Volk zu beleben. Scharnhorſt hat ihm und Stein das Zeugniß gegeben, daß er außer ihnen Niemand gekannt, der ohne alle Menſchenfurcht geweſen. Das deutet auf Gottesfurcht. Er iſt ein Held des Volkes, und zu ſeinem volksthümlichen Heldenthum gehört auch ſein Glaube, daß Gott ihn zum Sieg geführt, ſeine Demuth, ſeine liebenswürdige Beſcheidenheit, ſeine Verachtung alles eiteln Gepränges. Liebenswürdiger konnte ſich ſeine Beſcheidenheit nicht äußern, als indem er vor vielen Zeugen Gneiſenau als ſeinen Kopf küßte. Zwei Züge aus ſeinem Leben beweiſen ſeine ungemeine ſittliche Thatkraft und dabei ſeine ſchlichte Demuth. Es iſt bekannt, daß er am 18. Juni 1815 trotz der eben erſt erlittenen Niederlage Wellington zu Hülfe eilte. Es war die größte Gefahr im Verzuge, aber der Weg ging mühſam durch Schlamm und Pfützen. Blücher in heftigen Sorgen, ſein gegebenes Wort nicht zu löſen, ließ Blicke und Worte hin und her fliegen.

„Vorwärts! Kinder, vorwärts!“ ſcholl ſein Ruf. „Es geht nicht, es iſt unmöglich,“ war die Antwort der mühſam Ringenden. Da redete er mit tiefſter Bewegung und Kraft ſeine Kinder an: „Kinder, wir müſſen vorwärts. Es heißt wohl: es geht nicht, aber es muß gehen, ich habe es ja meinem Bruder Wellington verſprochen! Ich habe es verſprochen, hört ihr wohl? ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden ſoll?“ Und es ging. Bei ſolcher Thatkraft blieb er gleichwohl ſo demüthig, daß er einſt einem Lobredner entgegenrief: „Was iſts, das ihr rühmt, geweſen? es war meine Verwegenheit, Gneiſenaus Beſonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit.“

Man kann von Blücher nicht reden, ohne Gneiſenaus zu gedenken, wie Melanchthons Gedächtniß mit Luthers für alle Zeit verbunden iſt. Wie Chriſtus ſeine Jünger paarweiſe ausſendete, ſo liebt es der Herr der Geſchichte, wo etwas Großes ausgerichtet werden ſoll, noch immer neben den Helden der kühnen That den Mann des klugen Raths zu ſtellen und aus zweien Eins zu machen durch die aufopfernde Liebe zum Volke. Es haben zwar noch andere zu dem treuen, ſtarken Männerbunde gehört, aus welchem die deutſche Freiheit wieder hervorgrünte. Und das war das Große, das chriſtlich Große an jenen Männern, wenn ſie auch die chriſtliche Sprache nicht redeten und in die Tiefe des Chriſtenthums nicht eingedrungen waren, daß Einer dem Andern mit Ehrerbietung zuvorkam, daß Einer dem Andern willig ſich unterordnete, wenn es galt, dem Vaterlande zu dienen. Aber in einem beſondern Sinn gehören doch Blücher und Gneiſenau zuſammen, und an ihnen zeigt ſich im ſchönſten Lichte die Macht der Selbſtverleugnung um der großen Angelegenheiten des Volks und der Menſchheit willen. Von Gneiſenau iſt, ſo viel wir wiſſen, noch nie eine größere Lebensbeſchreibung erſchienen, eine verwunderliche Thatſache, wenn man bedenkt, welch ein lichtes deutſches Heldenbild er iſt. Hoffentlich füllt Steins Biograph bald dieſen Mangel aus. Aber wir haben von Arndt

und Karl von Raumer Erinnerungen an den herrlichen Mann, der beide seiner Freundschaft gewürdigt hatte. Wenn diese beiden ehrwürdigen Männer in ihrem Greisenalter das Bild Gneisenaus noch frisch in ihrer Seele sahen und sich gedrängt fühlten, es dem nachgebornen Geschlechte zu zeichnen, so muß doch wohl an ihm nicht blos etwas Deutsches, sondern auch etwas Christliches gewesen sein. Das Christliche ist die schöne Sittlichkeit an dem Manne, die vom Christenthum stammt, auch wenn der Ursprung sich nicht besonders zu erkennen giebt. Welch ein Segen für das entartete Geschlecht war ein solcher Mann, an dem kaum ein Flecken sichtbar war; wie hell stand er da in seiner Selbstlosigkeit gegenüber den sittenlosen, geldgierigen französischen Generälen! Wir können es nicht unterlassen, einige Züge aus Arndts Schilderung von dem großen Mann unserer Darstellung einzuweben. Arndt war 1843, grade dreißig Jahre nach der Leipziger Schlacht, in Nassau. Er besuchte den Thurm seines alten Helden, des Ministers vom Stein, und sah die Bilder aus den Kriegs- und Siegesjahren wieder, die Stein aufgestellt hatte. Der Geist jener großen Zeit hatte ihn mächtig angeweht, und in liebevoller, dankbarer Erinnerung schrieb er sofort nieder, was ihm von Gneisenau in der Seele lag. So ist eine der schönsten und inhaltreichsten Schriften entstanden, die wir von Arndt haben, eine Schrift, werth, jedes Jahr, an einem der großen Gedächtnißtage unsers Volks wieder gelesen zu werden. In unübertrefflicher Weise schildert er zuerst die körperliche, dann die geistige Natur des Mannes, um dann den sittlichen Adel, der die Naturgabe durchleuchtete, zu zeigen: „Diese edle Gestalt, dieser geschwinde Muth und geflügelte Geist, einer von Platos Gefiederten, war auch durch innerste Schönheit der Seele geadelt: das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie ein lieblicher Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen. Man konnte in seinen glücklichen Augenblicken ordentlich wie in Freude und Verehrung vor dieser erhabenen Erscheinung still stehen und sich still zurufen: Sieh! hier ist einmal

ein ganz wohlgeborner, harmonischer Mensch. Bei gewaltigem Ungestüm und bei unendlicher Beweglichkeit die seltenste Herrschaft über die Triebe: selbst im Unmuth und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeiten und Schleichereien wohl ergießen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter höherer Gewalt und die Sprache behielt den Klang des Helden, sie verwirrte und verschnob und verblies sich nie zu der widerlich schrillenden Feinheit oder dumpfen Grobheit der Töne, wodurch die Jähzornigen uns häufig erschrecken." Dann erzählt Arndt, wie in ihm neben den geschwinden und kühnen auch die feineren und zarteren Triebe herrschten, die das häusliche Leben schmücken; welch ein Vater und Freund er gewesen, wie er willig sein Gut dem Vaterland geopfert und wie er in glänzenderen Zeiten ohne Hoffart und Habsucht geblieben, großmüthig, hülfreich und freigebig gewesen sei, wie die allbelebende Sonne und Luft.

„Alles dies, was bisher erzählt ist," fährt dann Arndt fort, „hat den Menschen und Helden edel und liebenswürdig gezeigt, aber unter keinem Schilde erscheint er größer, als auf welchem die Inschrift steht: Ich diene. Wie er seinem preußischen und deutschen Vaterlande und seinem Könige gedient hat, das steht mit unauslöschlichen Zügen in den Herzen der Nachlebenden geschrieben. . . . Obgleich von Gottes Gnaden ein Mann der ersten Ordnung, hat er immer doch nur in zweiter Ordnung gestanden, ist von Vielen, wie es auch den Besten oft widerfährt, aus Neid oft nur als ein Mann dritter, vierter Ordnung bezeichnet, während die, welche ihn erkannten, wann Hardenbergs Entschlüsse, Blüchers Siege gelobt wurden, immer auch wohl von Gneisenaus Einsicht, Muth und Kühnheit ein Wörtlein mit drein schallen ließen. . . . Er hat dem großen Gefühl gedient, daß ein Vaterland gerettet und verherrlicht, daß ein stolzer Königsthron wieder zu verlorner Glorie aufgerichtet werden sollte. Wohl hat man den lebendigen und feurigen Mann wundersame Vorfälle, merkwürdige Abenteuer und Thaten von Freunden und Feinden oft lebendigst erzählen gehört, von eignen

Thaten und Werken nimmer ein Wort. Da wies er alle Fragen ab; auch über Hemmer, Neider, Feinde und was Dummheit und Schlechtigkeit ſeinem Wollen und Streben in den Weg geworfen, darüber konnte man kaum aus Winken von ihm etwas errathen.“

„Es war eine große Zeit, wo ſich ein Häuflein edler Menſchen durch Gottes Fügung und durch des eigenen Herzens Sendung zur Rettung und Befreiung des Vaterlandes in einer großartigen Gemeinſchaft zuſammengefunden hatte. Ich nenne ſtatt Vieler die Namen Blücher, Gneiſenau, Boyen, Grollmann. Wenn man dieſe Männer einzeln jeden für ſich betrachtete und wog, ſo ließ ſich kaum eine größere Verſchiedenheit der Charaktere denken, und doch iſt hier das Seltene gelungen, durch einträchtige beſtändige Tugend, die ſich immer dem Zweck und der Pflicht unterordnet, als wenn nichts Eignes und Beſonderes an ihnen geweſen wäre, ein Größtes zu vollbringen.“ [16])

Das militäriſche Genie und die ſittliche Größe Gneiſenaus leuchtete zuerſt in der Nacht des preußiſchen Unglücks. Aus der Schlacht bei Jena führte er noch als Hauptmann, obwohl bereits 46 Jahre alt, ſein Füſilierbataillon bis Königsberg. Hier war es Scharnhorſt, der ihn, ſo zu ſagen, entdeckte, Scharnhorſt, den er einſt im entſcheidenden Kampfe gegen Frankreich zu erſetzen hatte. Er ward Major, erhielt den Verdienſtorden, und bald darauf ward ihm eine Aufgabe zugetheilt, deren glückliche Löſung ihn zu einem Hoffnungszeichen für alle Vaterlandsfreunde machte. Er ward zum Commandanten der Feſtung Colberg ernannt, Ende April 1807, und vertheidigte dieſelbe mit Erfolg bis zum Abſchluß des Tilſiter Friedens. In dieſer Aufgabe verknüpft ſich der Name des berühmten Feldherrn mit dem eines ſchlichten Bürgers, des alten Nettelbeck.

Joachim Nettelbeck war 1738 als ein Colberger Bürgerskind geboren. Nachdem er ſchon als Knabe ſich durch Muth und Entſchloſſenheit, durch körperliche Gewandtheit und Kraft ausgezeichnet hatte, ward er Schiffer, bald auf eigene, bald auf fremde

Rechnung. Hundertmal war er in Lebensgefahr und ward gerettet, oftmals verlor er sein Vermögen und fing von vorne an. Eine beispiellose Raschheit, Umsicht, körperliche Kraft, sittlichen Muth, eine wahre Herrschernatur bewährte er im Kampf mit Sturm und Wellen, wie mit der Schlechtigkeit und Unzuverlässigkeit der Menschen. Er konnte kein Unrecht sehen, ohne zu entbrennen, aber wie das Herz ihm schlug, durchdrang auch das Auge schon die Lage der Dinge und der Arm griff zum Werke. Was aber diesen Bürger hoch über Tausende stellte, das war sein Gemeinsinn, seine feurige Liebe zum Vaterland. Vielleicht weist die neuere Geschichte kein leuchtenderes Beispiel auf, was ein Bürger in kleinen Verhältnissen mit den einfachsten Mitteln für das Gemeinwohl vermag, als das Leben Rettelbecks. Perthes ist ihm zu vergleichen; nur steht dieser viel höher als er durch die Tiefe seines religiösen Lebens und durch den Umfang seines geistigen Blickes. Was aber Rettelbeck vor Allen auszeichnet, das ist das Plastische in ihm, die Einheit der sittlichen und körperlichen Fähigkeit in seinem Handeln, wir möchten sagen: das Antike, daß bei allen Thaten, die aus seinem flammenden Herzen geboren wurden, die körperliche Kraft und Gewandtheit unmittelbar in Anspruch genommen wurde. Dieser merkwürdige Mann hatte sich nach unzähligen Fahrten und Abenteuern zur See als Pfahlbürger, wie er selbst in seiner köstlichen Lebensbeschreibung erzählt, in seiner Vaterstadt niedergelassen, hatte Landwirthschaft getrieben, Branntwein gebrannt und Bier gebraut. Da kam die französische Windsbraut 1806 und 1807, und riß eine preußische Festung nach der andern um. Schon war Magdeburg und Stettin gefallen; wie sollte das kleine Colberg mit seinem schlaffen Commandanten, in seinem kläglichen Zustand widerstehen? Der alte Oberst von Loucadou bot grade so wenig Gewähr, als alle die übrigen Commandanten, die bereits mit der größten Bereitwilligkeit die Schlüssel den Franzosen übergeben hatten, und wie der Commandant, so war im Ganzen die Besatzung gesinnt. Da stellte sich Rettelbeck an die

Spitze der Bürgerſchaft, ſuchte den Commandanten aus ſeiner Schlaffheit aufzurütteln und bot ihm die Hülfe der Bürgerſchaft an. „Die Bürgerſchaft! und immer wieder die Bürgerſchaft!“ antwortete er häßlich hohnlachend, „ich will und brauche die Bürgerſchaft nicht.“ Nettelbeck ließ nicht nach, und da der Commandant merkte, daß er ſich der Bürgerſchaft doch nicht werde erwehren können, ſprach er: „Was außerhalb der Stadt geſchieht, kümmert mich nicht. Die Feſtung innerlich werde ich zu vertheidigen wiſſen. Meinetwegen mögt ihr draußen ſchanzen, wie und wo ihr wollt, das geht mich nichts an.“ Nun zogen mit den Bürgern die Geſellen, Lehrjungen und Dienſtmägde aus. Nettelbeck leitete die Arbeiten, ſparte ſein eigenes Geld nicht, um noch mehr Arbeiter zu gewinnen. Dann ſorgte er für Vorräthe. Er ſuchte Nachrichten über Colberg unmittelbar an den König zu bringen, damit Hülfe geſandt werde. Zum Glück blieb Lieutenant v. Schill, der ſich von Jena nach Colberg durchgehauen hatte, mit ſchwerer Kopfwunde in der Feſtung liegen. Nettelbeck machte gemeinſchaftliche Sache mit ihm, und ſobald Schill zu Kraft gekommen war, lieh er der guten Sache ſeine militäriſche Einſicht und beſonders ſeine Geſchicklichkeit, mit einem kleinen Soldatenhäuflein kühne Streifzüge auszuführen. Schill hauchte auch den Soldaten neuen Muth ein. Vom Könige kam Hülfe und Zuſage noch größerer. Die Vertheidigung ward, ſo gut es ging, fortgeführt, bis Gneiſenau kam. Nettelbeck war und blieb die Seele derſelben. Als der Commandant ſich einmal bewegen ließ, in Geſellſchaft anderer Offiziere das Werk der Bürger zu beſichtigen und daſſelbe wie ein Kinderſpiel belächelte, als in dem Kreiſe der Offiziere Zweifel über die Haltbarkeit der Feſtung laut wurden, konnte Nettelbeck ſein Herzklopfen nicht länger zähmen und rief: „Meine Herren, Colberg *kann* und *muß* dem Könige erhalten werden; es koſte, was es wolle! Wir haben Brod und Waffen: und was uns noch fehlt, wird uns zur See zugeführt werden. Wir Bürger ſind, alle für einen Mann, entſchloſſen, und wenn auch alle unſere Häuſer zu Schutt-

haufen würden, die Feſtung nicht übergeben zu laſſen. Und hörten es je meine Ohren, daß irgend Jemand — er ſei Bürger oder Militär — von Uebergabe ſpräche: Bei Mannes Wort! dem rennte ich gleich auf der Stelle dieſen meinen Degen durch den Leib; und ſollte ich ihn in der nächſten Minute mir ſelbſt durch die Bruſt bohren müſſen!" Es kam noch zu ſchärferen Auftritten zwiſchen Loucadou und Nettelbeck. Als einmal eine Bombe in der Nähe Beider platzte und der Commandant ſtotterte: „Meine Herren, wenn das ſo fortgeht, ſo werden wir doch noch müſſen zu Kreuze kriechen," — gerieth Nettelbeck außer ſich und that einen Schritt, den er ſpäter ſelbſt, als zu heftig, bereute. Er fuhr gegen Loucadou auf und ſchrie: „Halt! der Erſte, wer es auch ſei, der das verdammte Wort wieder ausſpricht von zu „Kreuze kriechen" und Uebergabe der Feſtung, der ſtirbt des Todes von meiner Hand!" Der Degen fuhr ihm aus der Scheide und richtete ſich gegen den Commandanten: „Laßt uns brav und ehrlich ſein, oder wir verdienen wie die Memmen zu ſterben!" Wer kann die Freude der wackern Bürger beſchreiben, als endlich Gneiſenau kam! „Ein freudiges Erſchrecken fuhr wie durch alle Glieder," ſo erzählte Nettelbeck von der erſten Begegnung mit Gneiſenau. „Mein Herz ſchlug mir hoch im Buſen, und die Thränen ſtürzten mir unaufhaltſam aus den alten Augen. Zugleich zitterten mir die Kniee unterm Leibe: ich fiel vor unſerm neuen Schutzgeiſte in hoher Rührung auf die Kniee, umklammerte ihn und rief aus: „Ich bitte Sie um Gottes willen! verlaſſen Sie uns nicht; wir wollen Sie auch nicht verlaſſen, ſo lange wir noch immer warme Blutstropfen in uns haben: ſollten auch alle unſere Häuſer zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein; in uns Allen lebt nur Ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und ſoll dem Feind nicht übergeben werden." Gneiſenau hob den Alten freundlich auf und ſprach: „Nein, Kinder! Ich werde euch nicht verlaſſen. Gott wird uns helfen!" Und die Beiden hielten ſofort zuſammen und gaben dem Volk ein Bild, wie es das Geſchlecht

jener Zeit nicht zu ſehen gewöhnt war, ein leuchtendes Vorbild, wie Bürger und Soldat Eins ſein ſollen zur Vertheidigung des Vaterlandes. Nettelbeck rühmt von Gneiſenau: „Vater und Freund des Soldaten wie des Bürgers, hielt er beider Herzen durch den milden Ernſt ſeines Weſens, wie durch theilnehmende Freundlichkeit gefeſſelt. Jeder ſeiner Anordnungen folgte das unbedingteſte Zutrauen. Es ſchien unmöglich, daß ſein geprüfter Wille und Befehl ſich nicht ſtracks auch in den allgemeinen Willen verwandelte.“ Die Noth ſtieg auf das Höchſte. Bombardement und Brand hörte nicht mehr auf — da kam die Botſchaft vom Frieden und — Jubel, unbeſchreiblicher Jubel erfüllte die Geretteten. Und Alle ſahen, wie Nettelbeck erzählt, unwillkürlich auf Gneiſenau, dem ſie nächſt Gott die Rettung verdankten. Und nun gingen für den redlichen Alten neue Sorgen an, den Abgebrannten, den Obdachloſen Wohnung und Nahrung zu verſchaffen. So ſcharf er gegen Loucadou war, ſo mild gegen die Elenden. Der König ſchrieb ihm noch im Monat Juli und ſandte ihm die goldene Verdienſtmedaille. Gneiſenau und die Bürgerſchaft ſchieden von einander unter rührenden Beweiſen der gegenſeitigen Liebe. Nettelbeck erbat ſich ſein Bildniß und erhielt es, und bewahrte es als ein theures Kleinod. Wir können uns nicht verſagen, noch der perſönlichen Begegnung des Königs und Nettelbecks zu erwähnen, die im December 1809, als die königliche Familie nach Berlin zurückkehrte, in Stargard Statt fand. Es will uns ſcheinen, als ob ſolche Stunden, wie die von Nettelbeck geſchilderten, Geburtsſtunden eines neuen Lebens geweſen ſeien, eines neuen Verhältniſſes zwiſchen König und Volk, tieferer Erfaſſung der ſittlichen Aufgaben der Menſchheit, ja Geburtsſtunden eines erhöhten religiöſen Lebens; es will uns ſcheinen, daß die Treue zwiſchen König und Volk, die hier zu Tage kam, auf der Treue gegen Gott beruhte, und zu neuer Treue, lebendigerem Glauben führen mußte. Die Colberger Abgeordneten wurden von dem König aufs Huldvollſte empfangen. Man tauſchte die Gefühle der treuen Anhänglichkeit

gegenseitig aus. „Ich weiß es, sagte der König, „wenn früh oder spät es einmal die Umstände gebieten, werden die Colberger auch gern wieder für mich auftreten.“

„Hier fing ich Feuer,“ erzählt Nettelbeck, „und brach begeistert aus, indem ich mit der Hand auf mein Herz schlug: „Ew. Majestät, dazu lebt der freudige Muth in uns und unsern Kindern, und verflucht sei, wer seinem Könige und Vaterland nicht treu ist.“ — „Das ist recht! das ist brav!“ versetzte der Monarch; und als er darauf fragte, wie wir sonst in Colberg lebten? gab ich zur Antwort: „Gut, Ew. Majestät! Kleinigkeiten machen wir unter uns ab, und ist es etwas Bedeutenderes und können wir nicht durchkommen, da wenden wir uns grabezu an Ew. Majestät. Wir hoffen, Sie werden uns nicht sinken lassen!“ — „Nein, nicht sinken lassen, nicht sinken laß ich euch!“ rief der König, wobei er mir die Hand entgegenbot. — „Wendet euch nur an mich, und was zu erfüllen möglich ist, soll geschehen.“ Der König lud die Bürger zur Tafel. Nach derselben mußte Nettelbeck mit dem Königspaar in ein besonderes Gemach treten. Sie führten eine Unterhaltung, bei welcher dem braven Nettelbeck das Herz in hohen Schlägen ging. Er erzählt:

„Als etwa nach einer halben Stunde eine kleine Stockung im Gespräche entstand, und ich dem Könige so recht zuversichtlich in die Augen sah, befiel mich plötzlich eine über Alles schmerzliche Empfindung. „Gott!“ dachte ich, — „wie unglücklich ist doch mein König!“ — und unwillkürlich erhuben sich meine Blicke, so wie meine gefalteten Hände gen Himmel. Mein Athem stockte.“

„Da legte mir der König seine Hand auf die Schulter und fragte mit unendlicher Güte: „Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?“ (denn aus meinem seltsamen Benehmen mochte er schließen, daß ich vielleicht noch etwas zu erbitten wünschte.) — Nun aber brachen meine Gedanken in Worte aus: „Ach, wenn ich Ew. Majestät und meine gute Königin jetzt so vor mir sehe, und bedenke das Unglück, was Sie noch immer so schwer zu tragen haben: dann ist

mir's, als müßte mir das Herz aus dem Leibe entfallen. Gott erhalte Ew. Majeſtäten und gebe Ihnen Kraft und Stärke, daß Sie dieſe harte Schickſalsprüfung bald und glücklich überſtehen mögen."

„Bei dieſen meinen Worten ſenkte der König ſein Haupt auf die Bruſt und die hellen Thränen entfielen ſeinen Augen: die Königin aber ſtreichelte ihm ſtill die Wangen und weinte auch. Dieſer erſchütternde Anblick lockte auch mir die Zähren in die alten Augen, und mein Herz ward immer weiter und ich ſprach zu der herrlichen Frau: „Ja, Gott erhalte auch Sie, meine gute Königin, zum Troſte meines Königs, denn ohne Sie wäre er ſchon vergangen in ſeinem Unglück." — So ſtanden wir beiderſeits noch wenige Minuten in herzinniger Bewegung, ohne daß unſere Augen trocken wurden. Nachdem ich mich jedoch ein wenig gefaßt hatte, drückte ich Ihren Majeſtäten meinen gerührten Dank aus für ſo viel erwieſene Gnade, und noch im Abgehen rief der König mir nach: „Halten Sie bei Ihrer guten Bürgerſchaft auf Sitte und gute Ordnung!" und mit der Antwort: „Daran ſoll es wahrlich nicht mangeln" — ſchied ich von dannen." — —

Hat die Treue, die deutſche Treue, die wechſelſeitige Treue zwiſchen König und Volk je einen ſchöneren Sieg gefeiert? —[17])

Wenn wir uns nach den wenigen Pfeilern umſehen, welche unter dem Zuſammenſturz des preußiſchen Staats nach der Schlacht bei Jena ſtehen blieben, ſo können wir auch Yorks nicht vergeſſen. Welch ein Gegenſatz zwiſchen der liebenswürdigen Gefühlswallung, die wir ſoeben bei Nettelbeck bemerkt haben, und dem ſchneidend ſcharfen Weſen dieſes eiſernen Charakters, und doch — welche Aehnlichkeit in Kraft, Muth, Feuer, wenn es die Rettung des Königs und des Vaterlandes gilt. York iſt unter all den Größen, welche Preußens und Deutſchlands Befreiung herbeigeführt haben, vielleicht der feſtgeſchloſſenſte, und ſchärfſtſchneidende Charakter. Blüchers gewaltiges Weſen iſt doch in die milde Fluth einer leicht ſich hingebenden Freundlichkeit getaucht, Steins heftige Natur bricht zuweilen

wie ein Strom durch die Dämme und ergießt ſich in überfluthender Fülle. York dagegen weiß auch die kochendſte Leidenſchaft in ſich zu zügeln und wenn ſie aus dem Innern hervortritt, wirkt ſie um ſo mächtiger, weil ſie disciplinirt auftritt. Die Pflicht — das iſt die treibende Kraft im Leben dieſes Helden; in ſtolzeſtem Selbſtgefühl geht er die Wege der Pflicht; wer ſeine Pflicht nicht thut, der iſt ihm verächtlich; ſich ſelbſt aber weiß er, weil er ſie thut, zu ſchätzen. Als junger Lieutenant im bairiſchen Erbfolgekrieg hatte er einen wichtigen Poſten zu halten. Der Erbprinz von Hohenlohe, des Regiments Oberſt, reitet heran und ſetzt ihm ſtark zu, den Poſten nicht aufzugeben. „Sie können ſich beruhigen, Durchlaucht,“ rief er zurück, „ein preußiſcher Edelmann hat eben ſo viel Muth, als ein deutſcher Reichsfürſt.“ Der Krieg ging ohne Lorbeeren zu Ende. Man erzählte ſich im Frieden die Erlebniſſe des Krieges. Von einem Stabscapitän ward erwähnt, daß er eine Altardecke aus einer Kirche mitgenommen. „Das iſt ja geſtohlen,“ fällt York ein. Es giebt eine Unterſuchung. York wird freigeſprochen, aber der alte Fritz ſchreibt neben das Urtheil: „Geplündert iſt nicht geſtohlen, York kann ſich zum Teufel ſcheeren.“ York verweigert dem Kirchenräuber den Gehorſam auf der Parade und wird caſſirt. Mit keinem andern Beſitz als ſeinem Degen ging er nun nach Holland und von da ans Cap und nach Ceylon. Seine Jägernatur findet Nahrung auf allerlei gefährlichen Jagden; den wilden Kreolen ſeiner Compagnie bringt er preußiſche Kriegszucht bei. Auf das Cap zurückgekehrt, findet er ein Mädchen wieder, das er heiß liebt und von welchem er geliebt wird. Da bewirbt ſich ein reicher Kaufherr, ein wackerer Mann, um ihre Hand. Sie geſteht nicht mehr frei zu ſein. Der Freier wendet ſich an York; der wagt nicht, das Glück des Mädchens an ſein ungewiſſes Schickſal zu binden, und entſagt. Bei der Trauung will er noch zugegen ſein. Er hört feſt und kalt die Traurede, aber beim Ja der Braut ſtürzt die heftige Natur gebrochen zuſammen. Das nächſte Schiff trägt ihn nach Europa

zurück. Vergeblich ſuchte er unter Friedrich II. in den preußiſchen Dienſt wieder einzutreten. Friedrich Wilhelm II. nahm ihn an und theilte ihn als Capitän einem Füſilierbataillon in Namslau bei Breslau zu. Mit fröhlicher Werbeluſt wirft er ſich in ſeine Aufgabe, Soldaten zu bilden, die nicht unter der Knechtſchaft des Terrains ſtünden, ſondern das Terrain ſich dienſtbar zu machen wüßten. Hier führt er, zum Zeugniß, wie gering er vom Adel als bloßem Stande hielt, eine Bürgerstochter heim. In den polniſchen Wirren der neunziger Jahre verrichtete er unter den Augen des Königs eine glänzende Waffenthat. Der König ſandte für das Bataillon Yorks zwei Verdienſtorden. Der Chef des Bataillons, obwohl er am Gefecht nicht Theil genommen, behielt den einen für ſich, und wünſchte, daß York den andern trage. Dieſer aber verbat ſich die Ehre, die ihm auf Koſten des Bataillons zu Theil werden ſollte. 1797 erhielt er ein Füſilierbataillon und mit größerer Selbſtändigkeit konnte er ſeine Weiſe, Soldaten zu bilden, geltend machen. Sie ſtand im entſchiedenſten Gegenſatz gegen die alte eingeroſtete Tradition. Tritt und Schritt, Wurf und Schuß ward neu. Ihm ging es nicht, wie jenen Commandeuren, die, gewöhnt in der Minute höchſtens 75 Schritte zu machen, meinten, bei 100 müſſe Alles drunter und drüber gehen. Eine kecke, ſchlaue, für jedes Terrain geſchickte Beweglichkeit ſeinen Leuten beizubringen, war ſein Streben. Sein Mittel war nicht Schimpfen und Prügeln, ſondern die Belebung des Ehrgefühls. Deſertionen kamen bei ihm nicht vor, obwohl die offne, waldige Gegend des Garniſonorts Johannisburg in Maſuren dieſelben ungemein begünſtigte. Auch Friedrich Wilhelm III. erkannte bald die Bedeutung Yorks. Da er für das Jägerregiment einen „ganz capablen Commandeur“ brauchte, ernannte er ihn 1799 zum Führer dieſes „für die Armee ſehr intereſſanten Corps“. Das Corps beſtand aus lauter gelernten Jägern, Förſter- und Beamtenſöhnen, ſteifen Alten, die ſchon zu lange auf einen Dienſt gewartet, und muthwilligen Jungen; allerlei Nationen waren in dem Corps ver-

treten. Die Leute wurden Meſſieurs genannt und hatten das Recht einer gewiſſen loſen Haltung. Als ein Oberſt ſie einſt im Paradeſchritt Friedrich II. vorführen wollte, ſchwang der den Krückſtock und rief: „Wollt ihr Schächer auseinander!“ Sie waren ohne alle Dreſſur und dienten bei den Manövern den Zuſchauern zur Ergötzlichkeit. York wußte die alten Vorrechte zu ſchonen, aber dennoch die Truppe gänzlich umzugeſtalten. Tüchtige Jäger wollte York aus ihnen bilden und dem königlichen Heer den Vortheil eines leichtbeweglichen, kecken, ſchlauen, auf jedem Terrain heimiſchen, den günſtigen Moment erſpähenden Jägercorps verſchaffen. Dazu war er der Mann, der ſeine Jägerſchule nicht auf deutſchen Haſenjagden, ſondern im Kampf mit den wilden Thieren Ceylons durchgemacht. Im Sommer 1803 ward York Oberſt und im Herbſt beim Manöver ward der König ſelbſt, der auf der Gegenſeite ſich befand, durch Verdienſt der Yorkſchen Jäger umgangen. Der König lobte York und tadelte die Potsdamer Herren, daß ſie nicht einmal das Terain um die Stadt her kennten. Er ſollte den Verdienſtorden erhalten. York verbat ſich die Gnade, er wolle ihn nicht im Manöver, ſondern wie das erſtemal, ſo zum zweitenmal auf dem Schlachtfeld verdienen. So waren Yorks Anfänge. Bald ſollte er einen Blick thun in die militäriſche Leitung des Ganzen. Er ward bald nach jenem Manöver nach Berlin in eine Commiſſion berufen, die mit Gewehren und Büchſen Verſuche anſtellen ſollte. Er gewann kein Zutrauen, weder in die altersgrauen Braunſchweig, Möllendorf, Kalkreuth, und zuwider waren ihm die äſthetiſchen Offiziere im Schweife des Prinzen Louis Ferdinand. Auch die genialen Kreiſe, in welchen Scharnhorſt waltete, waren ihm die rechte Luft nicht. Die Jenaer Schlacht hatte damals den Beweis noch nicht geführt, daß weder mit der alten Dreſſur, noch mit der neuen Theorie das Vaterland zu retten ſei, daß aus dem Trübſalsfeuer ein neues Heer hervorgehen müſſe, aus Scharnhorſt'ſchem Geiſt und York'ſcher Tüchtigkeit durch eine große vaterländiſche Begeiſterung geſtaltet. York ließ ſich von

keiner Strömung mitreißen. Wenn Alles von der Königin Luiſe wie bezaubert war, fand er ihre Hand zu groß, ihren Fuß nicht ſchön und lobte den König. Er kehrte in ſeine Garniſon nach Mittenwalde zurück, um ſeine Schuldigkeit zu thun. Aus der Seele geſprochen war ihm das Wort, daß er beim Prinzen von Ligne fand; qu'il faut faire trois fois plus que son devoir pour le faire passablement; den Philoſophen Kant rühmte er, daß er die Pflicht in ihrer Bedeutung ſo klar und energiſch herausſtelle. Für die Maſſe möge Furcht und Hoffnung Triebfeder ſein; von ſich forderte er Selbſtverläugnung um der Pflicht willen. Man wird ſich denken, daß dieſer Mann auch in dem unglücklichen Zuſammenſtoß Preußens mit Napoleon ſeine Pflicht gethan haben werde. In der Rüſtung und Bereithaltung ſeiner Truppen bildete er einen ſcharfen Gegenſatz gegen die herrſchende Sorgloſigkeit, alle Einzelheiten durchdrang ſein ſcharfes Auge, dem Trägen hauchte er Leben ein. Er kam in den Tagen von Jena und Auerſtädt nicht ins Gefecht. Auf dem Rückzug mußte er ſeine Waffenprobe ablegen. Er hatte beim Elbübergang des Blücherſchen Corps die Nachhut. An derſelben Elbe ſollte er ſieben Jahre ſpäter, nicht zurückweichend, ſondern vorandringend, jenen großen Sieg erfechten, der ihm den Namen „York von Wartenburg“ eintrug. Aber, wie die Dinge nun ſtanden, war das Gefecht bei Altenzaun ein großer Gewinn, nach ſo unermeßlicher Schande preußiſcher Waffen das erſte glückliche Gefecht. York hatte ſich noch nicht in den Gedanken ergeben: es bleibt nichts als Unterwerfung. Als ein General ihm in ſolcher feigen Ergebung ſprach, antwortete York: „Herr General, wer das im Ernſt glaubt, der muß, wenn er noch Ehre im Leibe hat, ſich die Kugel durch den Kopf jagen.“ Noch manchen kühnen Streich hat er mit ſeinen Jägern ausgeführt, zuletzt mit einer ſchweren Wunde im Arme, bis ſie gen Lübeck kamen. In Lübecks Straßen kämpfte er wie ein Löwe, einer der erſten Schüſſe traf ihn ins rechte Schlüſſelbein. Er kämpft fort, erhält einen Stich in den Unterleib und ſinkt zuſammen;

ein Kerl kniet auf ihn mit solcher Gewalt, daß sofort ein Doppelbruch heraustritt. Da ruft York einen französischen Offizier an, ihn von diesem Kannibalen zu befreien. Als er nach einigen Tagen ein wenig sich erholte, hörte er, was mit Blücher geschehen war. Auf Ehrenwort entlassen kehrte er nach Mittenwalde zurück. Seine Frau, seine Kinder kannten den gebrochenen Helden nicht wieder, aber das Vögelchen, das er in den trüben Zeiten vor dem Ausmarsch mit besonderer Zärtlichkeit gepflegt hatte, flatterte wie vor Freude hoch auf und fiel dann todt hin. Welch ein leuchtendes Vorbild York in den Tagen der Erniedrigung gewesen, beweist der Umstand, daß die königliche Familie auf ihn die Augen lenkte, als für den Kronprinzen ein Erzieher gesucht ward. York setzte seine Grundsätze, seine Natur auseinander, um zu zeigen, daß er für diesen Posten nicht passe. „Ich bin sehr arm," sagte er am Schluß, „ich habe ein Weib und vier Kinder, die ich unaussprechlich liebe; ihr Wohl macht das Glück meines Lebens; mein ganzes Streben geht dahin, für ihre Zukunft zu sorgen. Dennoch werden aber die Pflichten gegen meine Familie stets und unter allen Umständen jeder Zeit meinen Pflichten gegen König und Vaterland untergeordnet bleiben." Der Plan zerschlug sich. In der folgenden Zeit, in welcher im Stillen das geknechtete Preußen zu seiner Befreiung sich rüstete, war York unermüdlich in allerlei Missionen, die ihm zugetheilt wurden, das Heer, namentlich die Jägerregimenter, zu erneuern. Er that seine Schuldigkeit, aber er that sie im schärfsten Gegensatz gegen die Steinschen Ideen, in noch schärferem vielleicht gegen die Tugendbündelei. Er war Brigadegeneral und hatte ein größeres Gebiet der Wirksamkeit. Dazu wurden ihm Inspectionen aufgetragen. Kehrte er in den häuslichen Kreis zurück, so suchte er seinen Söhnen sein Feuer einzuhauchen. Er stellte mit ihnen den Versuch an, ob sie wie Mucius Scävola Muth und Ausdauer hätten, die Hand dem Feuer auszusetzen. Die Knaben bestehen die Probe. Und der Vater bleibt nicht zurück und bringt sich eine

Brandwunde bei. Gegen Rußland zog er 1812 seinem König gehorsam, aber mit schwer verhaltenem Grimm gegen die französischen Bundesgenossen. Von einer sittlichen Stärke, die geeignet war, in den Ereignissen eine weltgeschichtliche Wendung herbeizuführen, zeugt sein Rücktritt von den Franzosen. Ein General, der keine höhere Pflicht kennt, als den Gehorsam gegen den königlichen Kriegsherrn, thut den entscheidenden Schritt ohne des Königs Willen. Und obgleich er fest überzeugt ist, dem König den wichtigsten Dienst geleistet zu haben, legt er ihm als Sühne für die scheinbare Pflichtwidrigkeit sein im Dienste ergrautes Haupt zu Füßen, mit dem Schwur, auf dem Sandhügel so ruhig als auf dem Schlachtfeld die Kugel zu erwarten. In stiller, starker Ergebenheit durchlebt er die Wochen, in denen der König seinen Entschluß noch nicht gefaßt hat. Den König bittet er bei der Fällung des Urtheils, auf seine Person keine Rücksicht zu nehmen und er ist weit davon entfernt, für die zu erwartende königliche Mißbilligung durch die Gunst des Volks sich entschädigen zu wollen. Als die preußischen Stände ihm ein jubelndes: es lebe York! zuriefen, gebot er mit ernster Stimme Stille. „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!“ Was York geleistet von seinem Abfall von Frankreich bis zu seinem Einzug in Paris, ist bekannt. Uns galt es nur, zu zeigen, welche Bedeutung Männer wie er für die sittliche und religiöse Erhebung Deutschlands haben mußten. Wir sehen in ihm einen Mann von ungemeiner sittlicher Kraft, eine ächte Heldengestalt. Wir sprechen auch die Ueberzeugung aus, daß diese Kraft auf einem religiösen Grunde ruhte. Er sprach in der Weise seiner Zeit nicht viel von Religion, auch hinderte der furchtbare Drang der Ereignisse die religiöse Betrachtung. Aber auf dem Glauben beruhte auch Yorks That, auf dem Glauben an den Herrn der Heerschaaren, der eine sittliche Weltordnung aufrecht erhält. Er konnte wohl vor der Schlacht mit Paul Gerhardt andächtig sprechen: „Anfang, Mittel und Ende, o Gott, zum Besten wende,“ und aus den Briefen an seinen Sohn

geht hervor, daß er für ihn betet und daß er von dem Vater im Himmel den beſten Segen für ſeine Kinder erwartet. Mit demſelben Ernſte, mit welchem er des Vaterlandes Wohl ſucht, läßt er ſich in die Sorgen der Erziehung ein; durch die ſcheinbar grimmige Kälte ſeines Weſens bricht oftmals nicht blos die lodernde Gluth der Vaterlandsliebe, ſondern auch der liebliche Glanz der väterlichen Liebe hindurch.[18])

Wir haben hier, wo es uns gilt, die ſittlichen Mächte, die Preußens und Deutſchlands Erhebung vorbereiteten, zu ſchildern, noch den Mann zu nennen, der gerade durch ſeine ſittliche Haltung vielleicht allen andern überlegen iſt, Gerhard David Scharnhorſt. Wenn das deutſche Volk ein Bild ſehen will, aus welchem ſeine eigenen edelſten Züge ſtrahlen, ſo trete es vor dieſen hin! Zu Bordenau, Amts Neuſtadt, in Hannover 1756 geboren, ein Jahr früher als Stein, der Sohn eines niederſächſiſchen Bauern, fühlte er früh unter dem Drucke bäuerlicher Arbeit und beſchränkter Mittel eine glühende Neigung zum Soldatenſtande. Zum Glück nahm ihn der große Kriegsheld, Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, in ſeine Kriegsſchule Wilhelmſtein am Steinhuder Meer auf. Im Grafen ſah er ein ſchönes Vorbild kriegeriſcher Größe; ſeine fleißigen Studien zeigten ihm, wodurch ſolche Größe bedingt ſei. Mit einundzwanzig Jahren ward er Hannöverſcher Offizier, er gab Unterricht und zeichnete ſich durch militäriſche Schriften aus. Bereits hatte er Ruf als Theoretiker, als er im Revolutionskrieg auch Gelegenheit hatte, ſich als tüchtiger Praktiker zu zeigen. Für ſein heldenmüthiges Benehmen beim Durchſchlagen aus der Feſtung Mennin 1794 ward er Major, und bald darauf im Frieden Obriſtlieutenant im Generalſtab. Merkwürdig iſt die Energie und Klarheit, mit welcher er ſchon jetzt das Eigenthümliche der franzöſiſchen Kriegführung und die Mängel der deutſchen beleuchtete. Der Feldmarſchall Herzog von Braunſchweig vermittelte 1801 ſeinen Eintritt in den preußiſchen Kriegsdienſt. Erſt in der Artillerie, dann 1804

als Oberſt im Generalſtabe angeſtellt, fuhr er hier fort als Lehrer und Schriftſteller auf die jüngern Offiziere zu wirken. War es ihm in Hannover ſchon ſchwer gefallen, als Bürgerlicher unter den Adlichen ſich geltend zu machen, zeugte es von ſeinem Genie, daß er gegen die Macht adlicher Vorrechte und adlichen Uebermuths dennoch zu einer bedeutenden Stellung ſich emporrang, ſo erſchien er nun gar in der preußiſchen Armee wie ein Fremdling. Der Ausländer erregte Neid, der Bürgerliche fand Verkennung, und wer nur auf die äußere Haltung ſah, der konnte in dem ſchlichten Mann von ſchiefer Körperhaltung, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, den Geiſt nicht entdecken, der in ihm waltete. Im Krieg gegen Frankreich war er im Generalſtabe des Herzogs von Braunſchweig Oberſt, ohne ſich völlig geltend machen zu können. In Lübeck ward er gefangen, dann ausgewechſelt; die Erfolge der Preußen in der Schlacht bei Eylau ſind vorzugsweiſe ſeiner Mitwirkung zuzuſchreiben. Der König lernte ihn genauer kennen und ſtellte ihn nach dem Tilſiter Frieden an die Spitze einer Commiſſion zur Wiedereinrichtung des Heeres. Hier iſt er nun der Waffenſchmied deutſcher Freiheit geworden und hat in aller Stille und Anſpruchsloſigkeit Thaten gethan, welche den größten Heldenthaten an die Seite zu ſtellen ſind. Sein genialer Tiefblick drang bis in die Wurzeln des Uebels und entdeckte die Quellen der Erneuerung. Es mußte ein Neues gepflügt werden. Das Heer durfte hinfort nicht den Bürgern ſchroff gegenüber ſtehen, der Soldat ſollte Bürger, der Bürger Soldat ſein. Nicht die militäriſche Dreſſur allein, die Liebe des Bürgers zu König, Vaterland und Freiheit ſollte die Schlachten ſchlagen. Nicht für den Excercierplatz, ſondern für den Kampfplatz ſollte die Einübung Statt finden. Es galt, des Feindes Weiſe zu erkennen und ihr gewachſen zu ſein. Das ſittliche Gefühl ſollte hinfort nicht durch entehrende Strafen ausgelöſcht, ſondern durch das Bewußtſein, Glied eines großen Ganzen zu ſein, belebt werden. Und auf der ſittlichen Grundlage der Heerbildung ſollte ſich dann jede

technische Fertigkeit aufbauen. Zunächst wurden die Verräther bestraft, die Commandanten, die ohne Widerstand die Festungen ausgeliefert, die Offiziere, welche ohne Kampf die Waffen weggeworfen. Das Gassenlaufen und andere entehrende Strafen wurden abgeschafft. Es ward verordnet, daß jeder Unterthan militärpflichtig sei und nicht der Stand, sondern nur das Verdienst zum Offizier befähige. Schulen wurden eingerichtet, den neuen Geist den militärischen Zöglingen einzuhauchen. Und diese Grundsätze wurden in einem viel größeren Maßstab angewandt, als man hoffen zu dürfen geglaubt. Es war vertragsmäßig bestimmt, daß Preußen nur 42,000 Mann Soldaten halten dürfe. Der Vertrag ward gehalten. Aber Scharnhorst berief Rekruten, exercierte sie ein, entließ sie und berief neue und füllte das Land so sehr mit kriegsfähiger Mannschaft, daß beim Beginn des Kampfes 1813 das Dreifache ins Feld ziehen konnte. Und das Alles vollbrachte Scharnhorst unter den Augen der französischen Späher. Dadurch wird nicht nur seine geistige Ueberlegenheit, sondern zugleich seine sittliche Schlichtheit bezeichnet. Er war voll genialer Gedanken, aber er sprudelte dieselben nicht heraus. Allmählich ließ er die Dinge reifen. Allmählich, wie die Ausführung voranschritt, enthüllte er seinen Plan. Er geizte nicht nach dem Ruhm, das Ziel vorher bezeichnet zu haben, er ließ Andern gern die Meinung, daß sie durch sich selbst auch zu dem Ziel gekommen wären, wenn es nur überhaupt erreicht ward. Den Widerwillen, den seine fremde Geburt, seine geistige Ueberlegenheit etwa hervorrufen konnten, besiegte er durch Gerechtigkeit und Milde. Mit dem kühnsten Muthe verband er das zartfühlendste Herz, bei dem unerschütterlichen Glauben, daß in Zukunft das Geschick der Völker zum Heile Deutschlands sich wenden werde, hatte er die treueste Sorgfalt, in jedem gegenwärtigen Augenblick seine Pflicht zu thun. Er war tief, kühn, muthig, gedankenreich, ausharrend, treu, und dabei schlicht und anspruchslos, von unbestechlicher Redlichkeit. Er hat, mit

Ernſt Moritz Arndt zu reden, obgleich Millionen durch ſeine Hände hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran kleben laſſen. Er iſt ein vir innocens im großen Sinn der Alten geweſen und arm geſtorben. Als 1813 Deutſchland erwachte, hätte es keinen edleren Todten den gefallenen Helden die Nachricht bringen laſſen können, als Scharnhorſt, der im Beginn des Kampfes gegen Napoleon gefallen iſt, um nun aus der andern Welt zu ſchauen, wie ſeine Saat reifte.[19])

Es liegt nahe, neben dem Erneuerer des preußiſchen Heeres ſogleich einen andern Mann von ungemein ſittlicher Hoheit zu nennen, den Erneuerer des preußiſchen Staats, neben Scharnhorſt Stein, neben dem niederſächſiſchen Bauernſohn von ſtiller Beſonnenheit den fränkiſchen Reichsfreiherrn voll überſprudelnden Lebens. Das Werk des Einen hing an dem Werke des Andern, und die Männer waren einander in innigſter Hochachtung zugethan. Wenn Stein Fremde in ſeinen Thurm, den er mit vaterländiſchen Erinnerungen ausgeſchmückt hatte, einführte, ſo wies er ihnen immer zuerſt das Bild Scharnhorſts. Er ſelbſt blieb wie in Andacht vor dieſem Bilde ſtehen und ſah es mit einem rührenden Ernſte an. So möchte auch in unſerer Darſtellung Stein neben Scharnhorſt geſtellt werden. Aber wir müſſen ihm doch eine andere, eine höhere Stellung anweiſen. Stein gilt uns nicht allein als der Mann der ſittlichen That, er iſt uns zugleich der Träger des alten chriſtlichen Glaubens.

5.

Friedrich Wilhelm und Luiſe von Preußen.

Ein unberechenbarer Segen war es, daß bei dem politiſchen Fall Preußens, der durch den ſittlichen und religiöſen vorbereitet war, das Königspaar in edelſter chriſtlicher Haltung vor ſeinem Volk, vor Deutſchland, vor der Welt ſtand. „Die allgemeine Auflöſung iſt ſchrecklich,“ ſchrieb Schleiermacher damals an Reimer, „und man ſieht von allen Seiten einen Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit, aus welchem nur wenige Einzelne, unter ihnen obenan der König und die Königin hervorragen.“[20] Wie verderbliche Einflüſſe überraſchend ſchnell von der Höhe des Throns in die breiten Niederungen des Volks ſich verbreiten, ſo geht von einem aufrichtig frommen Fürſtenhaus ein geſunder Hauch des Lebens in das ganze Land. Wie ſtach doch der Hof Friedrich Wilhelms III. gegen den ſeines Vaters ab! Ein wahres Unglück iſt es, wenn der chriſtliche Glaube in evangeliſch kirchlicher Faſſung in den Verdacht kommt, mit den Vorrechten der höhern Stände oder gar mit der Unſittlichkeit bevorrechteter Klaſſen ein Schutz- und Trutzbündniß eingegangen zu haben. Dieſen Verdacht zog dem Chriſtenthum die Regierung zu, welche unter Friedrich Wilhelm II. die Biſchofswerder und Wöllner führten. Königliche Mätreſſenwirthſchaft im Bunde mit Edicten gegen die Aufklärung — das hat zur Folge, daß die bürgerliche

Ehrbarkeit in den Gegenſatz gegen die vornehme Liederlichkeit auch den gegen den chriſtlichen Glauben mitaufnimmt. Welch eine Erquickung iſts für das gekränkte Gemüth eines Volks, ein Königspaar auf dem Thron zu ſehen, welches mit königlicher Haltung bürgerliche Schlichtheit, mit herzlichem Glauben zarte Scheu vor ſittlichem Anſtoß verbindet. Und wie gegen die nächſten Vorfahren, ſo ſticht der Hof Friedrich Wilhelms auch gegen die meiſten deutſchen Höfe ſeiner Zeit ab. Das waren doch andre Beſchäftigungen, welche die Idylle des kronprinzlichen Paares von Preußen ausfüllten, als das Käſichverfertigen und die Siegellacksinduſtrie des Erzherzogs Franz und die Concerte, die er mit ſeiner Gemahlin, der Tochter der Königin von Neapel, der berüchtigten Freundin der Lady Hamilton, aufführte. Das waren andre Geſinnungen, als die in Kaſſel und Stuttgart und an ſo manchem kleineren und größeren Fürſtenhofe herrſchten. Ein ächt deutſches Königthum trat vor die Augen des Volks, und daß gerade dieſes ſo tief von dem franzöſiſchen Gewalthaber gedemüthigt worden war, das gewann ihm Herzen und Arme, das war nicht der geringſte Anlaß zu dem unerbittlichen Haß, mit welchem Deutſchland gegen den Zwingherrn ſich erhoben.

Es wäre ungerecht, wenn man den König Friedrich Wilhelm nach der Genialität des Gedankens, der Kühnheit des Entſchluſſes und der Raſchheit der That beurtheilen wollte. Genie war nicht ſeine Gabe, er hatte nur Talent; an der Kühnheit des Entſchluſſes hinderte ihn darum die Gewiſſenhaftigkeit bei der Prüfung aller Umſtände; an der Raſchheit im Handeln ſeine ſorgfältige Beſchäftigung mit den Einzelheiten, aus denen eine große Wirkung ſich zuſammenfaßt. Auch hatte ihn der tiefe Fall nach ſo übermüthiger Erhebung mit großem Mißtrauen in die Zuverläſſigkeit der Menſchen erfüllt. Nicht ſelten erſcheint er um dieſes mangelnden Aufſchwungs willen in ungünſtigem Lichte. Wem hätte nicht das harte Aufeinanderplatzen des Königs und des Miniſters vom Stein in der Zeit, da ſie am meiſten einander bedurften, wehe gethan, und ſeine Theil-

nahmloſigkeit, als Stein in den Tagen der Entſcheidung nervenfieberkrank in Breslau darniederlag? Oder wenn York vor dem Einzug in Paris vor den König heranreitet und ihm „das brave erſte Armeekorps“ vorführt, das freilich in Folge ſeiner Tapferkeit und endloſer Strapatzen in keinem parademäßigen Zuſtande war, und der König mit den Worten: „ſehen ſchlecht aus, ſchmutzige Leute“ zurückreitet, wer fühlte dann nicht den Grimm nach, mit welchem York Kehrt! und Marſch! commandirt?[21]) Und dann die Politik des Königs nach den Befreiungskriegen unter dem Einfluß der Wittgenſtein und Kamptz — wie viel Urſache zum Tadel bietet ſie? Hat aber ſelbſt Arndt, der am Härteſten durch ſie betroffen worden iſt, von ſeiner Liebe zu König Friedrich Wilhelm III. nicht gelaſſen, ſo muß ein ungewöhnlicher Reichthum trefflicher Eigenſchaften und Tugenden ſich in ihm vereinigt haben.

Friedrich Wilhelm war von ſeinem verſchwenderiſchen, pracht- und genußliebenden Vater einfach erzogen worden. Zum Geburtstag erhielt er einſt eine blühende Reſeda in einem Topfe, und wenn ſein Erzieher ihm eine Freude machen wollte, ſo kaufte er ihm in einem Garten für einen Groſchen oder zwei Kirſchen. Kirſchen aß der kleine Kronprinz ſehr gerne. Als er zehn Jahre alt war, brachte ein Gärtnerburſche im Monat Januar bei ſtrenger Kälte ein Körbchen mit ſchönen reifen im Treibhaus gezogenen Kirſchen. Der Prinz freute ſich bei ihrem Anblick und wünſchte die ſüßen Früchte zu genießen. Als er aber hörte, daß ſie fünf Thaler koſten ſollten, drehte er ſich um und ſagte mit feſtem Tone: Ich will ſie nicht. Gleich darauf ließ er einem armen Schuhmacher zum Lederankauf zwanzig Thaler ſchicken. Selbſt in den Tagen des höchſten königlichen Glücks liebte er für ſeine Perſon die Einfachheit und verachtete die koſtſpieligen Genüſſe, während er für allerlei Noth eine allezeit gefüllte und offene Hand hatte. Aber auch im religiöſen Leben unterſchied ſich Friedrich Wilhelm weſentlich von ſeinem Vater. Während dieſer, ſittlich verirrt, bald in der aufgeklärten

Geheimthuerei der Illuminaten, bald in den kirchlichen Ordonnanzen, welche ihm Wöllner und Bischofswerder anriethen, Halt für ſich und den Staat ſuchte, zeigte der Sohn von Anfang an die milde thätige Frömmigkeit eines Spalding und Sack, welche unter den großen Trübſalen der folgenden Zeit ſich nur noch vertiefte und befeſtigte. Tolerant gegen den freien Gedanken, der ſich ausſprechen wollte, aber für ſich ſelbſt ohne alle Neigung zu irgend welcher Freigeiſterei, vorſichtig im Fallenlaſſen alter Meinungen und Ordnungen, aber mit weitem Chriſtenherzen die Einheit der Chriſten ſuchend und erſtrebend, von der beſtimmten Lehre der Offenbarung in der Schrift nicht weichend, aber mit allem Ernſt den Buchſtaben durch den Geiſt ins Leben umſetzend — das war ſeine Weiſe. Man iſt verſucht, die Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit, die ihm eigen war, eine bürgerlich ſchlichte zu nennen: ſie war frei von ſtaatsklugem Zwang und von romantiſcher Ueberſchwänglichkeit, ſie war nüchtern mit Wärme, mild mit Ernſt, ſie ſtellte den Durchſchnitt der religiöſen Anſchauungen und Antriebe dar, welche in den edelſten Gliedern des deutſchen Volkes herrſchten.

Die bürgerliche Schlichtheit im Glauben und Leben that ſeiner Ritterlichkeit keinen Eintrag. Als ſein Vater, durch das Geſchick der franzöſiſchen Königsfamilie erſchüttert, mit dem deutſchen Kaiſer ſich gegen das revolutionäre Frankreich verbündete, war der Kronprinz der Tapferſten Einer im preußiſchen Heere und that auf jedem Poſten, der ihm angewieſen ward, ſeine Schuldigkeit. Der Lauf des Kriegs brachte ihn zuerſt mit ſeiner künftigen Gemahlin zuſammen. Nachdem die Preußen mit Hülfe tapferer Heſſen Frankfurt a/M. aus den Händen der Franzoſen wiedergenommen hatten, blieb die alte Reichsſtadt das Hauptquartier des preußiſchen Königs. Hier erſchien im März 1793 auf der Rückreiſe von Hildburghauſen die Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt mit ihren Enkelinnen, Luiſe und Friederike, Prinzeſſinnen von Mecklenburg-Strelitz. Die Mutter, eine Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, war geſtorben, als Luiſe im ſechſten Jahre

ſtand; der Vater, damals noch hannöverſcher Feldmarſchall, das Jahr darauf an der Stelle ſeines verſtorbenen Bruders Herzog von Mecklenburg-Strelitz, zum zweitenmal Wittwer, hatte die Erziehung der Töchter der trefflichen Großmutter überlaſſen. Friedrich Wilhelm war dreiundzwanzig, die Prinzeſſin Luiſe ſiebzehn Jahre alt, als ſie ſich zuerſt begegneten. Beide blühten in Jugend und Schönheit. Die erſte Begegnung entſchied. Friedrich Wilhelm, ſonſt nicht grade ſtark zur Poeſie geneigt, geſtand noch in ſpäten Jahren, daß er das Wunder der Liebe bei erſter Begegnung, wie er es erlebt, nirgends ſchöner und treffender beſchrieben gefunden habe, als in den Worten Schillers:

Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange ſchweben,
Selbſt nicht der Glanz der göttlichen Geſtalt —
Es war ihr tiefſtes und geheimſtes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen ſchienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel geiſtig zu berühren,
Als ſich mein Athem miſchte mit dem ihren;
Fremd war ſie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die iſt es oder keine ſonſt auf Erden!
Das iſt der Liebe heiliger Götterſtrahl,
Der in die Seele ſchlägt und trifft und zündet,
Wenn ſich Verwandtes zu Verwandtem findet;
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl,
Es löſt der Menſch nicht, was der Himmel bindet.

Mitten im Krieg ward die Doppelverlobung zwiſchen zwei Brüdern und zwei Schweſtern gefeiert: Friedrich Wilhelm verlobte ſich mit Luiſe, ſein Bruder Prinz Ludwig mit ihrer Schweſter Friede-

rike. Manchmal noch in den erſten Wochen des Brautſtandes erſchienen die holdſeligen Jungfrauen im Kriegslager, entzückende Erſcheinungen nicht für die verlobten Prinzen allein. Auf Weihnacht 1793 fand dann die Vermählung Statt. Die Ehe des Prinzen Ludwig ward ſchon frühe durch ſeinen Tod gelöſt, Friedrich Wilhelm und Luiſe aber gaben in Tagen des ſüßeſten Glücks, wie in der Zeit des tiefſten Jammers ihrem Volke den erbaulichen Anblick einer wahrhaften, deutſch-chriſtlichen Ehe.

Die Königin Luiſe, obwohl ſie bis an ihr Ende durch den Einfluß ihrer früheſten Erziehung nach der Sitte ihrer Zeit, ſelbſt in Augenblicken wärmſter Herzenserregung, ſich der franzöſiſchen Sprache bediente, war eine durch und durch deutſche Fürſtin. Die Tochter eines mit Kindern reich geſegneten Prinzen, der Anfangs nicht glaubte, zur Regierung zu gelangen, beim frühen Tod ihrer Mutter von der Großmutter an dem kleinen landgräflichen Hofe zu Darmſtadt erzogen, war ſie einfach aufgewachſen und hatte, wie eine Fürſtentochter aus alter Zeit, die ſeidenen Schuhe, die ſie trug, ſich ſelbſt nähen müſſen. Mit wunderbarer Schönheit der Geſtalt, mit dem lieblichſten Licht der offnen blauen Augen verband ſie, ſo lange ſie auf Erden wandelte, den Zauber der Jugend, denn auch als ſie ſtarb, eine vielgeprüfte Chriſtin, zählte ſie nicht mehr als vierunddreißig Jahre, aber Schönheit und Jugend waren doch nur die köſtlichen Gefäße eines köſtlicheren Lebens, das von innen heraus durch Blick und Geberde ſtrahlte. Bei wahrhaft königlicher Haltung, bewahrte ſie eine Leutſeligkeit, die um ſo tiefer entzückte, je unmittelbarer ſie aus der Fülle eines liebevollen Herzens hervordrang. Es mußte die Deutſchen mit der hellſten Wonne erfüllen, wenn ſie ſahen, wie Friedrich Wilhelm und Luiſe den aus Frankreich herüber verpflanzten ſteifen und herzloſen Formen des Hoflebens trotzten und auch auf königlichen Höhen wagten, ſich, wie andere Chriſtenleute, einfältig ihrer Liebe und ihres Glücks zu freuen. Mit unbeſchreiblichem Jubel ward Luiſe bei ihrem erſten Einzug in Berlin empfan-

gen. An der Ehrenpforte vor der Stadt ſagte eine kleine liebliche Mädchengeſtalt ein Gedicht her, das mit den Worten ſchloß:

Vergiß, was du verlorſt; es ſoll ein ſchönres Leben
Dir dieſer Feſttag prophezei'n.
Heil dir! der künftgen Welt wirſt du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter ſein!

Die fürſtliche Braut ergab ſich willig dem Drange ihres Herzens, neigte ſich zu dem Kinde, umarmte und küßte ihm Mund, Stirn und Augen. Als am Tage der Vermählung die Rede war von einer allgemeinen Erleuchtung der Hauptſtadt, — es war der Weihnachtsabend 1793, — erklärte der Kronprinz, es würde ihn mehr freuen, wenn die Bürger das Geld, was die Erleuchtung koſten würde, für die Waiſen und Wittwen der im Kriege Gebliebenen zuſammenſchöſſen, und mit dem Gelde der Bürger vereinigten ſich die Gaben des königlichen Hauſes, um den Unglücklichen eine reiche Weihnachtsbeſcheerung zu bereiten. Es war, als ob das Feſt der Geburt Chriſti, an welchem Friedrich Wilhelm und Luiſe vermählt wurden, das Feſt der demüthigen Liebe, der Wonne in der Hingebung, auf die ganze Ehe des fürſtlichen Paares ſeinen Segen ausgegoſſen hätte. Sie lebten miteinander am Liebſten in ländlicher Stille zu Oranienburg oder Paretz. Das trauliche Du, in jenen Zeiten durch die Etikette aus dem ehelichen Verkehr ſogar verbannt, klang hinüber und herüber. Wie wohlhabende Gutsbeſitzer wohnten ſie im Sommer auf dem Lande. Dem alten General Kökeritz brachte die ſchöne Hauswirthin nach Tiſche Pfeife und brennenden Fidibus, damit es ihm recht behaglich werde. War Erndtefeſt in Paretz, ſo miſchte ſich das Paar harmlos unter das Landvolk, und auf dem Weihnachtsmarkte der Hauptſtadt machte es Einkäufe, nicht blos für das eigene Haus. Das deutſche Volk iſt von Natur geneigt, die Fürſten herzlich zu lieben. Wo auf einem Throne häusliche, chriſtliche Tugenden ſtrahlen, da kann es mit ſeiner Bewunderung nicht

zurückhalten. Die Königin Luiſe erſchien bald den Deutſchen wie die Erſcheinung des liebſten Bildes, das ſie ſelbſt in ſich trugen. Sie war in deutſcher Einfachheit aufgewachſen, ſie hatte ihren Geiſt mit dem Beſten genährt, was Deutſchland damals zu bieten hatte, mit den Dichtungen Göthes, Schillers, Herders, Jean Pauls, ſie verband mit der Idealität, die dem deutſchen Volk eigenthümlich iſt, die deutſche Tugend der Häuslichkeit; und dieſe Eigenſchaften waren durch den warmen Hauch der Religioſität geweiht; und da dies Alles vor das Volk hintrat, in Geſtalt einer jugendlichen, ſchönen, leutſeligen, innig liebenden Königin, ſo wars natürlich, daß dieſes bald mit ſchwärmeriſcher Zuneigung ſich ihr ergab und die Dichter wetteiferten ihr Lob zu ſpenden. Unter Andern war es Novalis, welchem die typiſche Geſtalt der Königin offenbar wurde. „Jede gebildete Frau und jede ſorgfältige Mutter", ſchrieb dieſer, „ſollte das Bild der Königin in ihrem oder in ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche ſchöne kräftige Erinnerung an das Urbild, das Jede zu erreichen ſich vorgeſetzt hätte. Aehnlichkeit mit der Königin würde der Charakterzug der neupreußiſchen Frauen, ihr Nationalzug. Ein liebenswürdiges Weſen unter tauſendfachen Geſtalten! — In unſeren Zeiten haben ſich wahre Wunder der Transſubſtantiation ereignet. Verwandelt ſich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wer den ewigen Frieden jetzt ſehen und liebgewinnen will, der reiſe nach Berlin und ſehe die Königin. Dort kann ſich Jeder anſchaulich überzeugen, daß der ewige Friede herzliche Rechtlichkeit über Alles liebt und nur durch dieſe ſich auf ewig feſſeln läßt."

Die erſten zehn bis zwölf Jahre ihres ehelichen Glücks fielen in die Zeit der Ruhe, welche ſich Preußen durch den Basler Frieden erkauft hatte. Luiſe erſchien in dieſer Zeit nur als Hausfrau, freilich als Hausfrau eines Königs. Als im Jahre 1805 Napoleon ſeinen Uebermuth gegen Preußen zu erkennen gab, als das Wetter-

leuchten das Gewitter aus der Ferne ankündigte, als der König und das Vaterland in erschütternde Bewegung geriethen, da ging jede Erschütterung durch das Gemüth Luisens; denn sie war Königin, sie war Mutter, sie war eine Deutsche. Die deutsche Frau ist keine politische Frau, wie es deren unter den Italienern, Magyaren und Polen geben mag. Sie hat keine Lust, im politischen Sprechsaal zu glänzen und im Geheimen Zettelungen zu machen. Sie ist am Liebsten an der Seite ihres Mannes, in der Mitte ihrer Kinder, am häuslichen Heerde. Hier aber fühlt sie des Vaterlandes Lust und Weh im tiefsten Grunde des Herzens, hier feuert sie den Mann ohne viele Worte durch die Opferwilligkeit, durch ihren Jubel über jeden Sieg, durch ihren Schmerz über jeden Verlust des Vaterlandes an, und in die Herzen der Söhne prägt sie den Sinn, der von allen irdischen Gütern das Vaterland für das höchste hält. Die deutsche Frau ist keine politische Frau, aber wie in den Tagen Hermanns, so hat sie in den Tagen des Kampfes gegen Napoleon Schmach dem Manne geboten, der sein Vaterland verließ, Ehre und Liebe dem, der bis aufs Blut für seine Freiheit kämpfte. Auch die Königin Luise war keine politische Frau, aber deutsch war sie durch und durch, und jede Schmach, die dem Vaterland zugefügt ward, brannte ihr in der Seele.

Der Durchmarsch französischer Truppen durch einen Theil des neutralen preußischen Staats, durch das Anspachsche Gebiet, eine Verletzung der Neutralität, die Napoleon kurzweg damit rechtfertigte, daß er den Sieg über die Oesterreicher, den er haben müsse, sich nicht durch falsche Bedenklichkeiten entgehen lassen dürfe, war das erste Anzeichen, daß auch Preußen mit Napoleon keinen Frieden bewahren könne. Es ist natürlich, wenn ein solcher Bruch des Völkerrechts allen, die des Vaterlandes Ehre liebten, durch das Herz schnitt. In dieser Zeit feierte der Kronprinz seinen Geburtstag (15. Oct. 1805). Er ward zehn Jahre alt, sein Vater schenkte ihm Hut und Degen, und zum erstenmal erschien er in Uniform vor der Königin. „Ich

hoffe, mein Sohn," ſprach ſie in tiefer Herzensbewegung, „daß an dem Tage, wo du Gebrauch machſt von dieſem Rocke, dein einziger Gedanke ſein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen." Bald darauf erſchien Kaiſer Alexander in Potsdam; an der Gruft Friedrichs des Großen, in der Stunde der Mitternacht, gelobten ſich der Kaiſer und der König in der Gegenwart der Königin den Kampf für die Befreiung Deutſchlands. Aber noch ward Preußen durch die Verrätherei des Miniſters Haugwitz ſchimpflich an Napoleon gekettet. In den Kämpfen zwiſchen der Kriegs- und Friedenspartei, welche ſich in dem Laufe des Jahres 1806 am preußiſchen Hof geſtalteten, ſpielte die Königin keine eingreifende Rolle, aber auch ohne daß ſie antreiben wollte, war ſie ein beſtändiger Antrieb für die beſten Männer, auf des Vaterlandes Rettung zu ſinnen. Sie war Königin, Gattin, Mutter, Deutſche, ſie war das Alles in edelſter Weiſe mit allen Kräften; daß ſie das war, nicht was ſie that, machte ihren Namen ſchon jetzt zu einer Loſung für die Feinde Napoleons. Dieſer, in ſeiner diaboliſchen Verſtandeskälte unfähig, die tieferen Regungen des Herzens nachzufühlen, fühlte wohl, daß die Königin Luiſe eine Macht war und ſo viel als ein Heer galt, aber er konnte ſich das nicht anders erklären, als indem er ihr eigentliche politiſche Thätigkeit zuſchrieb, und er verſäumte nicht, ſie um deßwillen zu verunglimpfen. Sein Zorn gegen die Königin ſteigerte ſich, als ſie beim endlichen Ausbruch des Krieges ihrem Gemahl ins Feld folgte. Es war ihr zu ſchwer, ſich von ihm zu trennen; zu gerne theilte ſie und feuerte durch ihre Erſcheinung die Begeiſterung an, mit welcher man damals gegen Napoleon auszog. Schon donnerten die Kanonen der Jenaer Schlacht, als ſie endlich auf dringendes Zaudern ſich entſchloß, das Lager zu verlaſſen und nach Berlin zurückzukehren.

Noch vor den Thoren der Hauptſtadt hörte ſie die völlige Niederlage des preußiſchen Heers und daß die Heere Napoleons in das offene Land ſich hereinwälzten. Sie rüſtet ihre Reiſe gen Oſten und verläßt mit ihren Kindern Berlin. Den älteſten Prinzen hat

sie in diesen Tagen des tiefsten mütterlichen und vaterländischen Schmerzes Worte zugerufen, die wie Samenkörner einer bessern Zukunft in die empfänglichen Gemüther fallen mußten. „Ach, meine Söhne," sprach sie, „Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann; ruft künftig, wenn eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück; weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein: handelt — entwickelt eure Kräfte; vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Befreiet dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern, wie euer Urgroßvater, der große Kurfürst einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen; werdet Männer und geizet nach dem Ruhm großer Feldherren und Helden. Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrichs unwürdig sein. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat."

In Küstrin traf der König mit der Königin zusammen, gemeinsam trugen sie nun, Schlag auf Schlag, die Nachrichten von der Uebergabe der Heeresabtheilungen und Festungen. In Ortelsburg schrieb die Königin am 5. December 1806 in ihr Tagebuch:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein
Und laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Aber ſie blieb bei dieſen Worten der Trauer nicht ſtehen. Sie trocknete ihre Thränen, ging ans Klavier und ſpielte und ſang Paul Gerhardts Lied: „Befiehl du deine Wege!“ Sie hat Thränen geſäet, damit eine Freudenernte daraus ſprieße. In Königsberg traf ſie mit der jüngſt bekehrten Frau von Krüdener zuſammen. „Durch einen bewundernswürdigen Inſtinkt,“ ſagt Eynard „ahnte die Königin, deren Leben ſo rein geweſen war, was der Sünder gewöhnlich erſt durch die Demüthigung der Sünde lernt. Sie liebte, als ob ihr viel vergeben worden wäre, und fühlte, was ihrer Freundin durch eine ſchmerzliche Erfahrung in ſo grauſamer Weiſe offenbart worden war.“ Die beiden Frauen verſenkten ſich miteinander in die Tiefen der Erkenntniß der göttlichen Gnade und beſuchten in den Spitälern die kranken Soldaten.[22]) Die Königin ſelbſt ward von einem Nervenfieber befallen, und kaum genas ſie, ſo ging die Flucht weiter nach Memel. Als der Reſt des preußiſchen Heeres mit den Ruſſen ſich vereinigt hatte, begann noch einmal der Kampf, die Königin kehrte nach Königsberg zurück. Hier verkehrte ſie mit den beſten Männern, mit dem Hofprediger Barowsky, mit dem Kriegsrath Scheffner. Der Umgang mit dieſen Männern belebte das vaterländiſche Gefühl, befeſtigte den Chriſtenſinn. Sie bedurfte der Stärkung, denn nach der Schlacht von Friedland (14. Juni 1807) ſchien Alles verloren. Die Flucht begann wieder; Memel, die äußerſte Stadt im Oſten des preußiſchen Staats ward wieder aufgeſucht. Hier ſchrieb die Königin am 24. Juni ihrem Vater: „Mein Glaube ſoll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Auf dem Wege des Rechts leben, ſterben und, wenn es ſein muß, Brod und Salz eſſen; nie werde ich ganz unglücklich ſein;

nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel herunter gestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen; da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch."

„Mit uns ist es aus," schrieb sie im Frühjahr 1808 an ihren Vater, „wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glücklich. — Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andre Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat, und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deßhalb überflügelt sie uns. — Das sieht Niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen und der Feind blieb im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das

aber mit den Außendingen feſt verwachſen iſt, zu begraben! — Gewiß wird es beſſer werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenſte Weſen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deßhalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiſer Napoleon Bonaparte feſt und ſicher auf ſeinem, jetzt freilich glänzenden Thron iſt. Feſt und ruhig iſt nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er iſt nur politiſch, das heißt klug, und er richtet ſich nicht nach ewigen Geſetzen, ſondern nach Umſtänden, wie ſie nun eben ſind. Dabei befleckt er ſeine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menſchen. Er und ſein ungemeſſener Ehrgeiz meint nur ſich ſelbſt und ſein perſönliches Intereſſe. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er iſt von ſeinem Glück geblendet und er meint Alles zu vermögen. Dabei iſt er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube feſt an Gott, alſo auch an eine ſittliche Weltordnung. Dieſe ſehe ich in der Herrſchaft der Gewalt nicht, deßhalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige Zeit eine beſſere folgen wird. Dieſe hoffen, wünſchen und erwarten alle beſſern Menſchen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man ſich nicht irre machen laſſen. Ganz unverkennbar iſt Alles, was geſchehen iſt und geſchieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben ſoll, ſondern nur die Bahnung des Wegs zu einem beſſern Ziele hin. Dieſes Ziel ſcheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrſcheinlich nicht erreicht ſehen und darüber hinſterben. Wie Gott will; Alles, wie er will. Aber ich finde Troſt, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieſer Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Iſt doch Alles in dieſer Welt nur Uebergang! Wir müſſen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tag reifer und beſſer werden. — Hier, lieber Vater! haben Sie mein politiſches Glaubensbekenntniß, ſo gut ich, als eine Frau, es formen und zuſammenſetzen kann.“

Es lag nicht in der Weise jener Zeit, die religiösen Gefühle in besonders starken Worten auszudrücken. Heutzutage wird manchem die Frömmigkeit der Frömmsten, die in jenen Tagen gelebt haben, wenn sie auf den Ausdruck merken, kühl erscheinen. Aber die Frömmigkeit war keuscher. Barowsky giebt auch der Frömmigkeit der Königin dieses Zeugniß, läßt uns aber zugleich einen Einblick thun in die Tiefen, in welchen damals der heilige Geist an ihr wirkte. „Mit dem Gefühl und Ausdruck der Schüchternheit nahet sie sich den heiligen Wahrheiten der Religion, aber auch mit dem Ausdruck der Sehnsucht und des Durstes und nimmt eben darum ihre Erquickungen um so reiner auf. Was mich am meisten erfreut, weil es für sie das Beste ist und wirkt, sie giebt allen ihren religiösen Ansichten, Ueberzeugungen, Gefühlen und Bestrebungen die feste Grundlage des göttlichen geoffenbarten Bibelwortes; bringt damit Festigkeit, Gewißheit, Zusammenhang und Zuversicht in ihr Gemüth, und bei dem huldvollen Vertrauen, dessen sie mich würdiget, suche ich vorzüglich darin sie zu bestärken. In ihrer vorherrschenden Stimmung sympathisirt sie jetzt ganz besonders mit den Psalmen; die heilige Begeisterung, die in denselben waltet, sagt ihrer schönen, poetischen Natur harmonisch zu und giebt ihrem frommen Gemüth Schwingen. Selbstgemachte ernste Lebenserfahrungen schließen ihr das Heiligthum der heiligen Schrift auf und führen sie in den tiefen, reichen Sinn derselben. Der alte wahre Spruch: „Trübsal lehret aufs Wort merken und verstehen" bestätiget sich auch an ihr aufs Herrlichste, und ihre geist- und gemüthvollen Bemerkungen, Fragen und Antworten überraschen mich oft auf das Angenehmste.

„Als ich am letztvergangenen Sonntage die Ehre hatte, meine Aufwartung zu machen, fand ich sie allein in ihrem Wohnzimmer, lesend in der heiligen Schrift. Schnell aufstehend und mir freundlich entgegenkommend, begann sie sogleich:

„Nun habe ich mich hineingedacht und hineingefühlt in den köstlichen 126. Psalm, über den wir letzthin miteinander sprachen.

Je mehr ich nachdenke und zu faſſen ſuche, deſto mehr zieht er in ſeiner Erhabenheit und Lieblichkeit mich an, und ich weiß nichts, was meiner Stimmung ſich ſo ernſt und milde, erhebend und tröſtend anſchließt, als dies liebe, theure Wort. Der Seelenſchmerz, der ſich darin einfach ausſpricht, iſt tief und doch gelaſſen, ruhig und ſanft. Was er wirken und welche Früchte er bringen ſoll, iſt in dem lieblichen Bilde der Saat und Erndte treffend bezeichnet. Die alles Herzeleid tragende und überwiegende Hoffnung geht darin auf wie Morgenröthe, und von ferne hört man ſchon durch die Unglücksſtürme die Pſalmen der Ueberwinder. Es weht ein Geiſt der Wehmuth und doch auch des Sieges, der Ergebung und der froheſten Zuverſicht darin: eine Elegie und doch auch ein Hymnus, ein Halleluja mit Thränen. Ich ſchaue dieſen Pſalm an, wie man eine ſchöne Blume anblickt, auf der ein klarer Thautropfen im Morgenlichte glänzt: geleſen und wieder geleſen hat er auch meinem Gedächtniß ſich eingeprägt." Und nun ſagte die Königin im Ausdruck frommer Ehrfurcht, mit leiſer, aber feſter, klarer Stimme, in der warmen Betonung reiner Andacht den in ihr Gemüth aufgenommenen Pſalm her, hie und da ein wenig anders und auf ihren Zuſtand angewandt. — Wie ein ſchönes Lied, angenehm geſungen, mehr noch als geleſen, einen tiefen, belebenden Eindruck macht, ſo erwachten, indem ich der Königin zuhörte, in mir beim alten Worte neue Gefühle. Denn ihre melodiſche, ich kann gar nicht ſagen wie betonte Sprache war wie ein entzückender Geſang, der aus ihrem reich beſaiteten Herzen floß. Wie ich horchte, und die hohe erleuchtete Frau, das Wort des ewigen Lebens auf ihren beredten Lippen, anſah, fiel mir der Spruch ein: „In deinem Lichte ſehen wir das Licht, und ſelig ſind, die da Leid tragen; ſie ſollen getröſtet werden!" Denn Alles wurde mir heller, wie zuvor, und ſie ſelbſt erſchien mir in einer lichtvollen Klarheit, ſchöner als ich ſie je geſehen."

Von der religiöſen Vertiefung der Königin giebt auch ein Brief an Frau von Krüdener Zeugniß, welche mit ihr in den Tagen

des tiefſten Jammers in Königsberg zuſammengetroffen war. „Ihrem trefflichen Herzen bin ich ein Bekenntniß ſchuldig,“ ſchreibt ſie, „und Sie werden es, davon bin ich überzeugt, mit Freudenthränen vernehmen. Sie haben mich beſſer gemacht, als ich war. Ihre Sprache der Wahrheit, unſere Unterhaltungen über Religion und Chriſtenthum haben den tiefſten Eindruck hinterlaſſen. Ich vertiefte mich ernſter in die Dinge, deren Daſein und Werth ich zwar ſchon vorher gefühlt, aber mehr geahnt, als gewußt habe. Dieſe Betrachtungen hatten ſehr tröſtliche Ergebniſſe für mich. Ich trat näher zu Gott; mein Glaube wurde ſtärker und ſo bin ich mitten im Unglück, unter zahlloſen Kränkungen und Unbilden niemals ohne Troſt geblieben, niemals ganz unglücklich geweſen. Nehmen Sie dazu die Güte des Gottes der Liebe, welcher niemals mein Herz verhärtete, es immer dem Wohlwollen und der Liebe für meine Mitmenſchen zugänglich machte, immer mit dem Drange erfüllte, ihnen zu helfen und nützlich zu werden. Sie begreifen, wie ich dabei niemals ganz unglücklich werden kann, indem ich immer die Quelle der reinſten Freude beſitze. Mit dem Scharfblick der Wahrheit habe ich die Eitelkeit der irdiſchen Größe erkannt und ihre Nichtigkeit im Vergleich mit den himmliſchen Gütern. Ja, ich bin zu einer Seelenruhe und zu einem innern Frieden gelangt, welche mich hoffen laſſen, daß ich mit der Faſſung und Demuth einer ächten Chriſtin alle Fügungen Gottes und alle Leiden ertragen werde, die mir zu meiner Läuterung geſchickt werden. Denn aus dieſem Standpunkte betrachte ich alle die Heimſuchungen, die uns hienieden beugen. — Ich habe mich wiedergefunden im Geräuſche der Welt. Verſprechen Sie mir, daß Sie immer mit der Stimme der Wahrheit zu mir reden.“

Herrlich iſts, wenn dieſe ſtille Ergebung durch die Hoffnung auf beſſere Zeiten angefacht zur lodernden Flamme wird, in welcher ſich die Gluth des Glaubens mit dem Feuer der Vaterlandsliebe vermählt. „Haben Sie ſchon gehört,“ ſchrieb ſie im September

1808, „der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnißtafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Todten, zur Auszeichnung der Ueberlebenden und zur Nacheiferung der Andern. Das ist ein Funke mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tyrol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!“ Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, was sich auf den Ruf seines Hofers erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr und was für Einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüth kämpft es, wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind, doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen! Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!“ Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich.“

Man kann fragen, wie bei einer solchen Stimmung religiöser Erhebung das Königspaar habe an dem Geräusch und der Pracht Gefallen finden können, womit sie um Neujahr 1809 in St. Peters-

burg von Kaiſer Alexander empfangen wurden. Männer wie Stein und Gneiſenau urtheilten damals hart über die Reiſe. „Der König iſt ſeit ſeiner Rückkehr übler Laune,“ ſchrieb Gneiſenau. „Er ſchilt über die Kleinigkeiten des Dienſtes. Dort, in Petersburg, hat er die für die Heerſchau dreſſirten Ruſſen geſehen: dagegen ſtechen die ungeſchlachten Oſtpreußen freilich ab. Es mag ihm überhaupt jetzt gegen die dortige Pracht alles ſehr kleinlich vorkommen: ſeine halbe Monarchie, ſein halbes Schloß: der Halbroman ſeiner letzten Lebensjahre; dieß alles indeß ſteht in Harmonie mit den halben Maßregeln.“ Und Stein erwiederte: „Die Reiſe war gemacht zu blenden; man wird Pomp für Kraft, furchtſame Weichlichkeit für Klugheit nehmen, und das Augenblickchen Ruhe noch gerne mitnehmen wollen, über die Zukunft, die eine qualvolle demüthigende Exiſtenz verkündigt, ſich verblenden.“[23]) Die armen Könige, möchte man ausrufen, daß die politiſche Rückſicht ſo oft ſie hindert, dem innerſten Gefühl des Herzens nachzugeben! Es mag ſein, daß der Petersburger Empfang nicht ohne Berechnung von Seiten des ruſſiſchen Hofes und nicht ohne erſchlaffende Wirkung auf das Königspaar war, aber Herzlichkeit fehlte doch auch nicht in all den liebenswürdigen Aufmerkſamkeiten, welche man dem tiefgebeugten Paare erwies — und daß der Königin Sinn nicht nach der Pracht der Feſte ſtand, das iſt offenbar. „Ich bin gekommen, wie ich gegangen,“ ſchrieb ſie nach ihrer Zurückkunft. „Nichts blendet mich mehr, und ich ſage Ihnen noch einmal: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ Und in demſelben Jahr: „Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich! Abends ein großes, glanzvolles Feſt, das die Stadt mir zu Ehren gab, vorher ein reiches, frohes Mahl im Schloſſe, — nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war zerfleiſcht! Ich habe getanzt! — Ich habe gelächelt, ich habe den Feſtgebern Angenehmes geſagt, ich bin freundlich geweſen gegen alle Welt, und ich wußte vor Unglück nicht wohin! — Wem wird

Preußen übers Jahr gehören? Wohin werden wir alle zerſtreut ſein? Gott, allmächtiger Vater, erbarme dich.“

Das tiefſte Verlangen ihrer Seele ging nach religiöſer und ſittlicher Hebung des Volks. Das hatte ſie namentlich ſo eng mit Stein verbündet. Sie lernte unter ihrem ſchweren Kreuz, wie nichtig die Religion der Aufklärung ſei und grub immer tiefer in die ewigen Gründe des Glaubens. Als ſie im October 1809 zu Königsberg einen Sohn gebar, ward ihr das Tauffeſt durch die flache, rationaliſtiſche Rede des Geiſtlichen zu einem Tage der Betrübniß. Er hatte keine Ahnung von der Kraft des Sacraments, wußte nichts von einem Bunde des Kindes mit Gott durch die Taufe in den Tod Chriſti, er dachte nur, „das junge Menſchenweſen ins Daſein einzuweihen.“ Die Königin konnte ſich nicht eher beruhigen, als bis ihr aus den Bekenntnißſchriften der evangeliſchen Kirche bewieſen ward, daß die Kraft des Sacramentes unabhängig ſei von der Würdigkeit des Spendenden. Wir ſehen auch in dieſem Zuge die vertiefende Macht jener ereignißvollen Zeit, ein Zurücklenken zu dem ächten Myſticismus des Chriſtenthums, der die ſittliche That zur beſtändigen Begleiterin hat. So hat auch die Königin nicht aufgehört, der ſittlichen Erneuerung durch die Erziehung ihre Theilnahme zuzuwenden und ſich angelegentlich um die von einem Jünger Peſtalozzis in Königsberg errichtete Muſteranſtalt zu bekümmern.

Drei Jahre hatte die königliche Familie fern von der Hauptſtadt in kleinen Verhältniſſen verlebt. Die Königin ſehnte ſich heim nach Berlin und endlich im December 1809 ward die Reiſe angetreten, welche durch die Liebe des Volks zu einem Triumphzug ſich geſtaltete. Am 23. December, an demſelben Tage, an welchem vor ſechszehn Jahren die Braut eingezogen war, hielt das Königspaar ſeinen Einzug. Der Empfang hätte nicht herzlicher ſein können. Die Thränen der Königin fielen wie heiße Tropfen in die Herzen der beſten Männer. „O mehr Augen waren naß von

Wehmuth und Schmerz, als von Freude. Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volke im Fenster zeigte, sah man an den rothgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die siegklatschenden Adler hingeflogen?“ So erzählt Arndt, und Fouqué schreibt: „Jene engelklaren Augen wurden mit Thränen getrübt durch Bonaparte. Geweint haben sie um unsern Dank. Wir müssen kämpfen und sie freudig leuchten sehen um unsere Siege.“

Nicht lange mehr sollte sie unter ihrem Volke weilen. Oefter fühlte sie sich körperlich angegriffen und Todesahnungen gingen durch ihre Seele. Sie verlangte noch einmal nach der Mecklenburgischen Heimath zu ihrem Vater und ihren Geschwistern. Ende Juni ward die Reise dahin angetreten. Sie war unaussprechlich glücklich, die Ihrigen wieder zu sehen und sich zugleich im Besitze des Gemahls und der Kinder zu wissen. Oefter brach der Ueberschwang dieses Glücks in einfachem Laut hervor. Einmal, nachdem sie zu ihrem Bruder gesagt: „Lieber Georg, nun erst bin ich ganz glücklich,“ setzte sie sich an ihres Vaters Schreibtisch und beschrieb ein Blatt mit den Worten: „Mein lieber Vater, ich bin heute sehr glücklich, als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer.“ Es waren die letzten Worte, die sie geschrieben. Ueberraschend schnell entwickelte sich die Krankheit, die ihr den Tod brachte. Kaum konnte der König und die beiden ältesten Prinzen sie noch am Leben sehen. „Herr Jesus, mach es kurz!“ war ihr letzter Seufzer — und mit dem Königshaus fühlte das Volk einen Schmerz, der die neue Geburt des Vaterlandes nicht wenig förderte. Von dem Eindruck, den der Tod der Königin in dem damals zum Königreich Westfalen gehörigen Halle machte, berichtet Steffens: „Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die in den ersten Tagen der Ueberwältigung durch die Feinde Statt fand. Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern: die tiefste Trauer

herrſchte in allen Häuſern, und ein Gefühl ſchien einen Jeden zu durchdringen, als wäre die letzte ſchwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Allgemein ſchrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu; „der Feind, ſagte man ſich, habe die Schutzgöttin des Volkes getödtet,“ und ein Gefühl der Rache und ein wenn auch nicht ausgeſprochener Schwur, das Andenken an ſie durch unerſchütterliche Anhänglichkeit zu ehren, ſtärkte die volksthümliche Geſinnung, die eine jede Gelegenheit ergreifen wollte, das verhaßte Joch abzuwerfen. Die Königin blieb nach ihrem Tode, was ſie in ihrem Leben war, die Heldin eines Kampfes, der, ſelbſt nachdem er ſich in das Innerſte der Gemüther hineingezogen hatte, nicht aufhörte, ſich vielmehr für den erſten günſtigen Moment ſtärkte.“[24])

Wir haben es ſchon ausgeſprochen: es war etwas Typiſches in der Königin Luiſe. Deutſchland ſah in ihr ſein eigenes beſtes Weſen ausgeprägt zur ſchönſten perſönlichen Erſcheinuug, die Liebe zum Vaterland und zur Freiheit, die Freude an der Dichtung, die Luſt an der Häuslichkeit und dem Familienleben, die tiefe, für alle Gaben Gottes dankbare Frömmigkeit; und in ihrem Geſchick ſah das Volk ſein eigenes Geſchick. Darum die ungewöhnliche Liebe zur Königin, daher der Jammer bei ihrem Tode, daher aber auch die neue Bewährung des alten Schriftwortes: „ſie iſt geſtorben und lebt noch.“ Der Preis ihres Namens erklang nicht blos an ihrem Sarg, ſie blieb unvergeſſen in den letzten Jahren der Schmach, und was bei der Erhebung im Jahre 1813 Körner ſang: „Luiſe, ſchwebe ſegnend um den Gatten!“ das war die Meinung aller, die ſie lieb hatten und die es ſich nicht anders denken konnten, als daß die Heimgegangene aus der Ruhe, die ihr geworden, mit verklärten Augen den Kampf des Gemahls und des ganzen Volks anſchauen werde. Fouqué, Körner, Schenkendorf und andre haben zu der Königin Ruhm die Leier geſtimmt, und noch in den Liedern der

Burſchenſchaft ſingt Follen, der wahrlich keine beſondere Freude an der Verherrlichung der Könige hatte:

Kennſt du die einſam glühende Roſe?
Ach, vor der Freiheit Frühlingsgekoſe
Brach dich des Volksſturms brauſender Wind,
Treue Luiſe, Thusneldas Kind!

Der König ſchon ſeither in tiefen Gram verſunken, ward aufs Schwerſte von dem Tod der Königin getroffen. Als man ihm am Krankenbette Hoffnungen zu machen ſuchte, ſagte er: „Ach, wenn ſie nicht mein wäre, würde ſie leben: aber da ſie meine Frau iſt, ſtirbt ſie gewiß.“ Zu dem Grafen Henkel von Donnersmark ſprach er bei der erſten Begegnung nur das kurze Wort: „dies iſt der härteſte Schlag!“ Unter dem Eindrucke dieſes Schlages verlebte er die letzten Jahre der Schmach und trat er in den neuen Kampf gegen Napoleon, wie ein Ritter für die beleidigte Geliebte gegen ihren Beleidiger. Arndt erzählt: „Der König hatte die ſchönen Gaben der Redlichkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit, aber doch war er in ſich ſelbſt ſehr erſtarrt und verſchloſſen. In ſeiner ſtillen, ſchlichten Erſcheinung und Gebärde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit: er war der trauernde Ritter, der ſeine verlorne Geliebte nimmer vergeſſen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlaſſen können, ſeine Königin, ſeine geliebte Luiſe ſei durch die Wuth und den Jammer der Zeit in der Blüthe ihrer Schönheit hingerafft worden, ſie ſei durch den Gram über das Unglück getödtet worden. Seit jenem Jahre 1810, wo ſie in ihrer Mecklenburger Heimath ſtarb, hat Freude nimmer ſein Geſicht mehr überſtrahlt, er hat ſich ſelbſt des Glückes und der Siege der Jahre 1813, 14, 15 kaum mit ſeinem Volke freuen können, ſondern in der ſtillen Einſamkeit des Schmerzes ſich in das eigne Herz zurückgezogen.“[25]) Es liegt eine wun-

derbare, weihende, den Tod überdauernde Kraft in der reinen Liebe zu einem edlen Weibe. Wie für Dante die für das irdiſche Leben verlorne Beatrice die Führerin zum Himmel ward und ſich zur perſönlichen Erſcheinung der ſeligen Gotteserkenntniß verklärte, ſo ſchwebte dem König das Bild der verklärten Königin voran, nicht nur als das Bild der geliebten Gemahlin, ſondern zugleich als die perſönliche Erſcheinung aller um das Vaterland gelittenen Schmerzen und für daſſelbe zu unternehmenden Kämpfe. Es iſt wirklich ſo, daß der König mit Napoleon nicht für ſein Königreich allein, ſondern auch für die Ehre der Geliebten ſtritt. Als in dem erſten Frühlingswehen des Jahres 1814 alle Knospen der Liebe zum Vaterland aufbrachen und der König ſich anſchickte, mit ſeinem Volk in den Kampf zu gehen, ſtiftete er das eiſerne Kreuz als Ehrenzeichen der Tapferkeit. Dieſe Stiftung bekundet aufs Deutlichſte des Königs Tiefe in Anſchauung und Glauben. Ein treffenderes Symbol der Tapferkeit hätte für den bevorſtehenden Kampf nicht gefunden werden können als dieſes: ein Kreuz, das Zeichen des tiefſten, um der höchſten Güter erlittenen Schmerzes, aber auch des tiefſten, auf die freiwillige Hingabe der ewigen Liebe an uns gegründeten Glaubens, ein Kreuz von Eiſen zur Mahnung an die eiſerne Zeit, in welcher ohne den angeſtrengteſten Kampf kein Sieg errungen werden kann. Aber welch überraſchendes Licht der treuſten Liebe fällt auf dieſe Stiftung, ſobald wir hören, daß der König ſie für ſich allein, ohne Berathung mit Andern und zwar am Geburtstag der ſeligen Königin Luiſe, am 10. März, gemacht hat. Als dann der König ins Feld zog, nahm er, jung in ſeiner Liebe wie ein Bräutigam, einige Stücke aus dem Nachlaß der Königin mit ſich, um auch durch den Anblick dieſer äußerlichen Dinge das Bild der Geliebten in ſich immer wieder aufzufriſchen. Vom Leipziger Siegesfelde eilt er nach Berlin. Sein erſter Gang iſt in die Hof- und Domkirche, um mit dem verſammelten Volk dem Herrn die Ehre zu geben. Aber aus der großen

Versammlung eilt er dann nach Charlottenburg an das Grabmal der Königin, er entblößt sein Haupt, legt den mitgebrachten Lorbeerzweig auf den Sarg der Geliebten und bleibt dann in stillem Gebet. Mit den Eindrücken dieses Ganges zum Grabe kehrt er zum Heere zurück. Er überschreitet den Rhein, er hält siegreich seinen Einzug in Paris. Bald reißt er auch hier aus dem Siegesgetümmel sich los und fährt allein mit seinem Adjutanten heimwärts. Er nimmt seinen Weg durch die Schweiz, das abgelegene Colombières sucht er auf und hält an dem Pfarrhaus. Hier wohnt bei ihrem Bruder die greise Erzieherin seiner seligen Luise, Fräulein Gelieux; zu ihr kommt der König, ihr zu danken für die Liebe, die sie einst der jugendlichen Prinzeß erwiesen, und mit ihr in der Erinnerung an die Heimgegangene sich zu laben. Er schenkte ihr in sinniger Dankbarkeit einen Shawl aus dem Nachlaß der Verewigten, den er im Feldzug mit sich geführt, und auf dem Rückweg unterhielt er sich mit dem Adjutanten über die Königin, bedauerte, daß sie die Tage des Siegs und der Ehre nicht erlebt, ließ sich aber belehren, daß das Unglück ihres Todes das ganze preußische Volk noch mehr ergrimmt und für den Kampf begeistert, daß also die selige Königin aus der himmlischen Heimath dem Vaterlande noch Hülfe gebracht. Heimgekehrt gründet er den Luisenorden zur Ehre der Frauen und Jungfrauen, die im Kampfe mit Werken der Liebe geholfen und zugleich zum Andenken an die Königin.

Es läßt sich denken, daß die erschütternden Ereignisse, die der König von 1806—1814 erlebte, viel zur Vertiefung und Befestigung seines Glaubenslebens beigetragen haben. Von Anfang an war er eine durchaus auf religiöses Leben angelegte Persönlichkeit, wenn ihm auch die Religion noch in der verdünnten und abgeschwächten Gestalt der Zeit erschien. Für beides, seine religiöse Auffassung des Lebens und die Abhängigkeit von den Zeitvorstellungen, ist sehr bezeichnend, was er bei seinem Regierungsantritt dem Minister von

Wöllner schrieb: „Ich selbst verehre die Religion und befolge gern ihre beglückenden Vorschriften, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte: aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit unter den Menschen befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein: dann wird sie durch sich selbst feststehen, ohne der Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in jeden Verhältnissen über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen.“ Vernunft und Philosophie, an sich trügerische Geleiterinnen auf dem Wege zum ewigen Leben, mußten im Laufe der Zeit immer mehr zurücktreten und der heiligen Schrift, als dem untrüglichen Licht, den Vortritt lassen. In den Königsberger Tagen, nach der großen Niederlage, verlangte der König nach dem Worte Gottes. Der nachmalige evangelische Erzbischof Borowsky stand ihm mit diesem kräftigsten Troste zur Seite. Des Propheten Daniel gewaltige Geschichte hielt der Geistliche dem Könige deutend vor, und in seine von Gram durchfurchte Seele fiel das Samenkorn eines festen Glaubens. Er hielt sich an das Wort, und hat nie davon gelassen, daß die Religion Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein müsse. Seiner schlichten treuen Frömmigkeit war nichts fremder, als der seit einem Jahrhundert besonders beliebte und namentlich in Fürsten und Staatsmännern leicht auftauchende Gedanke, als ob die Religion zwar für die Sicherstellung der eigenen Person vor dem jüngsten Gericht nicht nöthig, aber für die Beruhigung des Volks sehr nützlich sei. „Die dürftigste, miserabelste Ansicht,“ äußerte der König, „die man vom Christenthum und seinen heiligen Gebräuchen haben

kann, iſt die, wenn man meint: kluge, aufgeklärte Leute hielten darum doch auch noch die Religion in Ehren, weil ſie, wenn auch dem Gebildeten überflüſſig und entbehrlich, doch nothwendig und gut ſei, um durch den Aberglauben, den ſie einflöße, die mittleren und mehr noch die unteren Volksklaſſen zu zügeln und in Ordnung zu halten: die höheren und höchſten Stände aber könnten ſolchen Popanz von ſich thun. Wenn das Aufklärung ſein ſoll, ſo weiß ich nicht, was Verfinſterung iſt! Ein ſolches Licht iſt Sonnenſtich, der verrückt macht.“ Seine Frömmigkeit war Sache des Herzens und der eigenen Ueberzeugung; er konnte ihrer nicht entrathen zum Kampf wider die Sünde, zum geduldigen Tragen des Kreuzes und zur Hoffnung des ewigen Lebens. An der Bibel hing er mit der ganzen Liebe, die dem evangeliſchen Chriſten eigen ſein ſoll. Die Lehren derſelben ſchwächte er nicht ab: er hatte ein tiefes Gefühl von dem gründlichen Verderben des Menſchengeſchlechts, aber eben darum auch ein völliges Vertrauen auf die Gnade Jeſu Chriſti. Er war ein ernſter Beter, denn er wußte, daß das Gebet erhört werde und viel vermag, wenn es ernſtlich iſt. Den öffentlichen Gottesdienſt konnte er nicht entbehren. Es war ihm wohlthuend, hier ſich mit ſeinem Volke ganz auf gleicher Stufe zu wiſſen. Mit einer wahren Entrüſtung konnte er die Schmeichelei zurückweiſen, zumal wenn ſie an heiliger Stätte ſich ihm nahen wollte. Denn heilig war ihm das Haus des Herrn: er wußte, daß hier dem demüthigen Bekenner der Sünde, dem gläubigen Fleher um die göttliche Gnade die ewige Liebe ſich zuneige in der Verkündigung des Worts und der Spendung des Sacraments. Die bürgerliche Schlichtheit, die dem Könige eigen war, geſtaltete ſich im Heiligthum zur Demuth des Sünders, der mit allen andern Sündern nur von der Gnade leben kann. Obgleich er aber mit ſeinem Glauben ganz in der Verſöhnungsthat Jeſu Chriſti ruhte, ſo hatte doch ſein Chriſtenthum, wie der ächte evangeliſche Glaube immer, eine durchaus ſittliche Richtung. Rechtſchaffen — das war der König in hohem Grade. Fleißig in ſeinem

Berufe nach dem ererbten Grundsatz preußischer Könige, daß der König sich als den ersten Diener des Staats ansehen müsse, wohlthätig mit königlicher Freigebigkeit und zartem Sinn für den besondern Nothfall, keusch in Worten und Werken und überaus streng gegen Uebertreter des sechsten Gebotes, von einem mächtigen Drange beseelt, für das allgemeine Beste zu wirken, suchte er dem Gebot der Liebe nachzukommen, daß sie nicht das Ihre suchen dürfe. Am stärksten aber tritt unter allen Antrieben seines königlichen Wirkens das Streben hervor, die gesunkene Religiosität im Volke zu heben und zwar dadurch, daß er mit seinem Bekenntniß zu der ewigen Wahrheit frei heraustreten wollte. Dieses Streben liegt dem heiligen Bunde zu Grunde, welchen Friedrich Wilhelm nach den errungenen Siegen mit den Kaisern von Rußland und Oestreich geschlossen und zu welchem er vielleicht die erste Anregung gegeben. Es war etwas Großartiges in dem gemeinsamen Bekenntniß der drei gewaltigen Herrscher zu der heiligen Dreieinigkeit und in dem gemeinsamen Gelübde, die Vorschriften des Evangeliums zur Richtschnur ihrer Regierungshandlungen zu machen. Die tiefen Eindrücke, welche die göttliche Barmherzigkeit in Krieg und Sieg auf seine Seele gemacht, haben dann in den Jahren des Friedens in den mancherlei Bestrebungen für die Förderung der preußischen Landeskirche fortgewirkt. Mehr vielleicht als auf jedem andern Gebiete hat er auf dem der Kirche mit eigenen Augen gesehen und aus eigenem Entschlusse gehandelt. In Sachen der Agende und der Union hat er sorgfältige Studien gemacht und sogar mehrmals durch eigene Schriften in den literarischen Kampf sich hineingestellt. Wie bedenklich das war, wie bedenklich es allezeit ist, wenn ein Landesherr seine Stellung als Inhaber der Kirchengewalt benutzt, um persönliche Anschauungen in Kirchengesetzen auszuprägen, — das muß man dem Könige lassen, daß er auch in Fehlgriffen seinen treuen Eifer für die Kirche bewährt hat. Und selbst die, welche die unter seiner Regierung betriebene Unirung der Reformirten und

Lutheraner am ſchärfſten verurtheilen, geben zu, daß der König es aufrichtig gemeint und hören nicht auf, ihn als einen wahrhaft gottesfürchtigen König zu verehren.[26]) „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott“ — das war die Ueberſchrift über ſeinem Vermächtniß, eine treffliche Loſung für einen König, der ſo viel Widerwärtiges in Krieg und Frieden zu ertragen hatte, aber mit dem redlichſten Willen fortkämpfte und der Ruhe ſich getröſtete, die noch vorhanden iſt dem Volke Gottes.[27])

6.

Die Prinzessin Wilhelm von Preußen.

Neben der Königin Luise, ihr in jeder Beziehung ebenbürtig, steht die Prinzessin Wilhelm. Gleich der Königin aus stilleren Kreisen des fürstlichen Lebens an einen glänzenden Königshof gerufen, verstand sie nicht weniger die Kunst der Einfalt, sich durch die Verzäunungen der Etikette zu den Quellen des ursprünglichen Lebens und zum edel Menschlichen hindurch zu finden. Vielleicht noch leichter als die Königin, der bei aller Frische und Natürlichkeit des Sinnes doch ein Geschmack am Glänzenden eigen war, wußte sie sich in die Entbehrungen zu fügen, welche die gewaltige Zeit der königlichen Familie auferlegte, ja mit einer gewissen Sehnsucht konnte sie aus dem wieder erlangten fürstlichen Glanze an das einfache, aber mit geistigen Genüssen erfüllte Leben in Memel und Königsberg zurückdenken. Völlig gleich aber waren die Königin und die Prinzessin in der nachhaltigen, durch nichts zu dämpfenden Gluth der Liebe zu Deutschland und dem deutschen Volke, und wenn es gilt, die Wirkungen der Befreiungskriege auf die religiöse Vertiefung und Belebung der Deutschen nachzuweisen, so bieten, wie die Briefe der Königin, so die der Prinzessin aus den Tagen der Erniedrigung, ein ergreifendes Bild von der stillen, durch-

dringenden Arbeit des heiligen Geistes dar, die er an gedemüthigten, göttlich trauernden Menschenseelen verrichtet.

Wir stellen an die Spitze unsrer Mittheilungen die Schilderung, welche der Minister vom Stein von der zweiundzwanzigjährigen Prinzessin giebt: „Die Prinzessin Wilhelm verbindet mit Schönheit und Würde einen kräftigen, gebildeten, besonnenen Geist und ein edles, großes, tiefes Gemüth. Ihre Gestalt ist der Abdruck ihrer Seele, Reinheit, Ebenmaß, Würde. Sie ist geboren zu einem Thron, aber sie wird auch jede Lage des Lebens verschönern und veredeln, und wäre sie die niedrigste. Ihre Erziehung erhielt sie von einem vortrefflichen Vater, der ihr Lehrer und Freund war, und frühzeitig die Keime des Großen und Guten in ihr entwickelte. Frühzeitig wurde sie mit Leiden und Entbehrungen mancher Art bekannt; als Kind vertrieb sie die Invasion der Franzosen aus dem väterlichen Wohnsitz; nur wenige Jahre vermählt, begleitete sie die königliche Familie in den unglücklichen Jahren 1806. 7. 8. Hier verlor sie ihre zwei Kinder, und ihren Gemahl entfernte der Feldzug und die Sendung an Napoleon.

„Sie liebt Geschichte und erlernt sie aus den Uebersetzungen der Alten, die sie mit großer Aufmerksamkeit liest und durch Auszüge in ihr Gedächtniß einprägt. Ihr Urtheil über Menschen ist bei solchem Gemüth und solchen Beschäftigungen strenge, frei von Vorurtheilen; sie ist unerbittlich gegen das Flache und Gemeine, und wäre es auch mit dem Glanze des Throns umgeben.

„Eine Folge ihrer Besonnenheit und der Würde, mit der sie Jedem seine Stelle anweist, ist die Verschwiegenheit, die sie in einem hohen Grade besitzt. Sie hat einen unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit, zu einem innern, in sich gesammelten Leben, das ihre äußern Verhältnisse, mehr als gut ist, befördern. Ihre Liebe zur Kunst ist verbunden mit einem ausgezeichneten Talent im Zeichnen, das sich durch sich selbst, weniger durch Unterricht, entwickelt hat.“

Der Hang zur Einſamkeit, von welchem Stein ſpricht, hat ſie nicht gehindert, in den Tagen der Entſcheidung muthig ins öffentliche Leben zu treten, aber als der Friede dem Vaterland wieder gegeben war, freute ſie ſich doppelt des Stilllebens im Kreiſe ihrer Familie.

Marianne, Prinzeſſin zu Heſſen, ward geboren auf dem Schloſſe zu Homburg am 13. October 1785. Ihre Kindheit fiel in die Zeit der erſten Kämpfe zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Das Bett des Kindes erzitterte, wie ſie ſich deutlich erinnerte, von den Kanonenſchüſſen der Belagerung von Mainz. Deutſches und franzöſiſches Weſen ſtritten um ihre Jugend. Ihre erſte Geſpielin war das Kind einer franzöſiſchen Emigrantenfamilie. Den erſten Unterricht in der Muſik gab ihr eine Franzöſin, die jedoch Geſchmack genug hatte, um ihre Schülerinnen unter Anderm mit den Chören aus Glucks Iphigenie bekannt zu machen. Wenn ſie dem Geſpräch ihrer Eltern lauſchte, ſo klang ihr aus dem Munde der Mutter die franzöſiſche, aus dem des Vaters die deutſche Sprache in die Ohren. Die Mutter war lebhaften Geiſtes, an Größe und Glanz hängend und ſchwer ſich in die beſchränkten Verhältniſſe ihres Hauſes fügend, aber der Einfluß des Vaters, der nicht allein ein deutſcher, ſondern zugleich ein frommer Mann war und mit Lavater in freundlicher Verbindung ſtand, dabei die Einſamkeit und ſtille Betrachtung liebend, gütig und überaus wohlthätig, war diesmal überwiegend. Prinzeſſin Marianne zeichnete ſich, wie ihre Geſchwiſter, durch ein ungewöhnlich reges Vaterlandsgefühl aus und hatte einen erſchloſſenen Sinn für die göttliche Wahrheit. Die deutſche und chriſtliche Treue ihres Gemüthes offenbarte ſich in der nie erkaltenden Anhänglichkeit an die Mächte, die auf ihr Jugendleben eingewirkt, in der innigſten Kindes-, Geſchwiſter- und Freundesliebe, in der herzlichſten Dankbarkeit gegen ihre Lehrer und in der immer lebendigen Freude an ihrer ſüddeutſchen Heimath. „Es hat mir eine ganz unausſprechlich große Freude gemacht,“ ſo ſchreibt ſie im Januar 1815 an ihren Lehrer in der Religion in Homburg, „einmal wieder die Züge Ihrer Hand zu

erblicken, lieber Herr Oberpfarrer, und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie meine kleine Gabe ſo gütig und freundlich aufgenommen haben; es iſt mir ein lieber Gedanke, daß mein Bild in Ihrer hübſchen Gartenſtube hängt, damit Sie manchmal aufgefordert werden, wenn Sie ſich in derſelben der neuen Frühlingsſonne erfreuen werden, meiner zu gedenken, denn in der Stube habe ich ſo angenehme Augenblicke in meinem Leben zugebracht, die mir ewig erinnerlich bleiben werden... Keine Empfindung iſt mir willkommener in meinem Norden, als wenn es mich ſo lebendig an das über Alles geliebte Vaterland mahnt.“ Der Erzieherin ihrer Kindheit bewahrte ſie die treuſte Liebe. Mit einer Jugendfreundin aus bürgerlichem Stande unterhielt ſie bis an ihr Ende einen Briefwechſel, der immer dieſelbe Wärme des Gefühls, dieſelbe Innigkeit der Liebe, dieſelbe Friſche der Erinnerung an die lieben alten Homburger Tage bekundet. An ihrem Berliner Aufenthalt iſt nicht der geringſte Mangel der, daß ihr die heimiſchen Berge fehlen; in Fiſchbach in Schleſien ſind ihr die Berge auch darum ſo lieb, weil ſie an die Höhen der Heimath erinnern; als ihre älteſte Tochter ins Land der Heſſen ſich vermählt, fühlt ſie zu allem andern Glück auch das: ſie iſt nun in der Nähe meines lieben Homburg. Dieſe Treue, die ſich mehr und mehr zur chriſtlichen Treue vertieft, iſt die geſtaltende Kraft ihres Charakters, wie ſie auch das Wort als ihre Loſung anſah: Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben! —

Im Sommer 1803 kam die Königin Friederike von Preußen, die Schweſter der Landgräfin von Heſſen-Homburg, mit ihren Söhnen Heinrich und Wilhelm nach Hanau zum Beſuch ihrer Tochter, der Kurprinzeſſin von Heſſen-Kaſſel. Dem Wunſch der Mutter, daß einer ihrer Söhne ſich mit der ſiebenzehnjährigen, anmuthig aufgeblühten Prinzeſſin Marianne vermählen möchte, kam die in dem Herzen des Prinzen Wilhelm keimende Neigung entgegen. Am 12. Januar 1804 ward die Vermählung im Schloſſe zu Berlin vollzogen. Glänzend war der Empfang, der ihr in der Königsſtadt

bereitet wurde. Aber sie fühlte sich nicht behaglich dabei. So einfach war sie in Homburg aufgewachsen, daß ihr vor ihrem Einzug in Berlin noch nie Jemand vorgestellt worden war — und nun gab es ihr zu Ehren große Feierlichkeiten! Kein Wunder, wenn das reiche Gemüth der jugendlichen Prinzessin sich scheu in sich zurückzog. Wie so viele Schätze des Geistes, des Gemüthes, des Willens durch die großen nationalen Drangsale jener Zeit zuerst erschlossen wurden, so erkannte auch Preußen erst in den folgenden Jahren, welch einen Reichthum von Muth und Treue und Liebe die Prinzessin in sich barg. Der Verlust, den sie empfand, da sie die Berge des Taunus mit dem Berliner Sand, die Stille des Lebens in Homburg mit dem geräuschvollen Leben der Hauptstadt vertauschen mußte, ward ihr durch die innige Liebe ihres Gemahls ersetzt. Unbeschreiblich war ihr Glück, als sie im Sommer 1806 mit einer kleinen Prinzessin in das ihr so sehr ans Herz gewachsene Homburg zurückkehren durfte.

Es war am Vorabend des Tags von Jena und Auerstädt, als die Prinzessin ihren einundzwanzigjährigen Geburtstag feierte. Bald kam die schreckliche Kunde von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand, von der völligen Niederlage des preußischen Heeres. Die Prinzessin floh, erreichte Danzig, und gebar dort am 6. November eine Tochter, die vierzehn Tage nach der Geburt wieder starb. Der Prinz eilte von dem versprengten Heere seiner Gemahlin zur Hülfe. Die Flucht mußte fortgesetzt werden, obwohl das einzige Kind nicht wohl war. Bei der Fahrt über die Nehrung jubelte der Prinz über den prachtvollen Untergang der Sonne im Meer, der Prinzessin lag ein ahnungsvolles Weh auf dem Gemüthe. Ihr Kind fuhr in einem andern Wagen. In Pillau angekommen, eilt die Mutter auf das Bett der Kleinen zu, reißt die Vorhänge weg — sie hatte kein lebendes Kind mehr. Der Schmerz über die Schmach des Vaterlandes grub sich, durch häusliche Trübsale verstärkt, mit doppelter Macht in ihre Seele.

Aber bei allem Weh wars doch ein wunderbar ſchönes Leben, das ſich für die königliche Familie von 1806—9 in Königsberg und Memel aufthat, ſobald man die Schönheit des Lebens nicht nach dem äußeren Glanz, ſondern nach der innern Fülle beurtheilt. Das lebensfähige Preußen hatte ſich in ſeinen öſtlichſten Winkel gerettet, um von dort aus durch geiſtige Kraft zu erſetzen, was an Land verloren war und um durch dieſe geiſtige Kraft auch dem Königreich ſeinen früheren Umfang zurückzuerobern. Die Wucht der Ereigniſſe drängte alles kleinliche Weſen zurück. Die Opfer, die dem Lande auferlegt waren und in denen die königliche Familie freudig voranging, geboten die größte Einfalt im Leben. Der Arm Gottes, der züchtigend über Preußen ausgeſtreckt war, führte aus allen Ständen die beſten Männer zuſammen. Während es den Anſchein hatte, als ob Napoleon ſich nun völlig als den Unüberwindlichen gezeigt hätte, wagten es Staatsmänner wie Stein, Feldherren wie Scharnhorſt, Gneiſenau, Boyen, Grolmann, Dichter wie Schenkendorf, Redner wie Süvern die Ueberwindlichkeit des Zwingherrn und die Unüberwindlichkeit des deutſchen Geiſtes, ſobald er einmal in ſeiner Tiefe erregt ſei, zu verkünden. An dieſem lichten, muthigen Leben nahm die Prinzeſſin Theil, und während der Prinz draußen war, um an der Herſtellung des Heers mitzuarbeiten, ſaß ſie viel allein, in Geſchichtswerke verſenkt, leſend und ſchreibend, und ſo die Seele ſtählend zu den muthigſten Thaten. Bald ſehen wir in der Nacht des Unglücks die Namen des Prinzen und der Prinzeſſin Wilhelm wie ein Paar leuchtender Sterne. Unerträglich war die Laſt, welche durch den Tilſiter Frieden dem preußiſchen Lande aufgebürdet war. Die Franzoſen ſollten nicht eher das Land räumen, als bis die geforderten ungeheueren Summen bezahlt wären, und dieſe Summen ſchienen unerſchwinglich, ſo lange die Franzoſen im Lande blieben. Man hoffte von einer Sendung des Prinzen Wilhelm an Napoleon Linderung. Dem Prinzen ſollte Alexander von Humboldt in Paris den Weg bahnen und auf dem ſchlüpfrigen Boden rathend zur Seite

ſtehn. Dem Worte des Prinzen ſollte durch die Ausſicht, daß er in Zukunft weſentlichen Antheil an den Staatsgeſchäften haben würde, Nachdruck gegeben werden. Aber außer dieſen Mitteln, von welchen die Regierung ſich Erfolg verſprach, hatte ſich der Prinz mit ſeiner Gemahlin in der Stille ein anderes ausgedacht: er wollte ſeine Perſon als Geißel anbieten, damit die Laſt des Vaterlandes erleichtert würde und die Prinzeſſin war bereit, ihm in die Gefangenſchaft zu folgen. Dieſe Opferwilligkeit ſpricht ſie in einem Briefe an den Prinzen mit den rührenden Worten aus: „Daß ich ſolches niederſchreiben kann, ohne Zittern, ohne Hinſinken, ſieh, das lehrt Liebe — die ſtarke Liebe nur! — Wenn ich bei Dir ſein kann, gleichviel im Kerker oder in Paläſten, wenn nur mit Ehre, — dort ereile ich dich bald — wenn es dann einſt beendet iſt, kehren wir beglückt zurück ins Vaterland. — Wenn es möglich aber wäre, daß ihm das Zögern zu lange dauerte mit den Bezahlungen, und er es anders mit Dir enden wollte — o da giebt es ja wohl Wege genug zu ſeinem Herzen, oder nicht Herz, daß er mich mit Dir gehen ließ! — Wir ſtehen allein jetzt — wir dürfen es — Amalie iſt ja auch ſchon todt. — O und dann ſind wir ja auf ewig ſelig.“ Als der Brief nach Paris kam, war die Sendung ſchon mißlungen. In der erſten Unterredung äußerte ſich Napoleon hart und bitter über den König. Der Prinz ſtellte ihm lebendig das Unglück der königlichen Familie und des preußiſchen Landes vor und ſuchte den Kaiſer zu überzeugen, daß Preußen ſeinen Verpflichtungen gewiß nachkommen würde. Die Rede ſchien auf Napoleon Eindruck zu machen, denn er bemühte ſich, den Prinzen zu beruhigen. Da ſchien dieſem der rechte Augenblick gekommen, um das Mittel zu gebrauchen, das er eigentlich erſt dann gebrauchen wollte, wenn alle andern erſchöpft wären, und mit größter Lebhaftigkeit erbot er ſich mit ſeiner Gemahlin zur perſönlichen Verhaftung bis zur Zahlung. Da trat Napoleon vor ihn, umfaßte ihn und ſprach: das iſt ſehr edel, aber es iſt unmöglich! Der Prinz ward fortwährend

mit Auszeichnung behandelt, aber in den Geſchäften erreichte er nichts. Und doch war die Sendung nicht vergeblich, ſie trug dem fürſtlichen Paar die Liebe Steins und andrer edler Männer ein, ſie wirkte an ihrem Theil zur Entflammung jener opferwilligen Vaterlandsliebe mit, welcher Napoleon ſchließlich erliegen mußte.

Im October und November 1808 begannen in Königsberg unter dem Einfluß der Franzoſen und Franzoſenfreunde die Unterhandlungen und Zerwürfniſſe, welche die zweite Entlaſſung Steins aus dem Miniſterium zur Folge hatten, worauf dann ſeine Aechtung und Flucht nach Böhmen folgte. Stein ſchrieb der Prinzeſſin in jenen Tagen einen Brief, der ein zu ſchönes Zeugniß für ihre lautre und muthige Geſinnung iſt, als daß wir ihn nicht mittheilen ſollten. „Ueberlaſſen ſich Eure königliche Hoheit nicht Ihrem Unwillen über die Ereigniſſe dieſer Tage, und geben Sie den Vorſatz auf, wieder einſam in ſich zu leben. Es liegen in Ihnen zu viele große und edle Eigenſchaften, als daß dieſe nicht in unſrer verhängnißvollen Zeit in das Leben einwirken müßten: Sie beſitzen ein tiefes Gefühl für das Große und Edle, einen kräftigen, gebildeten Geiſt: Sie und Ihr Gemahl ſind gemacht, das Panier zu erheben, unter dem ſich die Beſſern und Edlern ſammeln. Verzweifeln Eure Königliche Hoheit an den Menſchen nicht; hat gleich Charakterſchwäche, Leichtſinn und Flachheit der einen, niedriger Neid und Selbſtſucht der andern, ſehr ſchlimm in dieſen Tagen ihr Weſen getrieben, erregt dieſes Gemiſch der unedelſten Leidenſchaften mit dem dienſtfertigen Geklatſche den tiefſten Unwillen, ſo überzeugt mich doch meine neueſte Erfahrung von dem Daſein ausgezeichnet vortrefflicher Eigenſchaften, von wieder aufleben der Vaterlandsliebe, von Bereitwilligkeit, Alles dieſem Gefühl aufzuopfern, und ich habe von Perſonen, von denen ich es nicht zu erwarten Urſache hatte, die rührendſten Beweiſe treuer Anhänglichkeit und Liebe zu der guten Sache und mir erhalten. Gewiß ſind die Bemühungen der Guten und Kräftigen nicht verloren, ewig wahr bleibt:

The firm patriot,
Who made the welfare of mankind his care,
Though still by faction vice and fortune cross'd,
Shall find the gen'rous labour was not lost.
Cato by Addison.

Geben Eure königliche Hoheit den Vorsatz der Abgeschiedenheit auf, dies wäre ein moralischer Selbstmord: Ihr Gemahl und Sie müssen die Bessern und Edlern um sich sammeln, und ihr Anführer im Kampfe des Gemeinen und Schlechten sein — entfernen Sie von sich Alles was zu dem letztern gehört, und erfüllen Sie gewissenhaft den Beruf, den Sie von der Vorsehung erhielten, indem sie Sie mit so herrlichen Eigenschaften ausrüstete." Als Stein dann fliehen mußte, war es ihm tröstlich, daß die Prinzessin zurückblieb, „mit ihrem großen und edlen Charakter, mit ihrem kräftigen, gebildeten Geist," und er schied mit dem Wunsch, daß derselbe seinen wohlthätigen Einfluß ferner auf Alles verbreiten werde, was die Prinzessin umgebe.

Als der König und die Königin im Winter 1809 an den St. Petersburger Hof gingen, begleitete sie Prinz Wilhelm. Die Prinzessin blieb, ganz ihrer Freude am stillen, häuslichen Leben gemäß, in Königsberg zurück. Selbst kinderlos pflegte sie die königlichen Kinder wie ihre eigenen und gewann ihre Liebe für immer. Die Hoffnung, die ihr Gott um diese Zeit gegeben hatte, erlosch im August 1809 durch die Geburt eines todten Sohnes. An den vaterländischen Hoffnungen, die in der östreichischen Erhebung dieses Jahres aufleuchteten, nahm sie lebhaft Antheil. Vier Brüder dienten im östreichischen Heere und Stein gab ihr von Prag aus Kunde von dem trefflichen Geiste, der Heer und Volk durchdrang. Auch diese Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung; es lag noch die ganze Schwere der Knechtschaft auf dem Vaterlande, als die königliche Familie und mit ihr auch Prinz und Prinzessin Wilhelm im December 1809 nach Berlin zurückkehrten. Der Abschied von

Königsberg war nicht leicht, der Einzug in Berlin noch schwerer, sie kam ohne Kinder, sie kam aus dem bescheidenen Leben, das sie in Königsberg geführt, um sich wieder in ihren „goldenen Käfich," wie sie ihre schönen Zimmer im königlichen Schloß nannte, einsperren zu lassen. Wahrscheinlich hatte sie sich darüber in einem Brief an Stein ausgesprochen, denn dieser wirft in einem Briefe an sie diesen schönen Rückblick auf die Vergangenheit: „Der Aufenthalt in Königsberg muß uns allen unvergeßlich sein; es war eine Zeit der Prüfung, des Ausdauerns, des Strebens nach einem bessern und edlern Zustande der Dinge. Schwäche, Ränke der Einheimischen, rohe Gewalt der Fremden, zufällige Ereigniſſe haben Alles vereitelt, die Werkzeuge zertrümmert, zerstreut. Das Bewußtsein einer reinen Absicht, die Bilder der bessern und edlern Menschen, die diesen Gerechtigkeit widerfahren ließen und ihre Theilnahme gewährten, begleiten die Entfernten in jeder Lage des Lebens, und ganz ohne Wirkung und Folge blieb das Begonnene nicht. Mir wird das Andenken an eine junge Fürstin, die mit allem Glanz äußerer Schönheit, ein herrliches, für jedes Edle und Große empfängliches Gemüth verbindet, unvergeßlich sein; ihre Lage im Leben sei, welche sie wolle, sie wird sie durch ihre Gesinnung und Betragen veredeln und erheben. — Allerdings sind unsere Wünsche und Erwartungen in Vielem getäuscht, es bleibt aber immer tröstlich, daß Treue und Tapferkeit, wenn sie auch nicht zu siegen vermochten, sich auf eine glänzende Art äußerten und die Grundfesten des Staats erhielten, daß ihre Aeußerung als hervorleuchtendes Beispiel auf Zeitgenossen und Nachwelt wirken werden, und daß ein System, gegründet auf Gewalt und Willkür zur Verherrlichung des Einzigen, nicht zur Beglückung des Ganzen, früh oder spät der öffentlichen Meinung und der Gegenwirkung gereizter Kräfte und gekränkter Gefühle unterliegen muß. Diese öffentliche Meinung aufrecht zu erhalten, das Gemeine zu bekämpfen ist die Pflicht und das Geschäft der bessern unter den Zeitgenossen. Mit einer solchen Ueber-

zeugung wird man die mannigfaltigen peinlichen Lagen, die unserer noch warten, mit Muth und Resignation durchleben, seinen innern Frieden bewahren, seinen Weg unter Verwicklungen aller Art leicht auffinden und es vermeiden, ein Spiel der Meinungen, des Einflusses und der Ränke gemeiner Menschen zu sein."

Die innige Freundschaft, welche die Prinzessin in Königsberg mit der Königin und der Prinzessin Luise Radziwill, Schwester des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, verbunden hatte, dauerte in Berlin fort. Aber welch ein Schmerz, als sie im Sommer 1810, mitten in der Freude bei ihren Lieben in der hessischen Heimath, die Kunde von dem plötzlichen Tod der Königin erhielt! Der Briefwechsel mit Stein, der sich an dieß traurige Ereigniß knüpfte, läßt uns in ihr tiefstes Herz hineinsehen, wie in eine Werkstätte, in welcher der Geist Gottes unter dem Kreuz Glauben und neues Leben wirkte. Er ist eins der untrüglichsten Zeugnisse dafür, daß die Zeit der Befreiungskriege das religiöse Leben erweckt und vertieft hat. Indem wir die Briefe mittheilen, erinnern wir daran, daß die Prinzessin damals fünfundzwanzig, Stein dreiundfunfzig Jahre zählte.

Stein an Prinzessin Wilhelm.

„Prag, den 27. Sept. 1810. Ew. königliche Hoheit haben den Sommer mitten unter den Ihrigen in dem schönen Vaterlande zugebracht, wie sehr wurde aber dieser Genuß nicht durch den Zustand von Herabwürdigung und Sclaverei, in dem es sich befindet, getrübt! Wie viel mehr noch durch den Verlust, den die königliche Familie während Ihrer Entfernung traf! Sie fanden ein zartes inniges Band, das Liebe, Schönheit und Güte geknüpft hatten, zerrissen; und wer wird die Wunden heilen, wer den durch das Schicksal verfolgten, tief bekümmerten, nun ganz isolirt stehenden König trösten, aufrichten? Er wird allerdings Trostgründe finden, in dem religiösen Sinn, der ihn belebt, in der Liebe zu seinen Kin-

dern, in der Erfüllung ſeiner Pflichten; nichts kann ihm aber die Leere ausfüllen, die der Verluſt einer zärtlichen, treuen Freundin und Gefährtin verurſacht. Gewiß wird ſeine Familie ſich liebevoll beſtreben, ſeinen Kummer zu lindern, und man darf ihn glücklich preiſen, unter ſeinen Angehörigen eine ſo edle, geiſtreiche, fromme und zartfühlende Fürſtin, wie Eure königliche Hoheit ſind, zu finden."

Die Prinzeſſin Wilhelm an Stein.

„Berlin, den 14. Dec. 1810. Zwei liebe Briefe von Ihnen liegen vor mir, und ich kann es ſelbſt gar nicht begreifen, wie ich ſie ſo lange habe unbeantwortet laſſen können. Die Haupt-Urſache davon war wohl die tiefe Traurigkeit, in der ich hier zurückkehrte; nach vier ſo glücklich verlebten Monaten im theuren Vaterlande mußte dieſer harte Schlag mich treffen, mich zu mahnen an die Unvollkommenheit des irdiſchen Glücks. Sie haben auch in dieſer Gelegenheit theilnehmend mein gedacht, dankbar fühlt es mein Herz, wie gut das von Ihnen war. — Hätten Sie nur dem Ihrigen ganz gefolgt, und es dem armen unglücklichen König gezeigt, wie Sie ſeinen großen Verluſt bejammerten, es würde ihn ſehr gefreut haben, und wer hätte denn ſchlecht genug ſein können, dieſen Schritt Ihnen in einem ſolchen Augenblick anders auslegen zu wollen, wie Sie es befürchteten? — Es thut mir wirklich recht leid, daß Sie ihm nicht geſchrieben haben, weil ich Zeuge geweſen bin, wie ſehr ihn ſolche Beweiſe von Antheil noch gerührt haben in ſeinem unendlichen Schmerz, ſo viel mehr wie ich gedacht hätte, daß man empfänglich ſein könnte für ſo etwas in einer ſolchen Zeit.

In einem Brief läßt es ſich nicht alles ſo auseinanderſetzen, aber mündlich würde ich es Ihnen ſo gerne ſagen, wie ſo alle Annehmlichkeit des Lebens für mich dahin iſt, mit ihr — ſie war ſo unausſprechlich gut und ſchweſterlich mitfühlend gegen mich, ſo daß ich jeden Augenblick und bei jedem Ereigniß ſie ach! mit ewigem Kummer vermiſſe. Wie bereue ich jedes Wort, was ich gegen ſie

kann gesagt haben: seitdem es mir klar geworden ist, daß, wenn ich es that, es gewiß nur Neid war, der aus mir sprach — weil sie so viel besser war als ich! —

Ich kann nicht fortfahren, es thut mir zu weh. . . .

Der König ist so verehrungswürdig in seinem Leid, das gewiß nie enden wird — er ist so christlich ergeben und das so geduldig; er ist so gut gegen mich, daß ich ohne Thränen ihn nicht ansehen kann. —

Was mich heut so unwillkürlich hinriß, Ihnen zu schreiben, war, daß ich zum ersten Mal die V. Vorlesung von Süvern über die Ritterzeit gelesen habe. — Sie sagten mir so oft, ich sollte jene Vorlesungen durchlesen, aber ich kam in Königsberg nur zu der ersten; nun las ich die V. — Es hat mich diese Schrift so erhoben und ergriffen, wie beinahe noch keine, denn es war so ganz alles wie ich es meine und fühle, so fromm und deutsch, wie gewiß nur die Zeit sein konnte, wo die Menschen noch glaubten und demüthig waren. — Mir ists, als wenn Philosophie Eigendünkel erzeugte, und daß diese beiden Dinge daher das Zeitalter verdürben. — Ich rede wohl recht eingeschränkt und als wenn ich aus einer dunkeln Zeit redete — aber mit jedem Tag nimmt das bei mir zu, je mehr ich mich so augenscheinlich von der Nichtigkeit des Irdischen überzeuge. Ach! da wird man so klein und demüthig vor dem Allein-Allmächtigen — das führt zum Glauben, deucht mir, nicht zum Hellsehen, in den Dingen, die der Mensch doch einmal nicht durchschauen kann.

In einem bin ich besser geworden, ich darf es sagen, seitdem wir von einander schieden, in der Frömmigkeit. —

Lesen Sie mir zu Gefallen doch noch einmal die V. Vorlesung. — Mein erster Gedanke war, warum Sie den Verfasser nicht zum Erzieher damals vorgeschlagen hätten?

Ich werde ihn nun kennen lernen.

Beinahe erschrecke ich, indem ich gewahr werde, daß ich nur von mir sprach — und so gerne hätte ich nur von Ihnen gesprochen, und Ihnen alles erzählt, was ich von Ihnen gehört habe von Ihren Unterthanen — aber im Grunde geht das in einem Brief auch nicht wohl an. Wie ich dort in der Gegend nur an Sie dachte, werden Sie mir leicht glauben, ein jeder sprach von Ihnen, wie ich von Ihnen denke, das thut mir so innig wohl und rührte mich oft zu Thränen. — Einmal bekamen wir ein starkes Gewitter auf der Lahn, da mußten wir ein Paar Stunden in Nassau bleiben. Der Arzt war in der Stube, und ein junger Mann, der Sohn eines Justizrathes — da wurde viel erzählt von der alten Zeit — ach! und das interessirte mich so sehr, so sehr. — Ein Mann von N. kam auch als zu uns und war im höchsten Entzücken, wenn er von Ihnen reden konnte, ein gemeiner Mann nur, Philipp Balzer.

Ich muß enden. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner und meiner hohen Achtung M.

N. S. Meiner wartet morgen ein großes Glück. Fünf meiner Brüder kommen — ich bin ganz außer mir vor Freude. Der Eine liebt so sehr Ihren Schwager und möchte Sie so gerne kennen lernen. — Ich habe Schön mehrere Mal gesehen und er gefiel mir sehr. — Wilhelm empfiehlt sich Ihrem Andenken, ich mich Ihrer Gemahlin."

Stein an die Prinzessin Wilhelm.

„Prag, den 17. März 1811. Die Erwartung einer sichern Gelegenheit hielt mich seither ab, Ew. königlichen Hoheit gnädiges Schreiben vom 14. December zu beantworten, dessen Inhalt Ihr zartes, frommes Gemüth so treu darstellt und mich tief gerührt hat.

dem Umgang mit einer so edlen Freundin wird der König einen Ersatz für das Verlorne finden, in dem täglichen Leben, in den Augenblicken des Kummers, den ihm die Erinnerung der Vergangenen und die trübe Aussicht auf eine verhängnißvolle Zukunft verursachen. Ich verehre ihn wegen seiner religiösen Sittlichkeit, seiner

reinen Liebe zum Guten, ich liebe ihn wegen seines wohlwollenden Charakters, und beklage ihn, daß er in einem eisernen Zeitalter lebt, wo diese Milde, diese Rechtschaffenheit nur seinen Fall beförderten und in welchem nur Eins Noth thut, um sich zu erhalten, ein überwiegendes Feldherrntalent, verbunden mit rücksichtslosem Egoismus, der alles beugt und niedertritt, um auf Leichnamen zu thronen.

Die Vorlesungen von Süvern las ich zu Königsberg in einer der Königin gehörenden Handschrift, ich selbst besitze sie nicht, wünsche aber, sie zu haben. Der Verfasser ist ein äußerst achtungswerther Mann wegen seiner seltenen Geisteskräfte und Kenntnisse, wegen seines reinen, edlen Charakters; sollte aber dieser einfache, schlichte, mit dem Hof und seinem Treiben, der großen Welt und ihrem Gewirre so ganz unbekannte Gelehrte geeignet sein, in diese Verhältnisse zu treten, um einen jungen Prinzen zu leiten? — sollte er es selbst gewünscht haben? — ich glaube es kaum.

Gewiß besaß das Zeitalter, dessen Ew. königliche Hoheit erwähnen, überwiegende Vorzüge vor dem unsrigen; diese frommen, treuen, für Religion, kriegerische Ehre und Liebe beseelten Menschen, wie vermag man die zu vergleichen mit den kleinlichen, frivolen, zusammengeschrumpften, genußliebenden Egoisten unseres Zeitalters. In jenem Zeitalter erscheinen große Begebenheiten und vorzügliche Menschen, in dem unsrigen große Begebenheiten durch die Gemeinheit und Ungebundenheit der Menschen herbeigeführt. Was hat bei uns jene großen Gefühle, jene kräftigen Triebfedern des menschlichen Handelns ersetzt? Was hat unser metaphysisches Wortgeklingel bewirkt? — Frankreich klagt jetzt laut seine Philosophen an, als Verderber des öffentlichen Geistes, als Zerstörer der religiösen und moralischen Grundsätze, als Veranlasser einer scheußlichen Revolution, die mit einem eisernen Despotismus geendigt hat — und was verdankt Deutschland der Berliner theologischen Schule und ihrem Koryphäen und Colporteur Nicolai und seinen neuern Meta-

phyſikern? Jene haben den einfältigen ſchlichten Bibelglauben hinwegexegiſirt, und dieſe die alte deutſche Biederkeit und Treue hinwegräſonnirt, den ſchlichten geſunden Menſchenverſtand verdunkelt, und Lehren vorgetragen, die die Grundſätze der Moral, den Glauben an Gott und Unſterblichkeit tief erſchütterten und die Herzen der Menſchen austrockneten. Glücklicher Weiſe hat ſich dieſe Schule durch die unter ihren Anhängern entſtandenen Zänkereien verächtlich gemacht, und es wird dieſe Thorheit, wie bereits ſo viele andere verſchwinden. Auch blieben noch Männer in der Nation übrig, die ihr Vertrauen verdienten und ſich dem eindringenden Strom des Verderbens widerſetzten, zu dieſen rechne ich vorzüglich Herder, einen Mann, der einen kräftigen geſunden Menſchenverſtand, einen religiöſen, tugendhaften Sinn, einen zarten, reinen Geſchmack beſaß und äußerte, und damit einen großen Tiefſinn, eine ausgebreitete Gelehrſamkeit verband und durch ſie zu einem ſeltenen Reichthum von Ideen und Anſichten gelangte. Ich empfehle Ew. königlichen Hoheit das Leſen derjenigen Theile ſeiner Werke, worin für Sie beſonders intereſſante Gegenſtände behandelt werden. Sie werden aus ihnen Belehrung, Veredlung, Befeſtigung im Guten ſchöpfen.“

Die Prinzeſſin Wilhelm an Stein.

„Berlin, den 6. Juni 1811. Obgleich ich krank bin und zum Schreiben daher nicht aufgelegt, ſo kann ich die Feder doch heut nicht ruhen laſſen, da ſich eine gute Gelegenheit darbietet, ſie um Ihretwillen zu gebrauchen — auch kann ich nicht länger meinen gerührteſten Dank verſchweigen für Ihren Brief vom 17. März; es war mir einmal wieder ſo wohl dabei, weil es mir ſchien, ich hörte Sie ſelbſt reden. Alles was Sie mir ſagen, muß mir lieb ſein und mich intereſſiren, aber der Inhalt dieſes letzten Briefes gab mir doppelt viel, denn es war mir ſo werth, aus Ihrem Munde die Beſtätigung deſſen zu hören, woran ich ſo oft denke und in denſelben Geſinnungen bin — denn die Zeit und die neuen Menſchen

fordern einen auf, Vergleichungen anzuſtellen, und da fällt mir auch immer der Contraſt in die Augen; wenn ich die hohe Aufklärung und Gebildheit unſeres Zeitalters loben höre und rühmen, und mir ſo klar ſcheint, daß der alte grade Weg ſo viel eher zum Ziele führte, wie unſre geregelten, die doch ſo krumm laufen. Eben ſo ſchlicht, aber feſten Glaubens ſteht in meinem Herzen der Unterſchied der Religion und Philoſophie geſchrieben; ich kann zwar von letzterer nicht anders nrtheilen, wie in ihren Wirkungen, aber da habe ich in mir einen Grund, der mir die erſtere ſo unendlich hoch über die andere ſetzt — es kommen die Menſchen nehmlich und disputiren darüber und ſagen, ob denn ein ſchönerer Grundſatz zu finden ſei in der ganzen Bibel wie der: „thue das Gute um des Guten willen“ — wie uneigennützig, wie groß, wie einfach das ſei? — Meine geringe Meinung iſt aber, daß grade darin der Stolz der heutigen Menſchen ſich ausſpricht — ach! die Demuth deucht mir ſteht dem ſchwachen Menſchen ſo viel beſſer an; und in dem Ausſpruch des Chriſtenthums, welcher dieſes charakteriſirt, wie jener die Philoſophie, liegt ſo ganz der Unterſchied: „thue das Gute um der Liebe willen“ welche Milde! Ja, wenn der Hochmuthsſchwindel einmal vorüber iſt, dann, meine ich, werden ſchönere Sterne wieder leuchten. — Wie ich eben wieder leſe, was ich hingeſchrieben habe, werde ich roth, daß ich einem ſolchen Mann meine vielleicht ſo lächerliche Meinung grabehin konnte geſagt haben, oder mich gar vermeſſen haben, über Dinge zu reden, die ich nicht verſtehen kann, die mir zu hoch ſind — ich vertraue ganz auf die Nachſicht, mit der Sie mich oft genug verzogen haben. Geſtern erſcholl hier eine herrliche Nachricht, zu gut, als daß ich ſie glauben könnte, nehmlich der Sequeſter Ihrer Güter ſei aufgehoben — wie unendlich wollte ich mich darüber freuen, Sie wieder im Beſitz jener ſchönen Gegend zu wiſſen! — Doppelt fühle ich mit Ihnen, was Sie verloren haben, ſeitdem ich dort war. — Hierbei ſchicke ich Ihnen ein kleines Andenken von dort; weil es daher iſt, muß es Ihnen einen

Augenblick von Vergnügen machen, ſchmeichle ich mir — es iſt ein Stein ihrer Burg Stein — wie ich oben war, konnte ich nur an Sie denken, und gewiß nicht ohne Thränen, das können Sie mir glauben; da nehme ich einen Stein vom alten Gebäude, mit dem Vorſatz, Ihnen, mir ſelbſt und meinen zwei Begleitern, Wilhelm und Philipp etwas davon machen zu laſſen, was ich that — das Steinchen iſt ſehr weich, da es ein Splitter nur war, alſo dürfen Sie nicht zu warm damit ſiegeln.

Wilhelm empfiehlt ſich Ihrem theuern Andenken, das thue auch ich und bitte um die Fortdauer Ihrer Freundſchaft, die mich ſo glücklich und ſo ſtolz macht.

Marianne.

Empfehlen Sie mich ja auch Ihrer Gemahlin."

Stein an die Prinzeſſin Wilhelm.

„Prag, den 14. Auguſt 1811. Der im Schreiben Eurer königlichen Hoheit herrſchende fromme, kindliche Sinn hat mich tief gerührt, in ihm liegt die einzige Weisheit und die höchſte Wahrheit — Alles, was um uns vorgeht, muß uns täglich mehr überzeugen von dem Leeren und Unzureichenden alles menſchlichen Wiſſens; auch war dies Gefühl und innige Beſcheidenheit zu allen Zeiten den vorzüglichſten Männern eigen, nur den neuern wurde es durch Stolz und die Anmaßungen der Sophiſten des 18. Jahrhunderts verdrängt, die ihre Afterweisheit an die Stelle der Grundſätze und Einrichtungen zu ſetzen bemühet waren, auf die unſere Vorfahren ihr zeitliches und ewiges Wohl gegründet hatten; — ſie zerſtörten beides und ihren unglücklichen Zeitgenoſſen blieb nur Reue über das Verlorne und Unvermögen, es wieder zu erringen.

In einem vortrefflichen religiöſe Gefühle erweckenden Sinn iſt Chateaubriands Génie de christianisme geſchrieben; er ſtellt mit Beredſamkeit und tiefem, innigen Gefühl die Leerheit des menſchlichen Wiſſens, die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums, ſeiner Lehren,

Gebräuche und kirchlichen Einrichtungen dar, man kann ihn nicht unerbauet und ungebessert aus der Hand legen. Auch Friedrich Schlegels Vorlesungen über die neuere Geschichte verdienen die Aufmerksamkeit Eurer königlichen Hoheit durch den verständigen, besonnenen, bescheidenen Geist, die richtige Würdigung des Zustandes unserer Vorfahren und unserer Zeitgenossen. Er zeigt, wie in der alten Zeit: „die Kraft im Herzen desto lebendiger und reiner wirkte, und wie den beschränkten Wirkungskreis der Glaube an alles Göttliche verschönerte.“

In dem Geschenk Eurer königlichen Hoheit erkenne ich die Zartheit Ihres edeln Gemüths, Sie erinnerten sich wohlwollend und theilnehmend des Verbannten, und fühlten mit ihm, daß es schmerzlich ist, „die Steige des Fremden“ betreten zu müssen und die Wohnung der Kindheit zu meiden, und wenn nun alle Verhältnisse aufgelöst oder bedrohet sind, wenn alle Gegenstände bestimmter Thätigkeit gewaltsam entrückt, so verliert das Leben allen Werth, es bleibt nur ein Wunsch übrig: der der Hoffnung des baldigen Uebergangs zu einem bessern.“ — —

Ein solcher Glaube, wie er in den mitgetheilten Briefen sich ausspricht, mußte gekrönt werden, eine solche Beugung durfte der einstigen Erhöhung gewiß sein. Seelen, die so in Gott sich gestärkt hatten, waren stark genug, die Wucht der letzten Entscheidung zu tragen und demüthig genug, den erlangten Sieg der Gnade Gottes zuzuschreiben. — Am 29. October 1811 gebar die Prinzessin Zwillinge, die Prinzen Adalbert und Friedrich Thassilo. Bald darauf erschütterte eine Krankheit ihres Gemahls ihre eigene Gesundheit. Im Sommer darauf sollte sie das Bad in Ems gebrauchen. Sie sah Homburg wieder, sie fuhr zum ersten Mal den Rhein bis Köln hinunter, in Begleitung ihres Gemahls und ihres Bruders Leopold, der den preußischen Dienst verlassen hatte, um nicht auf Napoleons Seite in Rußland kämpfen zu müssen und der gern nach Spanien gezogen wäre, um dort gegen ihn zu stehen, wenn sein Vater es er-

laubt hätte. Es war ein ſonniges Leben am deutſchen Rhein und der Wunſch brannte in der deutſchen Seele der Prinzeſſin: möchte er doch wieder frei ſein! Sie kehrte nach Berlin zurück, um alsbald das größte Jahr des Jahrhunderts, das merkwürdigſte Jahr ihres Lebens anzutreten. Wir haben das Tagebuch vor uns, welches die Prinzeſſin im Jahre 1813 ſchrieb, es iſt uns vergönnt, Mittheilungen aus demſelben zu machen. Sie werden uns nicht nur die mächtige Zeit lebendig vergegenwärtigen, ſie werden uns zugleich die Seelengröße einer frommen, deutſchen Fürſtin im ruhmreichſten Jahr des deutſchen Volks in herzerfriſchender Weiſe vor die Augen führen.

Wie im Jahr 1806, ſo war im Jahr 1813 die gewaltige Entſcheidung in den nationalen Angelegenheiten für die Prinzeſſin mit einer Kriſe im Familienleben verbunden. Die Nachrichten von dem Untergang des franzöſiſchen Heeres, von Yorks Convention mit Rußland, von Oeſtreichs erſtem Hinüberneigen zur deutſchen Sache, trafen die Prinzeſſin am Krankenbette ihres Kindes, Friedrich Thaſſilo. Das Kind ſtarb am 10. Januar. „Der Glaube überdauert das Hoffen“, ſchrieb die Mutter am Todestag, „das lernte ich heut früh, wie ich die halb erſtarrte Todtenhand meines Fried Thaſſilo in meinen Händen ſuchte zu beleben und zu erwärmen — ich ſagte mir immer: bei Gott iſt kein Ding unmöglich, er half Simſon und ich glaubte feſt, er würde mir zurufen: Weib, dein Glaube hat dir geholfen! oder war mein Glaube doch noch nicht feſt genug? Iſt Glaube auch ein Hoffen? — Aber die Liebe iſt doch wohl die größeſte unter ihnen, denn dort oben dauert die fort, wenn hienieden der Glaube und die Hoffnung uns hinauf geleitet haben. Gegen 9 Uhr iſt mein Fried Thaſſilo entſchlafen, es war der erſte Menſch, den ich ſterben ſah, und wohl mir, daß ich es ſah, es hat mich ſo ruhig gemacht, ich fühlte ſo ganz, wie er nur länger ſchlafen würde und weiter nichts — ſonſt war mir das Bild des Todes ſo gräßlich, nun durch dieſen Anblick des Hinſcheidens iſt mir der Eindruck ſo ganz verändert, ich ſah auch, wie vergänglich dieſe Hülle

ſein mußte, nur wie eine Uhr, die abläuft, wie eine Maſchinerie für dieſe Erde vonnöthen, und daß das alles nur eine Nebenſache ſei, das Weſen allein bleibt und dauert gewiß ewig fort. — — Da will ich zum erſtenmal zu Bett gehen, ohne für ihn zu beten, — jetzt bete du für mich, mein Engelchen!“

Kaum hatte die Mutter ihr Kind, mit Myrthenkranz und Ring geſchmückt, zur Ruhe beſtattet, ſo ward Berlin und der Hof in die größte Erregung geſetzt. Die franzöſiſche Diviſion Grenier war in die Kurmark eingerückt. So wie die Deutſchgeſinnten die Stunde kaum erwarten konnten, in welcher Preußen ſich gegen Frankreich erklären würde, ſo mußte man jeden Augenblick darauf gefaßt ſein, daß die mißtrauiſchen Franzoſen gegen die preußiſchen Bundesgenoſſen losſchlagen würden. Es verbreitete ſich das Gerücht, der König und die königliche Familie ſollte von den Franzoſen gefangen genommen werden. Die deutſche Partei wünſchte des Königs Entfernung, die franzöſiſche legte den Wunſch ſo aus, als ob der Tugendbund nur gerne freies Spiel haben wollte. In der Nacht vom 17. auf den 18. Januar kommt Prinz Heinrich zu Prinz Wilhelm mit der Nachricht, die Franzoſen dächten an eine Gewaltthat gegen den Hof. Prinz Wilhelm reitet nach Potsdam zum König. Der Kronprinz ſoll ſchnell confirmirt werden, dann will der König zum Heer nach Schleſien. „Heut iſt der Kronprinz confirmirt worden,“ ſchreibt die Prinzeſſin am 20. Januar. „Er hat mich erbaut, er kam mir vor wie ein kleiner Heiliger, ſo fromm durchdrungen war er von dem, was er ausſprach, die Menſchen zerſtreuten ihn ſo gar nicht, er war, als ſtünde er allein vor Gott, zuletzt wie er gelobte, treu zu bleiben im Chriſtenthum, hielt er die Hände feſt gefaltet über der Bruſt und hob die Augen ſo gen Himmel, daß ich ſchon über den bloßen Anblick weinen mußte, auch Sack ſprach ſehr gut, er war auch ſo ergriffen, der nun ſchon den Vater und den Sohn eingeſegnet hat.“ In der Nacht vor des Prinzen Confirmation war des Königs Adjutant, von Natzmer,

vom Kaiser Alexander zurückgekommen, mit der Nachricht, der Kaiser habe das angebotene Schutz- und Trutzbündniß angenommen und wolle den Krieg fortsetzen und gegen die Oder rücken. Am 22. Januar Morgens drei Uhr reiste der König mit dem Kronprinzen von Potsdam nach Schlesien ab. Auch um die Prinzessin in Berlin ward es einsam. Die Männer eilten dahin, wo nun ihr Platz war. Ihr Bruder Louis zog am 21. Januar zum Heer, am 27. folgte ihm der Gemahl. Sie blieb allein im Schlosse mit ihrem Kinde.

Es kommt nun die Zeit, in welcher die Prinzessin eine große geschichtliche Aufgabe zu erfüllen hatte. Das Bild ihres Lebens in den nächsten Monaten bietet neben dem poetischen Zauber der Spannung der Gemüther, des bunten Wechsels der Ereignisse, neben der tragischen Verschlingung ihres tiefen Mutterschmerzes mit der Sorge um das Vaterland den höhern Reiz der sittlichen, heldenmüthigen Haltung der hohen Frau. Der König und die Prinzen sind bei dem Heer, die Königin ist bereits heimgegangen, so ist die Prinzessin Wilhelm die erste Vertreterin des königlichen Hauses in der Hauptstadt. Feindseligkeiten der Franzosen mußten sie zunächst treffen, darum war es ihr Beruf, Stand zu halten, damit sie nicht durch ihre Flucht die Franzosen ermuthige und des Volkes Stimmung niederschlage. Sie verhandelt mit dem französischen Marschall, zu ihr kommen die russischen und preußischen Anführer, um ihrem Muthe zu huldigen. Und wie Preußen sich erhebt, tritt sie an die Spitze der Frauen zum Werk der Hülfe und Pflege. Ihr Leben ist zwischen der Sorge um das einzige ihr gebliebene Kind und den großen Angelegenheiten des Vaterlandes getheilt. Oft verläßt sie des Kindes Bett, um vom Fenster des Schlosses die Bewegungen der Franzosen im Lustgarten und auf den Straßen zu sehen, oder sie steigt mitten in der Nacht auf die Zinne des Schlosses, um sich die durch das Dunkel leuchtenden Zeichen brennender Häuser oder lodernder Wachtfeuer zu deuten. Was die Phantasie der Dichter

in dramatiſchen Dichtungen uns vorführt: von der Höhe des Thurmes ruft ein Wächter denen im Hauſe zu, was auf dem Schlachtfeld geſchieht, er ſchildert den Kampf, der hin und her ſchwankt, bald Furcht, bald Hoffnung malt ſich auf den Geſichtern, er verkündigt den Sieg und der hellſte Jubel erwacht — das zeigt uns in der einfachſten Wirklichkeit das Tagebuch der Prinzeſſin. Zunächſt ſieht ſie mit iheren Augen die Jammergeſtalten der in Rußland Uebriggebliebenen durch die Straßen wanken. Noch iſt ihre patriotiſche Empfindung durch den Schmerz über das verlorene Kind gebunden, noch hebt ſie ſich nicht zur völligen Freiheit des Urtheils über die franzöſiſchen Dränger empor. Es mißfällt ihr an Marheinecke, den ſie predigen hört, daß er das Gleichniß vom guten Samen und vom Unkraut zu unmittelbar auf die Zeitverhältniſſe deutet, und die Zeit nahe ſieht, da das Unkraut, Napoleon und die Franzoſen, ausgereutet werden ſoll. Aber als des Königs Aufruf an die Freiwilligen wenige Tage darauf die Hörſäle leert und der Jubel der begeiſterten Jugend die Straßen durchtönt, da ſchlägt auch ihre deutſche Begeiſterung kräftiger die Flügel. Sie ſieht die ruſſiſchen Waffen als von Gott geſegnete an und mit edler Eiferſucht wünſcht ſie den deutſchen gleichen Erfolg. In der Nacht vom 19. auf den 20. Februar träumte ſie, die Franzoſen hätten das Schloß bombardirt, ſo daß die Kugeln durch die Zimmer flogen. Am Morgen kam die Nachricht, daß die Ruſſen nahten. Sie ſtieg auf die Plattform des Schloſſes und ſah bei Pankow und Schönhauſen die Bewegungen der Koſacken. Als am Mittag die Franzoſen wie gewöhnlich die Wache bezogen hatten, ſprengt ein Koſack plötzlich zu Berlin herein, das Volk nimmt ihn mit ungemeſſenem Jubel auf, der franzöſiſche Poſten am großen Kurfürſten flieht, die Franzoſen ſchlagen Allarm, die Beſatzung rückt im Luſtgarten auf, Infanterie, Kavallerie, Kanonen, Pulverwagen, der Marſchall Augereau an der Spitze. Die Prinzeſſin ſieht Alles mit an. Ein Parlamentär von den Koſacken kommt heran geſprengt und wird wieder entlaſſen. Eine Kanone

wird losgebrannt, an einer andern Stelle noch eine, eine dritte wird vom Volke vernagelt, weggefahren, zurückgeholt, Pelotonfeuer hört man vor den Thoren. Jeden Augenblick ist zu fürchten, daß die Feuerschlünde sich gegen das Schloß richten. Der Castellan zittert, aber die Prinzessin bleibt am offnen Fenster sitzen und läßt sich nicht zum Verlassen des Schlosses überreden. Sie dachte: hören die Franzosen, daß alles das Schloß verlassen, so werden sie erst auf den Gedanken kommen, sich hineinzuwerfen, sie wollte des Königs Eigenthum nicht der Plünderung und Verwüstung Preis geben und rechnete dabei ein wenig auf die Galanterie der Franzosen gegen die Damen. Sie schickt den Hofmarschall Graf von der Gröben zu Augereau, wird beruhigt und setzt sich zum Abendessen, das ihr vorkommt wie das Mahl im Götz von Berlichingen, als des Ritters Schloß belagert war. Noch ein Paar Tage dauert die Unsicherheit in den Bewegungen des Feindes, und als Augereau in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar bereits abgezogen war, wimmelte am 28. noch einmal Berlin von den Truppen des Vicekönigs von Italien. „Ach, ich wünschte, es wäre wieder ruhiger," schreibt sie am 1. März, „das thut meinem leidenden Herzen so weh, sich gewaltsam immer hinweggerissen zu sehen von seinem innersten Gedanken durch die rauhen Stürme der äußern Welt." Am 4. aber als Czernitscheff, Tettenborn, Repnin einrücken, seufzt sie: „Ach, wär' es ein deutscher Triumphzug!" und fügt hinzu: „Mich rührt es unendlich das Singen beim Einmarsch und wie Tettenborn vor uns, mitten vor dem Schloß hielt, die Mütze abnahm und Vivat dem König rief und alles Volk: Hurrah, und wir wehten mit den Tüchern — ich werde es nicht vergessen! Es ist doch ein sehr schöner Tag. Sieg, Sieg, o himmlische Musik des Wortes, wann werde ich es aussprechen dürfen für deutsche Waffen!" Und am Abend spät: „Die Illumination war schön, aber ich sah Spandau lichterloh brennen, ein dunkler Dampf zog sich von da bis hierher, der Mond dazwischen, der beide Lichter verband, dort des Elends, hier der Freude.

Sonderbar war es Einem, wie auf einmal nach ſo langer Schmach die Zunge wieder losgebunden ſein durfte.“ Und die losgebundene Zunge konnte ſich in den nächſten Tagen mit den angekommenen Heerführern nach Luſt über Deutſchlands Befreiung unterhalten. Clauſewitz erzählte der Prinzeſſin den ganzen ruſſiſchen Feldzug: „worin weder der Rückzug bis hinter Moskau, noch einmal der völlige Brand von Moskau Syſtem war, ſondern es fügte ſich ſo, theils aus Zufall, theils aus halbem Willen, und wie werden bis ans Ende der Weltgeſchichte dieſe zwei Sachen hervorleuchtend vorgeſtellt werden als kluger Plan, — das hören wir, wenn wir ſelbſt leben, nicht ganz wahr erzählen und ſollen nun den Schriftſtellern von tauſend Jahren her völlig Glauben beimeſſen.“ Am 7. Februar tritt ſie an die Spitze des Frauenvereins zur Unterſtützung der Landwehr: Unbemittelte ſollen ausgerüſtet, Spitäler errichtet, Wittwen und Waiſen verſorgt werden. Neues Leben kam mit dem Einzug Wittgenſteins in Berlin. Dörnberg erzählte der Prinzeſſin die ganze Geſchichte ſeines Lebens. Auf dem Ball, den die Bürger im Schauſpielhauſe gaben, trank ſie Dörnbergs Geſundheit neben der der Monarchen und Wittgenſteins. An demſelben Tage bekam ſie von dem Gemahl die fröhliche Nachricht, daß er mit Blücher ziehe und verhandelte mit Kaufmann Eppenſtein über den Frauenverein. Am 17. rückte dann York in die Stadt. „Heut war der dritte Freudentag, der Preußen Ankunft nach ſo langer Zeit, aber lauer ſind doch die Menſchen geworden nach all der Freude dieſer Art, York mag recht ſtolz geweſen ſein — eben jetzt iſt die Stadt illuminirt und der Mond prangt ſo herrlich mit herüber in die befreite Stadt. — Jetzt iſt alles im Opernhaus, man giebt Wallenſteins Lager ſeit 1805 zum erſtenmal wieder. — Ich mag nicht dahin gehen. Ich bin den Abend ganz allein. — Die Schweden kommen und die Engländer — ſoll es denn einmal wieder ganz anders werden, die alte Welt — iſt es dein Wille, mein Herr Gott?“ In den nächſten Tagen kam der König nach

Berlin. „Er gestand, daß er seit der Königin Tod zum ersten Mal wieder Freude empfunden hätte, so viel er noch fähig wäre zu fühlen.“ Zwischen den Aufregungen, welche die großen Ereignisse bringen, fühlt sie die Last, die ihr als Vorsteherin der Frauenvereine obliegt. Sie bittet sich die andern Prinzessinnen als Mitvorsteherinnen aus, um ja recht demüthig zu bleiben. Die Empfangnahme der Beiträge ist ihr oft schmerzlich, weil sie in einer Menge einzelner Fälle sehen muß, wie es wirkliche Opfer sind, was die Menschen bringen. Große Freude aber hat sie, den energischen Dr. Gräfe in Einrichtung der Lazarethe mit Kochgeschirren, Betttüchern und andern Nützlichkeiten unterstützen zu können. Obwohl sie einen Schauder empfindet bei den Gedanken, die wohleingerichteten Räume nun bald mit Verwundeten aller Art gefüllt zu sehen, kommen ihr zugleich, wenn sie im Schmerz über das heimgegangene Kind die Bitterkeit des Lebens empfindet, früher gehegte Klostergedanken zurück. Dann aber rafft sie sich zur Thätigkeit auf und betritt die Räume, in welchen beim Fortschritt des Kriegs immer mehr Verwundete Pflege finden. „Am Sonntag den 25. (April) war ich zum ersten Mal in unserm Hospital, seitdem es gefüllt ist, so muthvoll und freundlich und dankbar fand ich alle, daß es recht rührend war mir, die ich mit Ueberwindung und Selbstverleugnung zu kämpfen hatte, um hinein zu treten. Einer freute sich nur, daß er die Wunde nicht gegen die Russen erhalten hatte; Einer mit einem zerschmetterten Bein wünschte nur mit Lachen, wieder auf den Beinen stehen zu können, dann wollte er bald wieder nach sein — das Traurigste war mir Einer, der durch die Brust geschossen war, wohl sterben wird, der grade gegenüber seinem verwundeten Bruder lag, der ihm nun zusah sterben.“ Wir täuschen uns wohl nicht, wenn wir in dieser Thätigkeit erbarmender Liebe, verbunden mit der Sehnsucht nach Stille und Abgeschiedenheit, ein Bedürfniß erkennen, daß in den Befreiungskriegen zuerst wieder mit Macht

hervortrat und ſeitdem in den evangeliſchen Diakoniſſenhäuſern ſeine Befriedigung gefunden hat.

Der Krieg ſchritt voran. Die Prinzeſſin ſtickte mit andern eine Fahne, die bald den muthigen Freiwilligen, welche ihrer Fürſorge zum Theil das Ausrücken verdankten, voranwehte. Erſchütternd wirkte auf die Prinzeſſin die erſte große Schlacht, die am 2. Mai bei Großgörſchen (Lützen) Statt fand. Bange Ahnung erfüllte ſie bei der erſten Nachricht. Als dann genauere Kunde kam, hörte ſie, daß ihrem tapfern Gemahl zwar ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen ward, daß er aber lebe, während ihr Bruder Leopold den Heldentod geſtorben war. Vor vierzehn Tagen erſt hatte ihn der König, der über ſeinen Austritt aus dem preußiſchen Dienſt beim Beginn des ruſſiſchen Feldzugs ärgerlich war, als Major wieder angeſtellt. Er fiel mit Scharnhorſt, der in derſelben Schlacht die Todeswunde empfing, als eins der erſten und reinſten Opfer, als ein Abelsopfer, wie es die Schweſter öfter nennt. Da ſie Anfangs nur von einer Verwundung hört, ſo ſieht ſie mit ängſtlicher Spannung weitern Nachrichten entgegen. „Wo mag Leopold ſein? Dieſes Schlachtfeld von Lützen, wie oft nannte ers und wir zuſammen, es zog mich ſtets ſo an, wie freute ich mich, es ihm zum erſten Mal zu zeigen 1806. Das letzte Mal, daß ich darüber fuhr, ſchien der Vollmond ſo herrlich darauf, und wie ich hinzureiſte, da las ich Pappenheims Tod, wie oft beneidete ihm Leopold dieſen ſchönen Tod! — O mein Gott, ſchicke mir morgen eine gute Botſchaft beim Erwachen — doch ich kann keine erwarten.“ - Und in der That muß ſie am Tag darauf ſchreiben: „Er iſt wirklich todt — gleich zu Anfang der Schlacht traf ihn eine Kugel ins Herz — er blieb ſo ruhig auf dem Pferd, daß man ihn nur ohnmächtig glaubte, ein Küraſſier ſetzte ſich hinter ihn, ihn haltend, als man ihn herunternahm, ſah man, daß er längſt geſtorben war... Die Blumen blühen noch, die Nachtigallen ſingen und er iſt nicht mehr.“ Immer genauere Kunde erhielt ſie: wie er ſich geweigert, ſich vom General

Ziethen an einen weniger gefährlichen Ort schicken zu lassen, wie er seinen Stern nicht abnehmen wollte, und wie er, die Kugel in der Brust, nur noch gesagt: „macht nur, daß ich nicht unter die Franzosen komme.“ Sie sorgt dann dafür, daß des Bruders Leichnam aus dem Grabe, in welches ihn Natzmer gelegt, in die Gruft nach Homburg gebracht werde. Lange noch zieht sich durch das Tagebuch neben der Freude über des Gemahls Heldenmuth der Schmerz über den Tod des Bruders. Als ein Zeugniß, in welcher Liebe Bruder und Schwester und die ganze Familie, aus welcher noch immer fünf Söhne, einer in preußischem, vier in östreichischem Dienst gegen Napoleon kämpften, im deutschen Volke stand, mögen hier einige Strophen aus dem Liede stehen, das Schenkendorf der Prinzessin nach dem Tode des Bruders gesungen.

Fürstenblut geflossen
In der Lützner Schlacht
Wie so gern vergossen,
Willig dargebracht.
Kattenblut, Hessenblut,
Schönes deutsches Blut.

Es entronn dem Kühnen
All sein Lebensblut,
Freudig zu versühnen
Schlechten Fürstenmuth.
Rothes Blut, warmes Blut,
Schönes Opferblut.

Und es tönt kein Wehe
In des Vaters Schloß —
Homburg an der Höhe
Zeugt noch manchen Sproß.
ReeichesBlut, junges Blut,
Schönes Prinzenblut. —

Wendet ſchnell die Roſſe,
Boten, heimathwärts,
Auf dem Königsſchloſſe
Zagt ein Schweſternherz.
Stolzes Blut, mildes Blut,
Schönes Frauenblut.
Du von Homburgs Höhen
Herrlich Fürſtenkind,
Wirſt ihn wiederſehen,
Lebensluſt gewinnt.
Freudig Blut, Heldenblut
Schönes Bruderblut.
Alle Herzen ſchlagen,
Herrin, ja für dich,
Alle Zungen ſagen
Deinen Namen ſich.
Reines Blut, frommes Blut
Schönes deutſches Blut! —

Als beim Rückzug des Heeres nach Schleſien Berlin in neue Gefahr kam, hielt die Prinzeſſin aus, ſo lang es ihr erlaubt war. Und das Volk, das in ihrer Anweſenheit eine Bürgſchaft für die eigene Sicherheit ſah, jubelte ihr zu. Sie ſteht mitten in dem damaligen Ueberſchwang der Begeiſterung. Junge Mädchen kommen zu ihr und bitten um Ausrüſtung für den Krieg. Karl Maria von Weber bringt ihr mit ſeinem Sängerchor ein Ständchen im Schloßhof und neben dem Hoch auf den König ſcholl laut das Hoch auf Prinz und Prinzeß Wilhelm. „Rührend war es mir in der alten Burg, in der lauen Stern- und Mondennacht, verknüpft mit ſo vielen Erinnerungen, an die Lieder, die geſpielt wurden — und dennoch wie eitel iſt der Beifall, der Ruhm der Welt, — ich habe ja kein Verdienſt jetzt — und alles huldigt mir, weil ich noch da bin.

Ich mußte dabei so viel Betrachtungen im Herzen anstellen über Welt und Menschen und Nichtigkeit und mich selbst!“ Aber sie muß die Stadt verlassen, auf des Königs Befehl. Nachdem sie am Abend zuvor noch einmal die Geschichte der Schlacht bei Lützen gelesen, reist sie ab und ist am 17. Mai in Frankfurt a/O. Welch eine Zeit! Jeder Augenblick brachte erschütternde Ereignisse, führte Menschen unter ergreifenden Umständen zusammen. Auf der Landstraße begegnet sie dem Herzog von Braunschweig-Oels, der damals aus England zurückkam, um am Kampfe Theil zu nehmen; er springt aus dem Wagen, als er die Prinzeß erkennt, und als sie von seiner seligen Frau redet, bricht er in heftiges Weinen aus und reichlich benetzen die Thränen den schwarzen Waffenrock. Am Himmelfahrttag wird sie durch ein Ritterschwert, das an einem Pfeiler der Kirche aufgehängt ist, an ihres Bruders Schwert erinnert, — „er war ein Christheld, der für die heilige Sache des Vaterlandes fiel.“ Auch in Frankfurt wird sie als Vertreterin des Frauenvereines angegangen: Dienstmädchen bringen ihr sechzig Thaler, Jungfrauen reichen ihr Kränze in der Rosenzeit. Aber der Sommer erinnert sie auch an ihre Sommerreise am Rhein mit Leopold und an seine Lust an der deutschen Herrlichkeit, die in jenen Gegenden überall den Blicken sich aufthut. Der Waffenstillstand, über den ihr deutsches Herz trauert, bringt sie mit ihrem Gemahl wieder zusammen und am 14. Juni nach Berlin zurück, wo sie bald ein Haus im Thiergarten bezogen, um die frische Luft zu genießen. Das Leben war lieblich mitten unter den Stürmen, sie spürte es an dem Glücke ihres Kindes, daß Mann und Frau und Kind zusammengehören, aber in die Idylle der glücklichen Familie ragt oft genug das Trauerspiel der Weltgeschichte herein, so durch den Tod Scharnhorsts. Als sie von der „zweiten Beresina“ hört, die Wellington der französischen Macht in Spanien bereitet, seufzt sie: „wäre doch am Rhein die dritte!“

Der Krieg begann wieder. Oeſtreich ging mit. „Schön iſt's, daß endlich die drei Adler zuſammenflattern, nun iſt der ſchönſte Moment von Jahrtauſenden eingetreten, und es wird gelingen, das ſagt mir meines Leopolds Abelsopfer.“ Bald begannen, trotz der Zögerungen des Kronprinzen von Schweden, die vordringenden Bewegungen des Nordheeres. Bei Trebbin, bei Wittſtock gab es in den Tagen vor der Schlacht von Großbeeren Gefechte, die Kanonenſchüſſe hörte man in Berlin. Der Tag vor der Schlacht bei Großbeeren war der Sonntag, an welchem über Jeſu Thränen über Jeruſalem gepredigt zu werden pflegt. „Ich ging in die Kirche, um mich ruhig zu ſammeln und hörte eine vortreffliche Predigt von Marheineke, grade über Jeruſalem und was ihm Chriſtus für ein Schickſal prophezeite, und wie er darüber weinte. Er ſchloß auch mit den Worten: o daß nur jetzt der Heiland nicht weinen möge vor unſern Mauern, und mahnte uns zur frühen Bußfertigkeit und zur dauernden, damit das Unglück von uns gewendet werde. Ja, wohl ſollten wir beten!“ In denſelben Tagen hatte der alte Jänicke in Berlin ein Gebetsheer organiſirt, das Tag und Nacht nicht abließ, bis der Sieg kam. Am Schlachttag von Großbeeren ſitzt die Prinzeſſin an der Wiege und ſingt ihrem Adalbert einen Schlachtgeſang, in den ſie die Namen aller Generäle einflicht, die heute im Kampfe ſtehen. Und am 24. beim Erwachen tönt ihr die Freudenkunde von Bülows und Tauentziens Sieg entgegen. „Wie glücklich ſind wir, daß der Kelch ſo vorübergegangen iſt. Herr Gott, dich loben wir!“ Bald kam auch die Kunde von Blüchers Sieg an der Katzbach. „Traumhaft, herrlich fängt es an zu gehen, es ſtürzt Alles über den Tyrannen zuſammen, alle ſeine eigenen Gebäude, ſeine Stunde muß gekommen ſein.“ Merkwürdig iſt die Uebereinſtimmung im Urtheil der Prinzeſſin über Moreaus Tod mit dem, was Arndt darüber ſagt. Dieſer rechnet den frühen Tod des franzöſiſchen Generals, der den Deutſchen zu Hülfe gekommen, unter die „fünf oder ſechs Wunder Gottes,“ die zur Befreiung Deutſchlands geſchahen. Er

ſieht es als eine Gnade Gottes an, daß der Schein verſchwand, als ob Napoleon nur durch einen Franzoſen hätte beſiegt werden können. Und die Prinzeſſin ſchreibt: „Ich habe weinen müſſen um den Unbekannten — welch Geſchick! Auf ihn baute die Welt — ich baute allein auf Gottes Willen, auf keinen Menſchen nicht. Aber wie fällt es mir dennoch auf, zu ſehen, wie unaufhaltſam das Schickſal waltet über den Einzelnen wie in der Welt — wie der Bach fließt übek die Kieſel unter ihm, ſo das Schickſal über Menſchen, Geſchlechter, Welt, Zeit und Jahrhundert — da ſtehen denn die Menſchen verwundert, daß ſie ſich geirrt haben in ihren kurzſichtigen Berechnungen — und nun fangen ſie aufs Neue zu rechnen an, um ſich zu irren bis ans Ende — das Schickſal bleibt kalt und eiſern, keine Thräne, keine Verzweiflung, kein Dulden, keine Ergebung rührt es — aber Gott wird uns in ſeine Arme ſchließen, wenn wir zu ihm kommen, dorthin, wo des Schickſals düſtrer Lauf wird aufgehört haben. Ach, wie wohl wird dem zertretenen Herzen werden!“ Ihr Gemahl ſchrieb ihr über dieſen Tod: Gott wolle ſich ſelbſt recht offenbaren in dieſem Streit als der einzig Gewaltige und deßhalb würden die Werkzeuge zerſtört, auf die wir am meiſten gehofft, darum ſei Scharnhorſt nicht mehr und Moreau gelähmt. „Er will, fügt ſie hinzu, und dazu braucht es der Kunſt der Menſchen nicht. Daß Er würde wollen, ſtand auch felſenfeſt in mir, dieß Mal.“ Ende September hatte ſie die Freude, ihren Gemahl auf ein Paar Tage bei ſich zu ſehen. Von ihrer innerſten Stimmung giebt die Aeußerung Zeugniß: „Seit drei Monaten leide ich am Huſten ſo arg, daß ich manchmal an die Auszehrung denke, aber recht heiter denke ich daran, ſogar lächelnd.“ Und am Abend vor ihrem achtundzwanzigſten Geburtstag: „Gott, mache mich nur gut für deinen Himmel, dann iſt Alles noch freudig zum Ende. Gott, noch eine Bitte: geſegne meine Lieben und erhalte ſie meinen Eltern alle, o gebe der Menſchheit bald Freiheit und den goldnen Frieden! Amen. Der Mond ſcheint ſchön, ach, meine Seele iſt niedergeſchlagen und ſehr

betrübt!“ Aus ſolcher Stimmung ward ſie dann durch die Noth der Zeit wieder mitten ins thätige Leben hineingeriſſen. Am 19. October ward auf ihrer Treppe ein Kind gefunden, erſt drei Wochen alt; der Vater, ein preußiſcher Lieutenant war im Kriege gefallen, die Mutter aus Gram geſtorben, die Pflegerin fühlte ſich der Sorge nicht gewachſen und übergab das Kind der Prinzeſſin. Sie ſorgte für das Kind; es lebt heute in Berlin verheirathet und erfreut ſich der Huld ſeiner fürſtlichen Pflegegeſchwiſter. Während die Prinzeſſin mit demſelben beſchäftigt war, kam die große Siegesbotſchaft von Leipzig. „Ein großer Tag, die Stadt iſt illuminirt, die Luft erfüllt das Freudengeſchrei des Volks, ein unaufhörliches Schießen begleitet das Vivatrufen. — Gott hat glorreich geſiegt. — 500,000 Menſchen ſtanden da unter dem Donner von 2000 Kanonen. Wer mag da noch leben? Ich kann nur weinen, freuen kann ich mich nicht. — O meine Sechs hat Gott auch beſchützt. — Ich möchte beten, aber mein Kopf, meine Nerven ſind mir zu angegriffen.“ Und Tags darauf bei der Schilderung des fortdauernden Jubels: „Ich ſah nie ſo etwas, das Rufen ſtieg zum Himmel, ich weinte und dachte: Teutſchland, ach Teutſchland iſt befreit! Lebte doch die Königin noch! Wie wird Leopold herablächeln!“ Dem Einzug des Königs konnte ſie nur verſtohlen zuſehen, weil ſie ernſtlich unwohl war. Er kam zu der Kranken. Sie ſprachen von der Königin, der König weinte wie in den erſten Wochen nach ihrem Tod und ſagte, er könne nichts mehr genießen, es wäre ihm Alles zerriſſen. Dann lobte er die tapfern Brüder der Prinzeſſin.

Zwei derſelben, Einer verwundet, weilten nach der Leipziger Schlacht in Deſſau, wo eine Schweſter mit dem Erbprinzen vermählt war. Im November war es der Prinzeſſin vergönnt, dort ihre Geſchwiſter wiederzuſehen. „Wie weggeblaſen“ war ihr bösartiger Huſten ſchon durch den Entſchluß, nach Deſſau zu reiſen. Sie durfte ſich der Lorbeeren mitfreuen, welche die Brüder im Krieg erworben. Noch eine andere Schweſter kam aus Rudolſtadt. Sie genoß „die

gottſelige Geſchwiſterliebe“ in vollen Zügen und kehrte im December nach Berlin zurück. Das neue Jahr brach unter glücklichen Zeichen für Deutſchland an. Sie ſchrieb am Sylveſterabend in ihr Tagebuch: „Hier bin ich, wie ſchon oft an dieſem ernſten Tag, — aber noch nie fehlte mir heut unter den Geſchwiſtern ein theures Haupt, wenn ich ſie liebend überzählte, ſie Gott empfahl und mich ihrer Liebe — aber heute fehlt mein Leopold mir! — Zum erſten Mal, ſeid Fried Thaſſilo im Dom liegt, betrat ich dieſen Ort wieder, wie feierlich waren mir dieſe Hallen! es ward ein Gebet gehalten, über Gottes Hand über uns in dieſem großen Jahr, — ich hab mich recht ausweinen können, denn zu wem mehr, als zu mir konnte er ſprechen! — Mein Vater im Himmel, wache ſchützend über meinen Eltern, Wilhelm, Geſchwiſtern, Kind, Freundinnen und Freunden und mache mich denen Allen ſtets würdiger. — Könnte ich doch beim Rückblick wirklich ſagen, daß ich mich gebeſſert hätte in dem Jahre, aber ich kann das wohl nicht? — Ich fühl's, daß ich leichter gut werden würde in meinem Element, einer ſchönen Natur und entfernt vom Hofleben — ach, wie ſehne ich mich danach! — allmächtiger Gott, gebe der Welt ein Jahr 1813 noch einmal glorreich beendet, beſchloſſen in dieſem 1814ten Jahre, — wie thut mir das Scheiden ſo leid von jedem Jahr und dies war doch ein trauriges für mich! — Lebwohl 1813 — jetzt ſchreibe ich an Wilhelm. Heut bekam ich einen Brief von ihm aus Wiesbaden. Gott ſegne ihn ewiglich. Amen! — Amen!“ —

Die Prinzeſſin hatte in dem denkwürdigen Jahre 1813, ohne daß ſie es ſuchte, mit Widerſtreben und in aller Demuth, gewiſſermaßen die Stellung der Landesmutter in Preußen eingenommen. Als darum der König, bei ſeiner ſiegreichen Rückkehr in die Hauptſtadt im Sommer 1814, im Andenken an die Königin und zur Ehre der Frauen, die dem Vaterlande durch Werke der Liebe und Barmherzigkeit gedient, den Luiſenorden ſtiftete, ſtellte er die Prinzeſſin Wilhelm an die Spitze deſſelben. Und ſo nimmt ſie in der

Geſchichte des Vaterlandes ihre Stelle ein als eine der edelſten und thätigſten Förderinnen jener chriſtlichen Liebesarbeit, die ſeitdem in Frauenvereinen und Diakoniſſenhäuſern eine ſo reiche Nachfolge gefunden hat. Wie im Volke, ſo war ſie in der königlichen Familie durch ihre herzliche Freundlichkeit, durch ihr hülfreiches Weſen geliebt. „Minnetroſt“, — das war der ſchöne Name, den ihre Nichten, in Erinnerung an Fouqués Zauberring, ihr beilegten. Und in der That hatte Fouqué und mancher andre Dichter in der Prinzeſſin, auch wo ihr Name nicht genannt wurde, das Urbild der deutſchen Fürſtin erkannt und beſungen, die mit fürſtlicher Hoheit chriſtliche Milde, mit ernſter Sittlichkeit entzückende Anmuth verband, die als eine ideale Blüthe des deutſchen Weſens von dem deutſchen Volke bewundert und geliebt werden mußte.

In unſerer Darſtellung, die nicht die kriegeriſche, ſondern die religiöſe Bewegung ſchildern will, iſt es natürlich, wenn Prinz Wilhelm, der im Kampfe ſteht, hinter der Prinzeſſin zurücktritt, die in der Stille des Hauſes über die Ereigniſſe der Zeit betrachtend ſich ausſprechen kann. Aber obwohl es unſre Aufgabe nicht iſt, die Thaten des Prinzen zu erzählen, ſo müſſen wir es wenigſtens andeuten: daß er neben einer ſolchen Frau, wie die Prinzeſſin war, als der rechte Mann erſchien, ein Löwe im Kampf, aber voll hingebender Freundlichkeit. Bei Großgörſchen hat er heldenmüthig gefochten. Bei Leipzig ward er durch die Aufgabe den widerſpenſtigen Kronprinzen von Schweden zur Theilnahme an der Schlacht herbeizuziehen, vom Kampfplatz fern gehalten. In Frankreich aber hat er ſich bei Laon durch die nächtliche Erſtürmung des Dorfs Athis unſterblichen Ruhm erworben. Der Prinz führte perſönlich die oſtpreußiſchen Füſiliere grade auf den Feind, „mit dem, man kann ſagen löwenhaften Muth, den er beſitzt,“ ſo ſchreibt der Graf Brandenburg, „und dem er es zu verdanken hat, daß er ſchon zweimal in und vor feindlichen Quarrés gelegen, auch hier mitten im nahen Gewehrfeuer, wo die Kugeln uns hageldicht um die Ohren pfiffen.“

Der Löwe war wie ein Lamm, als bald darauf York in persönlicher Verstimmung den Oberbefehl niederlegte und ihn dem Prinzen Wilhelm vorläufig übertrug. Der Prinz bat den General aufs Dringendste, er möchte sich der großen Sache des Vaterlandes in diesem schwierigen Augenblick nicht entziehen. „Wohl nie", schrieb er, „hat Preußen einsichtsvoller Feldherren mehr bedurft als jetzt, und auf welchen kann es wohl mehr bauen, als auf den Wiederhersteller seines alten Ruhms, der in Kurland wieder herrlich aufblühte, als auf den, welcher das Signal gab zur Abwerfung der fremden Herrschaft, der sein tapfres Heer siegreich führte von den Ufern der Düna bis an der Seine Strand. Als Ihr Mitbürger, als Ihr Unterfeldherr, als Enkel, Sohn und Bruder Ihrer Könige beschwöre ich Sie, das Commando nicht niederzulegen." York kehrte zum Heer zurück. Prinz Wilhelm zog in Paris mit ein, begleitete den König nach England und kehrte, von den drei großen Monarchen mit wohlverdienten kriegerischen Ehrenzeichen geschmückt, vor dem Wiener Congreß auf kurze Zeit in den Schooß seiner Familie zurück. Bei Napoleons Rückkehr von Elba begab er sich zum Heer und half an seinem Theil zum Sieg bei Waterloo. Wie die größten Erschütterungen des Vaterlandes mit schmerzlichen Ereignissen in der Familie des Prinzen zusammengetroffen waren, so nun vaterländisches und häusliches Glück. Der Siegestag von Waterloo war der Geburtstag der Prinzessin Elisabeth. In den folgenden Jahren wurden der Prinz Waldemar und die Prinzessin Marie geboren. Durch diese Erweiterung des Familienkreises wurden die Jahre des öffentlichen Friedens für den Prinzen und die Prinzessin Wilhelm Jahre des schönsten häuslichen Glückes. Bei Gelegenheit ihrer silbernen Hochzeit schrieb sie aus Berlin einer Jugendfreundin: „Ja, es ist ein langer Zeitraum, diese fünfundzwanzig Jahre — und doch habe ich nur Gnade empfangen vom lieben Herrn und ich kann nur loben und danken für Alles, was er an mir gethan hat. Selbst jeder erfahrene Schmerz ist zum Dank geworden. Hier wurde mir so viel

Liebe von allen Seiten bewieſen, daß ich nur beſchämt darüber ſein kann, dennoch, wie unverdient genieß ich das Alles!“ Nur allmälig, aber ſicher hatte ſie die Liebe des Königs Friedrich Wilhelms III. erworben; der Kronprinz hing mit der ganzen Gluth ſeines warmen, erſchloſſenen Herzens an ihr. „Nach einem ſolchen Vater ein ſolcher Sohn, das war Gnade vom Herrn,“ ſo ſchrieb ſie beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV.

Der ſehnſüchtige Wunſch, ihr häusliches Glück in der Stille einer ſchönen Natur genießen zu können, ward durch die Erwerbung des Schloſſes und Gutes Fiſchbach in Schleſien erfüllt. Dort brachte die Familie ſeit 1821 die Sommermonate zu, ja bis gegen Weihnacht dehnte ſich manchmal der Aufenthalt aus. Das Leben in den Bergen war erfriſchend; die Familien in der Nähe, Prinz Radziwill in Ruhberg, Feldmarſchall Gneiſenau in Erdmannsdorf, Gräfin Reden in Buchwald, die Stolberg und Reuß, boten den angenehmſten Verkehr. Und wenn das Glaubensleben der Prinzeſſin durch die Prediger Berlins, die ſie gerne hörte, Strauß, Goßner, Theremin, auf dem Grunde der in den Trübſalsjahren gemachten Erfahrungen zu immer größerer chriſtlicher Beſtimmtheit ſich entwickelte, ſo wirkte dazu gewiß auch der Aufenthalt in Schleſien mit, namentlich der Verkehr mit Buchwald, wo die Gräfin Reden eine Art Mittelpunkt für die Beſtrebungen der Miſſion und Bibelverbreitung war und für ernſte Chriſten aus Deutſchland und England, aus der Landeskirche und der Brüdergemeinde ein offenes Haus hatte. Wie es ihr überhaupt nach des Hofpredigers Strauß Aeußerung in ſeltener Weiſe gelungen war, mit dem innern das ganze äußere Leben zu durchdringen, ſo legte ihr Leben, je tiefer ihr Glauben ſich gründete, deſto helleres Zeugniß davon ab. Für dieſen Glauben, für ihre Liebe zu dem Gemahl und für ihre Freude an Gottes ſchönen Bergen iſt es in gleichem Maße bezeichnend, daß ſie im Jahre 1830 im Verein mit ihren Kindern zum Geburtstag des Prinzen Wilhelm auf dem Falkenſtein, einer der ſchönen Höhen bei

Fiſchbach, ein Kreuz errichten ließ, mit der Inſchrift: „Des Kreuzes Segen über Wilhelm, ſeine Nachkommen und das ganze Thal!“ Von dem Segen des Kreuzes, der in dem Thal ſich ſpüren ließ und von den herrlichen Menſchen, die es bewohnten, angezogen, machte ſich um jene Zeit Stein auf den Weg, es zu beſuchen. Auch in Fiſchbach kehrte er ein und die alte Freundſchaft ward erneuert. Wie theuer der Prinzeſſin noch immer dieſe Freundſchaft war, beweiſt, daß ſie Stein zum Andenken an ſeinen Beſuch ein Schreibbuch ſtickte und zuſandte. „Ich werde dieß ſchöne Geſchenk mit Sorgfalt aufbewahren,“ ſchrieb der edle Greis, „und ſein Gebrauch wird mich an die hochverehrte Geberin mit ehrfurchtsvollem Dank erinnern. Das Andenken an die glücklichen, am Fuß der Schneekoppe zugebrachten Tage begleitete mich auf meiner Zurückreiſe und iſt mir in meiner Einſamkeit ungeſtört gegenwärtig. — Nichts übertrifft an Vollkommenheit das Bild des auf innern Frieden, religiöſen Sinn, geiſtige Bildung gegründeten Familienglücks der Bewohner von Fiſchbach; möge es lange wohlthätig, Heil verbreitend auf Alle, die mit ihnen in Beziehung ſtehen, ungetrübt fortdauern, unter dem Schutz der göttlichen Vorſehung, die dieſes Glück erhalten wird, da ſie es ſo ſorgfältig und väterlich gründete.“ Der Aufenthalt in Schleſien ward nur durch öftere Reiſen in die Heimath, nach Homburg und an den Rhein abgekürzt, wozu durch dreimalige Ernennung des Prinzen zum Gouverneur von Mainz und im Jahr 1830 durch ſeine Berufung zum Gouverneur der Rheinprovinz beſondere Veranlaſſung war. Das leutſelige Benehmen des Fürſtenpaares gewann ihm raſch die Herzen der Rheinländer. Ueberall wurden ſie mit Jubel empfangen. Auch bei dem alten Freunde, bei Stein auf Kappenberg, kehrten ſie ein.

Die Prinzeſſin hatte in den Friedensjahren namentlich durch den Landaufenthalt ihre Geſundheit ſehr geſtärkt gefühlt. Erſt 1845 ward ſie in Darmſtadt beim Beſuch ihrer Tochter Eliſabeth krank und lag dann Wochen lang in dem heimathlichen Homburg ſchwer

darnieder. Noch konnte ſie nach Berlin zurückkehren, aber am 14. April 1846, am 3. Oſtertag, ward ſie heimgerufen. Ihre Kinder und Schwiegerkinder knieeten betend um ihr Bett, ſie ſtarb, während die Prinzeß Marie, jetzt Königin von Baiern, P. Gerhardts wundertröſtliche Worte ſprach: „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir, wenn ich den Tod ſoll leiden, ſo tritt du dann herfür; wenn mir am allerbängſten wird um das Herze ſein, ſo reiß mich aus den Aengſten kraft deiner Angſt und Pein.“

In einem vollen, warmen, chriſtlichen Tone endete dies ſchöne Leben. Die Heimgegangene hatte ſich durch das eiſerne Geſchick zur Vaterliebe Gottes, durch ſchwarze Trübſalswolken zur Sonne der Gnade hindurchgerettet. Ehe ſie noch viel von Chriſtus ſprach, war ſie eine Chriſtin durch die Demuth, mit welcher ſie ſich als ſündig wußte, durch den Glauben, mit welchem ſie das Heil ergriff. Zu dem demüthigen Glauben neigte ſich Chriſtus hernieder und die Frömmigkeit gründete ſich feſter und feſter nur auf ihn. Für die Nachwelt bleibt ſie eine vorbildliche Geſtalt durch die Verbindung ihrer Frömmigkeit mit einem ungemein lebendigen deutſchen Sinn, mit der lauterſten Liebe zum Vaterlande. So hat die hohe Frau ihr königlicher Schwiegerſohn, der nunmehr auch ſchon heimgegangene deutſch geſinnte König Max von Baiern, angeſehen, wenn er in ſeinem dichteriſchen Nachrufe ſie anredet:

Deutſcher Frauen Zier und Krone
Gehe nun zum Frieden ein,
Denn du wollteſt nach dem Throne
Stets des Herren Magd nur ſein.

und von ihr rühmt:

In der Prüfung ſchweren Tagen,
Wo der Korſe Deutſchland ſchlug,

Fürſten ihm zu Füßen lagen
Und Europa Feſſeln trug,
Hat ſie treulich mitgelitten
Für des Vaterlandes Ruhm,
Geiſtig hat ſie mitgeſtritten
Für der Freiheit Heiligthum!

Stand am Bette wunder Krieger,
Wie ein Engel tröſtend mild,
Es begeiſterte die Sieger
Ihrer Tugend hehres Bild.
Im erkämpften ſüßen Frieden
War Beglücken ihre Luſt —
Und die Kraft war ihr beſchieden,
Oft zu tröſten unbewußt.

Die deutſchen Frauen aber weiſt der königliche Sänger auf das Vorbild der Prinzeſſin hin:

Nun an euch, ihr deutſchen Frauen,
Die ihr wißt, was jene war, —
Ja, auf euch darf Deutſchland bauen
In der Stunde der Gefahr!
Nähret der Begeiſtrung Flamme
Für der Väter heilgen Grund,
Wir gehören Einem Stamme,
Knüpfet feſt der Brüder Bund!

Gott gebe uns viele Nachfolgerinnen dieſer herrlichen deutſchen Frau in Schlöſſern, Häuſern und Hütten![28])

7.

Heinrich Karl Friedrich vom Stein.

Napoleons mächtigſter Gegner war Stein. In ihm kämpfte die dem deutſchen Reichsfreiherrn aus altem Geſchlechte eigene Ehrfurcht vor der Geſchichte gegen das revolutionäre Auftreten des korſiſchen Emporkömmlings; das deutſche Gewiſſen gegen die romaniſche Gewiſſenloſigkeit; die Leidenſchaft für das Recht und das Rechte gegen die Maßloſigkeit eines übermüthigen Tyrannen; die tiefe, ernſte Sittlichkeit, welche kein wahrhaftes Gut für den äußern Erfolg hingiebt, gegen eine Leichtfertigkeit, die auf den Trümmern des ſittlichen Lebens ihre Erfolge ſucht; der Glaube an den lebendigen, mit Gerechtigkeit waltenden Gott gegen den Wahn, der auf den Stern des Geſchicks vertraut. Alle andern Beſtrebungen zum Sturze Napoleons haben in Stein ihre zuſammenhaltende Kraft. Friedrich Wilhelm, raſchen, kühnen Entſchlüſſen abgeneigt, bedarf des Steinſchen Muthes, um ſich aufzuraffen; der weiche und beſtimmbare Alexander muß etwas von dem Eiſengehalt des Steinſchen Charakters in ſich aufnehmen, um gegen Napoleon mit der Loſung zu Feld zu ziehen: er oder ich; Scharnhorſts Kriegsrüſtungen ruhen auf der Befreiung der Volkskräfte, welche die Steinſchen Reformen herbeiführen; Gneiſenaus klarer Feldherrnblick, der nur in Paris das Ziel und Ende

des Kriegs .sieht, wäre ohne den ganzen Erfolg, wenn Stein nicht mit unermüdlicher Kraft die politische Verhandlung im deutschen Gleise erhielte, und selbst Blüchers Stürmen erschiene als Tollkühnheit ohne Steins staatsmännisches Handeln, das die Monarchen und Minister fortzieht. Stein verwendet Arndts volksthümliche Beredtsamkeit für die Befreiung des Vaterlandes, Fichtes Hoffnungen auf eine Erziehung eines bessern Geschlechts finden durch seine auf die innere Befreiung eben so sehr wie auf die äußere gerichtete staatsmännische Weisheit eine theilweise Verwirklichung, Steffens' Begeisterung, wie viel Stein sonst gegen den Philosophen haben mochte, wird von ihm gewürdigt, und in der religiösen Vertiefung, welche Schleiermacher predigt, sieht Stein nicht allein für das Volk, sondern vor Allem für sich selbst Heil. Den politischen Luther hat Arndt diesen Gewaltigen genannt: die Vergleichung ist nicht ungeschickt, denn wie Luther war Stein frei von aller Menschenfurcht, weil er Gott fürchtete und sein Gewissen, wie Luther verwarf Stein das Alte nicht aus Neuerungssucht, sondern aus der heiligen Lust an dauerndem, gottgefälligem Leben, wie bei Luther lag bei Stein die Schwäche, die das reinste Menschenbild trübt, in der übersprudelnden Kraft, die Stärke in dem sittlichen Muth, welcher mit einer Welt den Kampf aufnimmt, in der christlichen Demuth, die sich nur als Gottes Werkzeug weiß, in der schönen Menschlichkeit, die im Kampf und Sturm nicht verlernt, zu dem Kleinen und Stillen sich herniederzuneigen. Das Menschliche, Sittliche, Christliche des Mannes herauszuheben, wird in unserer Darstellung die Aufgabe sein. Nachdem wir anderwärts versucht, den großen, lange dem Volk zu unbekannt gebliebenen Mann weitern Volkskreisen nahe zu bringen, werden wir hier sein Leben so erzählen, daß überall der innere Gehalt desselben, durch welchen der Staatsmann auch auf die religiöse Belebung Deutschlands eingewirkt, hervorleuchtet.

Heinrich Friedrich Karl, Reichsfreiherr vom und zum Stein ist am 26. Oct. 1757, als das vorletzte von zehn Kindern, von

welchen vier Söhne und drei Töchter die Eltern überlebten, auf dem alten Stammſitz des Geſchlechts zu Naſſau an der Lahn geboren. Sein Vater war kurmainziſcher Geheimerath und mittelrheiniſcher Ritterrath, ein biedrer, redlicher, heftiger Mann, der ſich durch eine leidenſchaftliche Liebe zur Jagd und zum Walde gegen die phyſiſchen, und durch unverbrüchliche Rechtlichkeit gegen die ſittlichen Einflüſſe des Hoflebens ſchützte, ein ächt deutſcher Mann, dem ſein Sohn die Grabſchrift ſetzte:

Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollmächtig,
Seines Ja war er gedächtig;
Sein Grund, ſein Mund einträchtig,
Sein Wort das war ſein Siegel.

Welch ein Vorbild für den Sohn! Und daneben ſtand die Mutter, eine geborne Langwerth von Simmern, und verwittwete Löw, mit klarem Geiſt, lebhaftem, ſelbſt heftigem Gefühl, feſtem Willen, aber alle dieſe Eigenſchaften durch den chriſtlichen Sinn veredelt, den ſie früh ihrem Kinde einflößte. Noch als Greis hat der Sohn den chriſtlichen Einfluß der Mutter geprieſen, durch welchen er früh lernte, ſich demüthig unter Gottes Hand zu beugen und als williges Werkzeug ihr darzubieten. Das ländliche Leben, das Durchſtreifen der Bergwälder gab ſeinem Leibe Friſche, Kraft und Gewandtheit, und ſein Geiſt fand Nahrung in Dichtung und Geſchichte. Als die Geſchwiſter Shakſpeares Sommernachtstraum aufführten, wies er jede andre Rolle mit dem prophetiſch klingenden Wort: I am the wall! zurück, und um ein Wall ſeinem Volke ſein zu können, forſchte er ſchon jetzt mit Eifer in den Büchern der Geſchichte und ſtärkte ſich an ihren großen Vorbildern. In Göttingen, wo er fleißig Rechts- und Staatswiſſenſchaft und Geſchichte unter der Leitung berühmter Gelehrten ſtudirte, ging ihm der Stern der Freundſchaft auf. Ein wunderbares Geiſtesleben regte ſich damals

in Deutschland: Friedrich und Maria Thereſia und der nordameri-kaniſche Freiheitskrieg hatten die ſchlafende Welt aufgerüttelt, Kants Philoſophie blühte, Klopſtock, Leſſing, Herder, Göthe hatten den Zauber ihrer Dichtungen ſchon entfaltet, die jugendlichen Gemüther ſchloſſen ſich gegenſeitig auf. Aber während die Grafen Stol-berg in poetiſcher Ueberſchwänglichkeit mit dem bäuerlichen Voß um die Eiche tanzten oder bei den Freundſchaftsgelagen unter dem Fluch auf alle Tyrannen ihm ans Herz ſanken, pflegte Stein mit Bran-des und namentlich mit Rehberg, dem ſpätern hannöverſchen Staats-mann, einer ruhigern Freundſchaft, die realer auf künftiges Arbeiten und Wirken gerichtet war. „Es war," ſchreibt Rehberg über dieſe Zeit, „in allen ſeinen Empfindungen und Verhältniſſen etwas Leiden-ſchaftliches: aber welche Leidenſchaft! Dem lebendigen und unbiegſamen Gefühle für alles Große, Edle und Schöne unterordnete ſich in ihm ſogar der Ehrgeiz von ſelbſt. Mit den wenigen Menſchen, denen er ſich hingab, war er nur durch die Vermittlung ſeiner Empfin-dungen verbunden, und wer dazu gelangte, konnte nicht anders, als ihn wieder leidenſchaftlich lieben." Obwohl nun Stein und Reh-berg einen innigen Herzensbund miteinander geſchloſſen hatten, gin-gen ſie doch im Religiöſen verſchiedene Wege. Rehberg wandte ſich Kant zu, Stein blieb bei dem Katechismusglauben, den ihm die Mutter eingepflanzt. Und bis ans Ende hat er den gefährlichen Wegen der Speculation den ſichern Pfad einfältigen Glaubens vorgezogen.

Stein hatte nach Vollendung ſeiner Studien auf der Hochſchule ſich im Leben umgeſehen, das alte deutſche Reich in Wetzlar, Regens-burg und Wien betrachtet, die Höfe von Mannheim, Darmſtadt, Stuttgart und München gemuſtert und war nach ſeinem Stammſitz zurückgekehrt. Es trat nun die Aufgabe, ſich für einen Lebensberuf zu entſcheiden, an ihn heran, die er mit ſittlichem Ernſte erfaßte. Zunächſt zeigt ſich dieſer ſchon darin, daß er überhaupt einen Lebens-beruf ſuchte. Er war durch Familienbeſchluß zum Erben und Stamm-

halter ernannt worden, er hätte in der Bewirthſchaftung ſeiner Güter, in der Sorge für ſeine Untergebenen, in der Pflege geiſtiger Intereſſen, wie ſie dem Adel wohl anſteht, eine hinlängliche Aufgabe finden können. Aber der Drang ſeines gewaltigen Weſens ging auf öffentliche, vaterländiſche Thätigkeit. Und da iſts bezeichnend, daß ihm Reichstag, Reichskammergericht, Reichshofrath und Fürſtenhöfe als morſche Schläuche erſchienen, in denen der neue, in ſeinem Geiſte gährende Moſt nicht Raum hatte, daß er gegen die Tradition der Familie den Dienſt in dem Staat und bei dem Fürſten ſuchte, zu denen der deutſche Ruhm ſich damals geflüchtet zu haben ſchien. Es war ein deutſcher, ein proteſtantiſcher Zug in Stein, der ihn in den Dienſt des großen Friedrich von Preußen trieb. Und wieder bezeichnend iſt es für den jungen Freiherrn, daß er ſich nicht damit begnügte, Kämmerer des Königs zu ſein, ſondern daß er ſich unter dem Miniſter von Heinitz als Referendar im Bergwerks- und Hüttenweſen mit allem Eifer in das Studium dieſes Zweiges der Staatsverwaltung warf und auf Reiſen ſeine Kenntniſſe erweiterte. Im fünfundzwanzigſten Jahre war er ſchon Oberbergrath, im ſiebenundzwanzigſten zog er zur Leitung der weſtfäliſchen Bergämter und der Mindenſchen Bergwerkscommiſſion nach Wetter an der Ruhr. Als ob der Gegenſtand ſeiner erſten Thätigkeit auf ſein Weſen eingewirkt hätte, ſo feſt, ſo ſcharf, wie Eiſen, ſo ſprühend, wenn er erhitzt ward, war ſein Charakter. Jedenfalls kam der innerſten Neigung ſeiner Seele Land und Volk der Mark wohlthätig entgegen. Die Gegend war bergigt, in den Thälern ſtrömten friſche Gewäſſer, der Volksſtamm war kernhaft, tüchtig, fleißig, fromm, im bürgerlichen und kirchlichen Leben auf Selbſtverwaltung gerichtet. In kleinem Raum ſah und förderte Stein hier, was er ſpäter für das ganze Vaterland erſtrebt hat: ein Volksleben, von einem freien und religiöſen Geiſte durchhaucht, nicht büreaukratiſch gebunden, ſondern aus ſeiner innerſten Kraft ſich entwickelnd. Ein Stachel der Sehnſucht nach dem Leben in jener Ge-

gend ist ihm zeitlebens geblieben. Aus der frischen Thätigkeit, die ihn unmittelbar mit den Menschen und ihren Interessen in Berührung brachte, ward er im Jahre 1785 zu einer diplomatischen Mission berufen, die er mit Widerstreben, nur aus Pflichttreue annahm. In Sachen des Fürstenbundes, den der greise Friedrich gegen die östreichischen Bestrebungen, vermittelst des deutschen Kaiserthums die Habsburgische Hausmacht zu vergrößern, zu schließen wünschte, ward Stein an die Höfe von Mainz, Darmstadt, Durlach und Zweibrücken gesandt. Er löste seine schwierige Aufgabe glänzend, behielt aber immer eine Abneigung gegen die diplomatische Laufbahn, einen sittlichen Widerwillen gegen die „elenden Künste der Diplomatie.“ Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn 1786 zum Geheimen Oberbergrath, als welcher er mit dem nachmaligen Minister des Bergbaues, dem Grafen Redern, eine Reise nach England machte. Zwei Jahre später war er in Hamm erster Kammerdirector bei den Kriegs- und Domänenkammern zu Cleve und Mark und besonders mit Leitung des Fabrikwesens, dem Wasserbau am Rhein und an der Ruhr und dem Wegbau beauftragt. Hier hat er sich ein dauerndes Denkmal durch Schiffbarmachung der Ruhr gestiftet, durch welche der Kohlenbau in jenen Gegenden einen unerhörten Aufschwung genommen hat. Außerdem hat er innerhalb vier Jahren zwanzig Meilen Kunststraßen erbaut, wobei er einen Feuereifer bewies, der selten gefunden wird. Man konnte ihm nicht schnell genug arbeiten, und fehlte Geld, so schoß er aus seiner Kasse bedeutende Summen bis zu 10,000 Thalern vor.

Mittlerweile hatte Deutschland mit dem revolutionären Frankreich den ersten unglücklichen Krieg geführt. Als Cüstine gegen Mainz rückte, hatte der preußische Gesandte am Mainzer Hofe, Steins Bruder, die Fürsten vergeblich zum Widerstande zu waffnen gesucht. Mainz fiel und verzweiflungsvoll eilte der Gesandte, um Hülfe zu suchen, ins Land. In Wetzlar traf er mit seinem Bruder, dem westfälischen Kammerdirector, zusammen und beide beriethen in

Gießen mit dem hannöverſchen Feldmarſchall Wallmoden, was zur Vertheidigung des Landes zu thun ſei. Wie ein heiliger Sturm fuhr Stein die Liebe zum Vaterland durch die Seele. Er ſchoß dem Bruder 4000 Gulden vor, die Rettung des Landes zu betreiben, er rüttelte die Landgrafen von Darmſtadt und Kaſſel auf, daß ſie ihre Regimenter zur Wehre ſtellten, er drang auf die Hülfeleiſtung der Hannoveraner, ſeinem König aber gab er ſo guten Rath, daß er nicht rückwärts zog, ſondern vorwärts gen Frankfurt, daß er mit Hülfe todesmuthiger, blind einſtürmender Heſſen die Krönungsſtadt der deutſchen Kaiſer (2. Dec. 1792) befreite und daß er nicht lange darauf auch in Mainz ſeinen Einzug halten konnte. Als Hochheim bei Mainz wieder den Händen der Franzoſen entriſſen war, eilte Stein rheinabwärts; ſchon ſtanden die Franzoſen der Feſtung Weſel gegenüber, ſchon hatten ſie die unbefeſtigte Inſel Büderich beſetzt, ſchon war in der Feſtung von Uebergabe die Rede, da gerieth Stein in einen mächtigen Zorn, bewaffnete die Trainknechte, die er als Verpfleger der Truppen unter ſeinem Befehl hatte, ſteckte ſie in Uniform, ſtellte ſich an ihre Spitze, nahm die Inſel und rettete die Feſtung.

In dieſer Zeit des Sturmes und Dranges führte ihm Gott die Gemahlin zu. Er hatte ſich oft unter ſeinen Geſchäften recht einſam gefühlt, nur das Andenken an ſeine Mutter, das Bewußtſein treuer Pflichterfüllung, der briefliche Gedankenaustauſch mit Freunden, namentlich der edlen Frau von Berg in Berlin, konnten ihm die Oede im Innern wohlthätig erfüllen und beleben. Von der Ehe aber hatte er eine ſo tiefe und ſittliche Auffaſſung, daß er ohne lebendiges Gefühl der Liebe nicht zu ihr ſchreiten wollte. In Gießen und Kaſſel bei ſeinem Zuſammenleben mit der Familie des Feldmarſchalls Grafen Wallmoden, hatte er deſſen Tochter Wilhelmine kennen gelernt. Im Jahre 1793 führte Stein die junge Gemahlin heim. In den erſten Jahren hemmte die Unruhe der Zeit, die das Ehepaar manchmal für Monate trennte, die Verſchiedenheit

des Alters und der Sinnesart die völlige Innigkeit des Verhältnisses. Aber immer mehr wuchs auf beiden Seiten aus der Achtung innige Liebe, welche die kommenden schweren Zeiten und schrecklichen Geschicke überdauerte. 1793 zum Kammerpräsidenten ernannt, bezog er das Schloß zu Cleve als Amtswohnung. So eifrig, so wohlthätig, so aufopfernd war seine Thätigkeit, daß die Herzen des Volks ihm freudig entgegenschlugen. In einer Zuschrift des Wetterkreises beim Erndtefest 1795 heißt es: „Höchste sittliche Größe ists, wenn ein Mann, den Geburts- und Glücksgüter zum unabhängigen Privatleben und zum Genuß seiner reinsten Freuden einladen und berechtigen, diese verläugnet und aus Pflichtgefühl ein mühevolles, öffentliches Leben zum Besten Anderer wählt, um den Beruf, ein Mensch zu sein, ganz zu erfüllen! Heil dem Volke, dem solch ein Mann zu Theil ward! Heil uns!" In größerem Maßstabe arbeitete er weiter, als er im Jahre 1796 zum Oberpräsidenten aller westfälischen Kammern mit dem Wohnsitz in Minden ernannt worden war. Von hier aus pflegte er durch Besuche in Hannover die Freundschaft mit Rehberg und kam Scharnhorst und dem Grafen Münster nahe. Einen ihm im Sommer 1802 gemachten Antrag, Minister in Hannover zu werden, lehnte er ab. Dagegen leistete er um dieselbe Zeit dem preußischen Staat wichtige Dienste bei der Uebernahme ihm in Folge des Friedens von Luneville zugefallner neuer Besitzungen. Als durch die deutsche Schwäche und Uneinigkeit das linke Rheinufer an Frankreich verloren gegangen war und die deutschen Fürsten für die jenseits verloren gegangenen Besitzungen sich diesseits durch die Besitznahme von Bisthümern, Stiftern und Klöstern entschädigen ließen, erhielt Preußen Münster, Paderborn und andere Gebiete in Westfalen, und Stein ward mit der Besitzergreifung beauftragt. Die Aufgabe war schwer, denn es galt, ein katholisches Land, das vortrefflich regiert war und Ursache hatte, auf seinen religiösen Volksgeist und gute Erziehungsanstalten stolz zu sein, einer protestantischen Regierung zu unterwerfen, gegen die in den neuen Ländern großes

Mißtrauen herrſchte. Stein war der rechte Mann zu dieſer Aufgabe durch den Vollgehalt ſeines ſittlich religiöſen Weſens. Die ſeitherigen Einrichtungen und Sitten ſchonte er, mit dem religiöſen Hauch, der in den Kreiſen der Fürſtenberg, Oberberg, Stolberg wehte, hatte er entſchiedene Sympathien, ohne ſeinem Proteſtantismus etwas zu vergeben, und um Vertrauen zu Preußen zu erwecken, brauchte er nur in ſeiner offenen, redlichen, edlen, thatkräftigen Weiſe unter dem Volke aufzutreten. Nachdem die Beſitzergreifung vollendet war, hatte er gemeinſam mit dem General Blücher ſeinen Amtsſitz im Schloſſe zu Münſter. — Es war am Schluß des Jahres 1803, als der Fürſt von Naſſau-Umſingen ein Patent erließ: er wolle die in ſeinem Gebiet gelegenen reichsritterſchaftlichen Beſitzungen gegen andre Reichsſtände ſichern und darüber die Landeshoheit nehmen, wenn die Auflöſung der Reichsritterſchaft erfolgen ſollte. Der naſſauiſche Amtmann nahm Beſitz von Steins Gütern Früchtnd Schweighauſen. Stein richtete ſofort einen Proteſt an den Fürſten, voll edlen Freimuths, voll feuriger Vaterlandsliebe. Für die Größe Deutſchlands war er jedes Opfer zu bringen bereit, für die Vergrößerung der Kleinſtaaten nicht. „Teutſchlands Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit“, ſo ſchrieb der Reichsfreiherr an den Reichsfürſten, „wird durch die Conſolidation der wenigen reichsritterſchaftlichen Beſitzungen, mit denen ſie umgebenden kleinen Territorien wenig gewinnen: ſollen dieſe für die Nation ſo wohlthätigen Zwecke erreicht werden, ſo müſſen dieſe kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Exiſtenz die Fortdauer des deutſchen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorſehung gebe, daß ich dieß glückliche Ereigniß erlebe. — In dem harten Kampfe, von dem Teutſchland ſich jetzt momentan ausruht, floß das Blut des teutſchen Adels. Teutſchlands zahlreiche Regenten, mit Ausnahme des edeln Herzogs von Braunſchweig, entzogen ſich aller Theilnahme und ſuchten die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandlung und Beſtechung der franzöſiſchen Heer-

führer. Was gewinnt Teutschlands Unabhängigkeit, wenn seine Kräfte noch in größerer Masse in diese Hände concentrirt werden? — — Es ist hart, ein erweislich siebenhundertjähriges Familieneigenthum verlassen und sich in entfernte Gegenden verpflanzen zu müssen, die Aussicht aufzugeben, nach einem arbeitsamen und, ich darf es sagen, nützlichen Geschäftsleben im väterlichen Hause, unter den Erinnerungen seiner Jugend, Ruhe zu genießen und den Uebergang zu einem besseren Sein zu erwarten. Es ist noch härter, alle diese Opfer, nicht irgend einem großen, edlen, das Wohl des Ganzen fördernden Zweck zu bringen, sondern um der gesetzlosen Uebermacht zu entgehen, um — doch es giebt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit."

Mit derselben Entschiedenheit, mit welcher er hier für Deutschland gegen einen deutschen Fürsten auftrat, sollte er bald in den Kampf wider Napoleon eintreten. Um dieselbe Zeit, in welcher der erste Consul sich die Kaiserkrone aufsetzte, ward Stein als Staatsminister für Accise, Zoll, Fabriken, Handel und Bank nach Berlin berufen. Er führte das Ministerium in der Zeit vor und nach der Schlacht bei Jena, in der unglücklichsten und schmachvollsten Zeit, welche Preußen erlebt hat. Da bewies er seine Treue im Dienst, indem er die Kräfte des Landes weckte, um die ungeheuren Kosten aufzubringen, welche die böse Zeit erforderte, und indem er im Volke einen muthigen, tüchtigen Geist, der die französischen Fesseln einst zu sprengen fähig wäre, förderte. Wäre es seinem kräftigen, kühnen Rath nachgegangen, Napoleon hätte nicht so lange Deutschland mit Füßen treten dürfen. Stein drang beim König unermüdlich auf die Entfernung der unfähigen und zum Theil unsittlichen Männer, die sich in seinen Rath zwischen ihn und die Minister gedrängt hatten und die eine einheitliche muthige Leitung des Staates hinderten. Nach der Schlacht bei Jena, als Stein die Kassen gerettet hatte und dem Könige nach Königsberg gefolgt war, ward er, je furchtbarer die Noth der Zeit drückte, desto andringender mit seiner

Bitte beim König, die Verbeſſerung der oberſten Staatsverwaltung durchzuführen. Dem König, der gern ſelbſt ſah, ſelbſt entſchied, und ſo große, raſche Entſchlüſſe, wie Stein forderte, nicht wollte, ward Steins Andrängen zu viel. In einem derben Briefe ſagte der König dem Miniſter auf „gut deutſch“ ſeine Meinung, daß er ihn für einen widerſpenſtigen, trotzigen, hartnäckigen, ungehorſamen Staatsdiener halte, der auf ſein Genie und ſeine Talente pochend, ohne das Beſte des Staats vor Augen zu haben, aus Leidenſchaft und perſönlichem Haß und Bitterkeit handle. Dem Miniſter blieb nichts übrig, als um ſeine Entlaſſung zu bitten, die ihm auch gewährt ward. Es iſt wahrhaft tragiſch, wie zwei durchaus edle Männer, weil die Energie mit der Bedenklichkeit, das raſche Zufahren mit dem langen Beſinnen, der geniale Blick über das Ganze mit dem ängſtlichen Haften am Einzelnen ſich nicht vereinigen kann, in der gefährlichſten Lage, da der Eine des Andern am meiſten bedarf und dieſer ihm am liebſten dienen möchte, von einander ſcheiden. Sobald Stein weg war, ward die Lücke ſchmerzlich gefühlt, die er gelaſſen. England, Rußland und Oeſtreich hatten kein Vertrauen zu Preußen, weil Stein nicht mehr preußiſcher Miniſter war. Die Beamten, welche unter ihm gedient hatten, trauerten über das Scheiden des Mannes, unter deſſen Leitung ſie am beſten dem Vaterlande zu dienen glaubten. Und Preußen ging von einer Demüthigung zur andern. Als der Friede mit Frankreich unterhandelt werden ſollte, erklärte Napoleon: er wolle lieber vierzig Jahre länger Krieg führen, als mit dem Miniſter Hardenberg unterhandeln. Da mußte der König auch dieſen entlaſſen. Hardenberg empfahl dem König, Stein zurückzurufen. Und Napoleon ſelbſt, der wohl dachte, wenn Stein Miniſter wäre, ginge es mit den Zahlungen, die Preußen an Frankreich entrichten ſollte, beſſer, ſoll zum König geſagt haben: Nehmen Sie den Baron vom Stein, er iſt ein geſcheidter Mann! An demſelben Tage, an welchem der Friede von Tilſit unterzeichnet und Preußen um die Hälfte verkleinert ward, ſchrieb die Prinzeſſin Luiſe

Radziwill, unter den fürſtlichen Frauen vielleicht die thatkräftigſte Vorfechterin in Allem, was Napoleons Sturz bezweckte, an Stein: Blücher und Hardenberg fügten Briefe hinzu: ſie Alle beſchworen Stein zurückzukommen. Stein weilte auf ſeinem Stammſitz zu Naſſau, ordnete ſeine eigenen Angelegenheiten, ſann über die Rettung des Vaterlandes und pflegte ſeine durch Gicht angegriffene Geſundheit, als zwei Feldjäger die Briefe überbrachten. Nie iſt ſeine Treue im Dienſt, ſeine Selbſtverleugnung, ſeine Hingabe an das Vaterland in ſchönerem Lichte erſchienen, als da der ſchwerverletzte, durch Krankheit gebeugte Mann ſeiner Gemahlin die Antwort an den König dictirte: „Ich befolge die Befehle unbedingt und überlaſſe E. K. M. die Beſtimmung jedes Verhältniſſes, es beziehe ſich auf Geſchäfte oder Perſonen, mit dem E. K. M. für gut halten, daß ich arbeiten ſoll. In dieſem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es ſehr unmoraliſch, ſeine eigene Perſon in Anrechnung zu bringen, um ſo mehr, da E. M. ſelbſt einen ſo hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.“ Sobald die Geſundheit es erlaubte, verließ der Held, der ſich ſelbſt bezwungen, Weib und Kind und Haus und Hof und eilte dem Könige in ſein Unglück nach, um ihn zu halten, zu ſtärken. Mit unausſprechlichem Segen hat Stein nun gearbeitet, Außerordentliches in der kurzen Zeit vom September 1807 bis zum November 1808 vollbracht. Das war ſein Streben im Verein mit gleichgeſinnten Männern, einen ſittlichen, religiöſen, vaterländiſchen Geiſt im Volke zu wecken, der bereit ſei, auch mit Opfern die Freiheit und Selbſtändigkeit bei der erſten günſtigen Gelegenheit wieder zu erringen. „Hat eine Nation ſich über den Zuſtand der Sinnlichkeit erhoben“, ſo ſchrieb er, „hat ſie ſich eine bedeutende Maſſe von Kenntniſſen erworben, genießt ſie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit, ſo richtet ſie ihre Aufmerkſamkeit auf ihre eigenen National- und Communalangelegenheiten. Räumt man ihr nur eine Theilnahme daran ein, ſo zeigen ſich die wohlthätigſten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeiſtes; verweigert

man ihr alles Mitwirken, ſo entſteht Mißmuth und Unwille, der entweder auf mannigfaltige ſchädliche Art ausbricht oder durch gewaltſame, den Geiſt lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und die mittleren Stände der bürgerlichen Geſellſchaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Thätigkeit ausſchließend auf Erwerb und Genuß geleitet wird; die obern Stände ſinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müſſiggang oder wirken nachtheilig durch wilden unverſtändigen Tadel der Regierung. Die ſpeculativen Wiſſenſchaften erhalten einen uſurpirten Werth, das Gemeinnützige wird vernachläſſigt und das Sonderbare, Unverſtändliche zieht die Aufmerkſamkeit des menſchlichen Geiſtes an ſich, der ſich einem müſſigen Hinbrüten überläßt, ſtatt zu einem kräftigen Handeln zu ſchreiten.“ Zu kräftigem Handeln ſuchte er die Nation aufzurütteln, kräftig handelte er darum vor Allem ſelbſt. Während die ungemeſſenen Geldforderungen Napoleons vollauf zu thun gaben, ließ Stein keinen Augenblick die Reformen des Staatslebens aus dem Auge. Sollten die Forderungen befriedigt, ſollte in Zukunft das Vaterland wieder befreit werden, ſo mußte dem Volk vor Allem Freiheit gegeben werden, materielle und geiſtige. Das Grundeigenthum ward alsbald nach Steins Eintritt ins Miniſterium für frei erklärt, und damit fiel die Eigenbehörigkeit, Leibeigenſchaft und Erbunterthänigkeit. Freier ward die Verwaltung der Gemeinden in Stadt und Land, auf freien Gebrauch der geiſtigen Kräfte zielte Stein in ſeinen Bemühungen für die Erziehung, für den Lehrſtand, für den Adel, für die Landſtände und, als Schlußſtein für den organiſchen Aufbau des Volkslebens, hoffte er in wenig Jahren die Reichsſtände einberufen zu können. Alle dieſe Reformen mußten der durch Scharnhorſt unternommenen Herſtellung des Heers zu gut kommen: der freie Bürger hatte Luſt, für König und Vaterland Gut und Blut einzuſetzen. Schon waren die Gedanken vieler patriotiſchen Männer auf Landſturm und Landwehr gerichtet, und als in Spanien der Volkskrieg gegen Napoleon ausbrach, als Oeſtreich gegen

ihn rüſtete, da fing Stein mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen zu hoffen an, da glaubte er an die Möglichkeit, daß auch Preußen mit in den Kampf eintrete und erwartete einen Aufſtand in den altpreußiſchen Provinzen, in Weſtfalen und Heſſen gegen den Zwingherrn. Ein Brief, in welchem Stein ſolche Hoffnungen ausſprach, ward aufgefangen, Franzoſen und Franzoſenfreunde fielen über ihn her, als ob er das Vaterland ins Verderben ſtürze, er glaubte, dem König die Bitte um Entlaſſung ſchuldig zu ſein. Der König zögerte und gab ſie ihm erſt im November, nachdem die ſchwächliche Politik abermals über die ſtarke geſiegt hatte und mit Napoleon ein neuer Vertrag abgeſchloſſen worden war. Leidenſchaftlich geliebt von den Guten, leidenſchaftlich gehaßt von den Schlechten, verließ er den Staatsdienſt, nachdem er Alles gethan, was zu thun war, um dem Geiſt ſeiner Verwaltung in Geſetzen und Einrichtungen dauernde Wirkung zu verleihen. In einem Rundſchreiben an die Beamten legte er ſein politiſches Teſtament nieder: die Regierung geht nur von der höchſten Gewalt aus, der Beſitz eines Grundſtückes kann nicht zur Herrſchaft über einen Mitunterthanen das Recht verleihen, die Erbunterthänigkeit iſt vernichtet, eine allgemeine Nationalrepräſentation ſteht in Ausſicht, der Adel muß reformirt und die Kluft zwiſchen ihm und dem Bürgerſtande ausgefüllt werden, die Wehrpflicht iſt allgemein, die Frohnen werden auf geſetzlichem Wege abgeſchafft und wenn Alles gedeihen ſoll, muß der religiöſe Sinn des Volks neu belebt, unwürdige Geiſtliche müſſen beſeitigt, leichtfertigen und unwiſſenden Candidaten muß der Eintritt ins Amt gewehrt, der Gottesdienſt muß durch größere Feierlichkeit eindringlicher geſtaltet werden. Und mit der Jugend werde begonnen durch eine Erziehung, die jede geiſtige und ſittliche Kraft weckt, Liebe zu Gott, König und Vaterland pflegt und mit der Heranbildung eines ſittlich kräftigen Geſchlechts eine beſſere Zukunft verbürgt.

Kaum war Stein nach ſeiner Entlaſſung aus dem Dienſt in Berlin eingetroffen und mit ſeiner Familie nach fünfzehnmonatlicher

Trennung wieder vereinigt, so erschien der französische Gesandte St. Marsan mit einem aus Madrid vom 16. Dec. 1808 datirten kaiserlichen Decret des Inhalts: „1. Der Namens Stein, welcher Unruhe in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbunds erklärt. 2. Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbunds besitzen sollte, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere oder unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht." In allen Theilen Deutschlands, welche dem französischen Heere gehorchten, war die Achtserklärung bekannt gemacht, der preußischen Regierung war mit Krieg gedroht, wenn Stein sich noch in preußischem Dienste oder Lande befände. Er mußte fort. Aber Napoleons Haß hatte seinen Feinden ihren Führer bezeichnet. Die Aechtung umgab ihn mit dem Glanze des Märtyrers. Er ward das Zeichen, um welches Alle sich schaarten, die auf Deutschlands Befreiung hofften. Von Segenswünschen und Gebeten begleitet, unter dem Eindruck einer Predigt von Schleiermacher, die er am Neujahrstage mit den Seinigen gelesen „über das, was der Mensch zu fürchten habe und was nicht zu fürchten sei," unterwegs in Buchwald bei der frommen Familie des Grafen Redern gastlich aufgenommen, von dem trefflichen Grafen Geßler über die Grenze geleitet, ging er nach Prag. Hier und in Brünn lebte er einige Jahre der Ruhe mit seiner Familie. An der östreichischen Erhebung im Jahr 1809 nahm er lebhaften Antheil, wie freute er sich, als Erzherzog Karl bei Aspern gezeigt, daß deutsche Waffen im Stande seien, Napoleon zu schlagen, als die Hoffnung grünte, von Oestreich aus werde die deutsche Freiheit ihren Siegeslauf durch alle deutschen Länder beginnen! In demselben Jahre kam die Kunde, daß die Engländer ein Herr an der Küste von Norddeutschland landen zu lassen gedächten, um gegen Napoleon zu kämpfen. Stein griff die Sache lebhaft auf und wünschte, daß alles, was in Norddeutschland die Arme regen könne,

unter der Führung eines deutschen Prinzen sich zu dem englischen Heere sammle, um Deutschland zu befreien. „Daß die Theilnahme an einer solchen Maßregel," schrieb er damals, „wenn sie mißglückt, meine ganze bürgerliche Existenz in Deutschland vernichtet, davon habe ich die lebhafteste Ueberzeugung, sie wird mich aber jetzt so wenig, als es in viel traurigeren Lagen geschah, abhalten, meine Pflichten gegen mein Vaterland zu erfüllen." Damit die Erhebung in Norddeutschland keine gesetzlose werde, wünschte er, daß die norddeutschen Staaten unter dem Schutze des deutschen Kaisers einen deutschen Bund schlössen zur Wiederherstellung der deutschen Unabhängigkeit von fremder Gewalt und zur Zerstörung des Rheinbundes. Ein ächt deutsches Heer sollte zu Felde ziehen unter Fahnen, auf denen die Namen der großen deutschen Kaiser leuchteten, im Heer sollte durch Gottesdienst gesorgt werden, daß die kriegerische Begeisterung eine heilige bleibe. Und während er mit den deutschgesinnten Männern im Königreich Westfalen, durch Gneisenau und Schleiermacher, Prinzeß Wilhelm mit Preußen, durch Stadion und Gentz mit Oestreich in Verbindung stand und überall hin den Flammenhauch seines Geistes wehen ließ, erfüllte er zugleich die Pflichten des Vaters mit Treue, indem er seinen Töchtern Unterricht in der Geschichte ertheilte, immer im Großen wie im Kleinen darauf bedacht, wie ein tüchtiges, frommes, freies Geschlecht aus den Trümmern des deutschen Reichs erweckt werden könne.

Aus dieser stilleren Thätigkeit ward Stein plötzlich auf den offenen Kampfplatz gerufen. Napoleon zog gegen Rußland. Der Kaiser Alexander, im Begriff, alle Kraft gegen den Zerstörer der europäischen Freiheit einzusetzen, erinnerte sich Steins, seiner ausgezeichneten Fähigkeiten, seines unerschütterlichen Muthes, seiner unauslöschlichen Liebe zur Menschheit. Er schickte ihm Botschaft nach Prag und lud ihn ein, nach Rußland zu kommen und ihm mit seinem bewährten Rath zur Seite zu stehen. Stein, vom Sturm der Thatenlust ergriffen, eilte und kam am 12. Juni 1812 in

Wilna im Hauptquartier des Kaiſers an. In bewundernswürdiger Reinheit ſtrahlt ſein Charakter während der neuen Thätigkeit, die ihm Gott zugewieſen. Er trat nicht in den ruſſiſchen Dienſt und begehrte nicht nach ruſſiſchen Ehren. Er war des Kaiſers perſönlicher Rathgeber, ihm hauchte er Muth ein, um bis aufs Aeußerſte gegen den Feind zu kämpfen: aber Deutſchland, ſein heißgeliebtes Vaterland, war es, das er meinte, deſſen Befreiung ſein ganzes Gemüth erfüllte und jeden Nerv in Spannung ſetzte. Schon dachte er daran, daß das ſiegende ruſſiſche Heer den gejagten Feind nach Deutſchland hin verfolgen würde. Für dieſen Fall arbeitete er an der Gründung einer deutſchen Legion; preußiſche Offiziere, die nach Rußland gegangen waren, um nicht mit, ſondern gegen Napoleon zu kämpfen, ſollten ſie bilden; er hoffte ſie in Verbindung mit einer engliſch-ſchwediſchen Landung in Norddeutſchland bringen zu können, und wenn erſt ein ſolcher kriegeriſcher Halt da wäre, dann erwartete er einen Aufſtand des deutſchen Volkes in Preußen, Hannover, Weſtfalen, Heſſen. Durch den Staatsrath Gruner, der in Prag ſich aufhielt, knüpfte er tauſend Fäden zur Beförderung einer ſolchen Erhebung an. Nicht blos vom Schwerte hoffte er, er hoffte vom Geiſte, vom Gewiſſen: die Profeſſoren an den deutſchen Hochſchulen, die proteſtantiſchen Geiſtlichen, die begeiſterte Jugend, alles geiſtig Lebendige, ſittlich Kräftige ſuchte er zu erregen. Er berief Arndt zu ſich nach Rußland, um der deutſchen Legion den rechten Geiſt einzuhauchen, um vom ſichern Ort aus das beflügelte Wort in Lied und Schrift wie fliegende Funken in die Pulverkammern deutſcher, unter den Ketten knirſchender Herzen zu werfen. Deutſchland, Deutſchland über Alles! Das war der Grundton ſeines Lebens und Strebens, auch in Rußland. Was mit dieſem Ton nicht ſtimmte, das galt ihm nichts. „Es iſt mir leid,“ ſchrieb er dem Grafen von Münſter nach London, „daß Ew. Excellenz in mir den Preußen vermuthen und in ſich den Hannoveraner entdecken — ich habe nur Ein Vaterland, das heißt Deutſchland, und da ich nach

alter Verfaſſung nur ihm und keinem beſondern Theil deſſelben angehörte, ſo bin ich auch nur ihm und nicht einem Theil deſſelben von Herzen ergeben. Mir ſind die Dynaſtien in dieſem Augenblick großer Entwicklungen völlig gleichgültig, es ſind blos Werkzeuge; mein Wunſch iſt, daß Deutſchland groß und ſtark werde, um ſeine Selbſtändigkeit, Unabhängigkeit, Nationalität wieder zu erlangen und beides in ſeiner Lage zwiſchen Frankreich und Rußland zu behaupten: das iſt das Intereſſe der Nation und ganz Europas, es kann auf dem Wege alter zerfallner und verfaulter Formen nicht erhalten werden." Steins Freudigkeit und Muth blieb ſich unter den Wechſelfällen des Krieges gleich. Die Räumung, der Brand Moskaus ward in St. Petersburg, wo ſich Stein damals aufhielt, nicht alsbald in ihrer heilſamen Bedeutung erkannt. „Es kann ſein," ſagte Stein zu Arndt, als die Botſchaft eingetroffen war, „daß wir nach Orel oder gar nach Orenburg die Fahrt antreten müſſen. Ich habe ſchon zwei- dreimal im Leben mein Gepäck verloren; was thuts? ſterben müſſen wir ja doch einmal. Es iſt ein erbärmlich Volk, die meiſten Menſchen." Und dann, als er mit Arndt, Dörnberg und andern Tapfern zu Mittag aß, war er unbeſchreiblich fröhlich und trank auf Spanien und England und auf alles, was Napoleon ſtürzen konnte. Als dann Napoleon zurückziehen mußte, als ſein Heer zu Grunde ging, da hatten auch die, welche vorher nur zum Frieden mit ihm gerathen hatten, große Worte. Bei einem kaiſerlichen Familienfeſte, zu welchem Stein geladen war, ſprach die Kaiſerin Mutter, eine würtembergiſche Prinzeſſin, aufgeregt von Glück und Sieg: „Fürwahr, wenn von dem franzöſiſchen Heer Ein Mann über den Rhein ins Vaterland zurückkommt, werde ich mich ſchämen, eine Deutſche zu ſein!" Stein wechſelte die Farbe von Roth zu Weiß, und plötzlich ſich erhebend brach er in dieſe Worte aus: „Eure Majeſtät haben ſehr Unrecht, dieß zu ſagen, und zwar vor den Ruſſen zu ſagen, welche den Deutſchen ſo viel verdanken. Sie ſollten nicht ſagen: Sie werden

ſich der Deutſchen ſchämen, ſondern ſollten Ihre Vettern nennen, die deutſchen Fürſten. Ich habe in den Jahren 1792, 93, 94, 95, 96 u. ſ. w. am Rhein gelebt; das brave deutſche Volk hatte nicht Schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verſtanden, nie wäre ein Franzoſe über die Elbe, geſchweige die Weichſel und den Dnieper gekommen!“ Die Kaiſerin, anfangs beſtürzt über die kräftige Rede, faßte ſich doch bald und erwiederte würdig: „Sie haben recht, Herr Baron, ich danke Ihnen für die Lection!“

Im Januar 1813 ging Stein nach Preußen, von Alexander beauftragt, die Mittel des Landes den Unternehmungen gegen Napoleon dienſtbar zu machen. York hatte bereits die Convention abgeſchloſſen, durch welche er ſein Heer aus Napoleons Dienſt befreite und für eine deutſche Politik Preußens bereit hielt. Stein und York — die beiden Helden heben ſich aus allem Herrlichen heraus, was Preußens Hauptſtadt, Königsberg, damals einſchloß, beide Männer von ſtarkem Eiſengehalt, Stein mehr ſprühend, York mehr ſchneidend. Stein, der Erbe eines alten Namens und großer Beſitzungen, der reichsunmittelbare Freiherr, zum Herrſchen wie geboren, York ohne lange Ahnenreihe, von armem Adel, eines Predigers Enkel, eines Hauptmanns Sohn, nur auf ſeinen Degen gewieſen, aber auf den kriegeriſchen Dienſt ſo ſtolz, als irgend ein Fürſt und Graf und Freiherr auf ſein Geſchlecht. Stein, wenn er auch in Preußen den Hort deutſcher Größe erkannte, ſo war es doch immer Deutſchland, was ihm am Herzen lag. York, einſt aus preußiſchem Dienſt verſtoßen, fühlt keinen feſten Boden unter ſich, bis er wieder zur preußiſchen Armee gehört, ſeinem König und ſeinem preußiſchen Vaterland iſt er unbedingt ergeben. Stein, voll Vertrauens auf die Volkskraft, darum unermüdlich, in Reformen dieſe Kraft zu entfeſſeln, York einſt Einer der heftigſten Gegner der Steinſchen Reformen, gegen das Genialiſche mißtrauiſch, im ganzen Feldzug gegen Frankreich in des Marſchalls Vorwärts Heer der Vorderſte, aber

oft verstimmt gegen Blüchers und Gneisenaus hochfliegende Gedanken. Die Lage der Dinge war höchst schwierig. Stein, der ehemalige Minister Preußens war beauftragt, die Kräfte des Landes gegen die Franzosen aufzubringen, aber durch einen fremden Monarchen. York hatte sich von den Franzosen zu den Russen gewendet, aber ohne Befehl seines obersten Gebieters. Schön, Dohna und so viele treffliche Männer wußten, daß es heiße, den König und das Vaterland retten, wenn sie in Steins Gedanken thatkräftig eingingen. aber sie hatten keinen Befehl ihres Königs. Der Landtag ward berufen auf Steins Verlangen. Man nannte ihn „landständische Versammlung" und behielt sich, indem man Hand ans Werk legte, des Königs Genehmigung vor. Stein verlangte, York sollte dem Landtag Eröffnungen machen. Dieser behauptete, Stein müsse es thun. Schön trat vermittelnd dazwischen. Es gab heftige Auftritte. Aber die Liebe zum Vaterlande war stark genug, diese starken Männer zu mildern, daß sie sich in das, was Noth that, fügten. Beide waren ja Eins in dem glühenden Wunsche, Napoleon zu vernichten, waren sich gleich in Kühnheit, Furchtlosigkeit, Opferwilligkeit. So bieten sie uns in Königsberg den entzückenden Anblick, daß zwei Männer ersten Rangs, von ausgeprägtester, sich gegenseitig bekämpfender Eigenthümlichkeit um des Vaterlandes willen sich selbst verläugnen und einigen. Was geschehen ist von Königsberg bis Paris, es wurzelt in Steins und Yorks Gesinnung und That.

Der deutsche Krieg begann. Von Königsberg war Stein nach Breslau geeilt, um den König zum Vertrag mit Alexander anzutreiben. Es war Ende Februar. Seine Mission gelang, er selbst ward aufs Krankenlager geworfen. Seine Frau eilte mit ihren Töchtern aus Prag herbei: sie fanden einen Genesenden. Und bald war er wieder in voller Thätigkeit. Nachdem der König am 16. und 17. März die Kriegserklärung und den Aufruf an mein Volk erlassen hatte, kam am 19. ein Vertrag über die Verwaltung der im Laufe des Kriegs zu befreienden Länder zwischen Rußland und

Preußen zu Stande. Stein war die Seele des eingeſetzten Verwaltungsrathes. Von Breslau ging er nach Kaliſch, von da nach Dresden. Dort war er in der lebendigſten Geſchäftsthätigkeit, von allen Seiten angelaufen, nach allen Seiten in ſeiner mächtigen Weiſe wirkend, bald erweckend, bald ſchreckend, die Wonne aller Guten, die Furcht aller Feinde des Vaterlandes, von Napoleon in ſeinen Bulletins beſchimpft und damit dem deutſchen Volke gezeigt als des Guten Grundſtein, des Böſen Eckſtein, des deutſchen Volkes Edelſtein. Nach den Schlachten von Großgörſchen und Bautzen ſah er die Seinen in Prag wieder und zum letztenmal den verwundeten Scharnhorſt. Die Tage des Waffenſtillſtandes brachte er im Hauptquartier zu Reichenbach zu. Als die ſiegreichen Schlachten im Spätſommer geſchlagen wurden, hielt er immer nicht blos die Befreiung Deutſchlands, ſondern zugleich ſeine Neugeſtaltung im Auge. Am Tage nach dem Einzuge der verbündeten Monarchen kam auch er nach Leipzig. Alexander umarmte ihn mit der innigſten Freude. Mit Gneiſenau ſchloß hier Stein einen Bund und ſie faßten den Entſchluß: der Krieg dürfe nur mit der Entthronung Napoleons enden. „Da liegt alſo“, ſchrieb er an ſeine Frau, „das mit Blut und Thränen ſo vieler Millionen gekittete, durch die tollſte und verruchteſte Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden; von einem Ende Deutſchlands bis zum andern wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Böſewicht und der Feind des menſchlichen Geſchlechtes iſt, daß die ſchändlichen Feſſeln, in denen er unſer Vaterland hielt, zerbrochen und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen franzöſiſchen Blutes abgewaſchen iſt... Die Vorſehung iſt gerechtfertigt durch das große Gericht, das ſie über das Ungeheuer ergehen ließ; ſeine Verſtockung hat ihn zu politiſchen und militäriſchen Tollheiten verleitet, die ſeinen Fall beſchleunigt und ihn zum Geſpött des Volks herabwürdigen.“ Am 9. Nov. ging Stein nach Frankfurt. Seine Anweſenheit war dort hoch nöthig. Schon dachte Metternich mit Napoleon Frieden zu ſchließen und ihm die Rheingrenze zu über-

laſſen. Stein hatte von Anfang an, ſeit er mit dieſem Staatsmanne in Berührung gekommen war, ihm nichts Gutes zugetraut. Er gedachte des trefflichen Geiſtes, den Stadion 1809 dem öſtreichiſchen Volke einzuhauchen gewußt. „Jetzt," klagt er, „ſteht ein kalter, abſichtlich flach berechnender Mann an der Spitze, der ſich vor jeder kräftigen Maßregel ſcheut und ſich das Ziel nahe ſteckt und mit kümmerlichem Flickwerk behilft." Er ſah mit Schmerz, daß Metternich durch die Freude über den Beitritt Oeſtreichs zum Krieg gegen Napoleon eine Uebermacht erhielt, die dieſer Mann gewiß auf keine Deutſchland beglückende Art ausüben werde, die man beobachten und beſchränken müſſe. Stein hatte von Frankfurt bis Paris immer zu drängen, wenn Metternich hemmte. Es war ein Glück für Deutſchland, das nicht hoch genug anzuſchlagen iſt, daß Stein in jener Zeit durch ſeine politiſche Stellung und ſeine ſittliche Kraft ein ungemeſſenes Anſehn genoß. Dachten doch die glühendſten Verehrer ſogar daran, ob er nicht deutſcher Kaiſer werden könne! Von Frankfurt ging er nach Freiburg, Baſel, dann nach Frankreich, überall im Hauptquartier thätig, daß die kühnen militäriſchen Gedanken Blüchers und Gneiſenaus keine politiſchen Hemmniſſe erfahren müßten. Er hatte die Freude, in Paris einziehen zu dürfen. „Hier bin ich in Paris ſeit geſtern, dem Jahrestag meiner Ankunft in Dresden" — ſchrieb er am 10. April an ſeine Frau, „welche Ereigniſſe ſeitdem, welcher Abgrund von Unglück, aus dem wir gerettet ſind. Dank der Vorſehung, dem Kaiſer Alexander und ſeinen tapfern Waffengefährten Ruſſen und Deutſchen! Zu welchem Grade von Glück, von Unabhängigkeit, von Ruhm ſind wir gekommen — wir wagen endlich, uns dem Genuſſe der Gefühle hinzugeben, welche dieſe Lage einflößt, und im Frieden in den Schooß unſerer Familien zurückzukehren, das Loos derer, aus welchen ſie beſteht, gegen das Unglück geſichert, welches ihnen Zerſtörung drohte. Nur wenn ich das Gefühl, das ſich über mein ganzes Daſein verbreitet, mit dem des Druckes und der Leiden vergleiche, das neun Jahre mich ergriffen

hatte — nur dieſe Vergleichung ſetzt mich in Stand, den ganzen Umfang meines jetzigen Glücks, die Größe meines vorigen Leidens zu würdigen.“ Sein Werk war vollbracht — er hatte das Seine gethan, um Napoleon ſtürzen zu helfen. Als Napoleon ſich die Kaiſerkrone aufgeſetzt, war Stein preußiſcher Miniſter geworden. So gewaltig ſchien dem Tyrannen der deutſche Reichsfreiherr, daß er ihm die Märtyrerkrone der Acht aufſetzte und ihn damit vor der Welt als einen ebenbürtigen Gegner bezeichnete. Als der Kaiſer die ruſſiſche Grenze überſchritten, ſtand Stein ihm ſchon gegenüber, und jetzt zieht der Geächtete in der Hauptſtadt des Weltherrſchers ein und hilft die Acht über ihn vollſtrecken. Zufrieden, den richtenden Arm Gottes geſehen zu haben, kehrt der deutſche Freiherr auf ſeine Burg heim. Alexander hatte ihn eingeladen, mit nach England zu gehen. Er aber hatte nicht Luſt, ſich von dem Prinz-Regenten begaffen zu laſſen. Von ſeiner Familie mit heißer Sehnſucht erwartet, von ſeinen Untergebenen mit Jubel bewillkommt zieht er in Naſſau wieder ein, das er vor ſieben Jahren verlaſſen, um ſieben Jahre um Deutſchland zu dienen.

Noch war ihm keine lange Ruhe im Hauſe vergönnt. Die vaterländiſchen Angelegenheiten riefen ihn bald nach Frankfurt a/M., von da nach Bruchſal zu Kaiſer Alexander und im September nach Wien auf den Congreß. Nur von ſeiner Anweſenheit ſchienen die beſten Männer zu erwarten, daß die Federn nicht verdürben, was die Schwerter gut gemacht. Er gehörte keiner der Mächte, die das entſcheidende Wort zu ſprechen hatten, als Miniſter an. Er erſchien als Rathgeber Alexanders für die deutſchen Angelegenheiten, er hatte Anſehn als Haupt der oberſten Verwaltung der eroberten deutſchen Länder, größeres aber noch durch ſeine Perſönlichkeit, ſeinen feſten, unbeugſamen, reinen Charakter. Stein that, was er konnte, um für Deutſchlands Verfaſſung etwas zu gewinnen. Mit der Schlußacte, welche aus den zuletzt unter dem Eindruck der Wiederkehr Napoleons etwas raſcher betriebenen Berathungen hervorgegangen

war, zeigte er ſich aber keineswegs zufrieden. Er kehrte nach Naſſau zurück in den erſten Tagen nach der Schlacht bei Waterloo. Als die Monarchen zum zweitenmal in Paris eingezogen waren, regte ſich vielfach das Verlangen nach Steins bewährtem Rathe. Er brach von Naſſau auf und kam am 14. Auguſt nach Paris. Aber dem redlichſten Willen gelang es nicht, durch die widerſtreitenden Intereſſen ſo vieler länderbegieriger Monarchen hindurch für Deutſchlands Ehre die volle Beute zu gewinnen. Er kam ſchon am 16. September in Naſſau wieder an. Die Friedensjahre begannen für ihn. Er baute ſeinen Thurm in Naſſau aus, in welchem er alle ſeine deutſchen Schätze an Büchern und Bildwerken zu ſammeln gedachte; er bewerkſtelligte die Erwerbung der Domäne Kappenberg in Weſtfalen, er wirkte durch Briefwechſel nach allen Seiten, daß das Ungenügende, was durch die Bundesverfaſſung den deutſchen Ländern gewährt ward, genügend verwirklicht würde. Die öſtreichiſche Präſidialgeſandtenſtelle beim Bundestag ſowohl als die preußiſche Geſandtenſtelle ſchlug er aus. Aber beim Ordensfeſt in Berlin im Januar 1816 klang ſein Name als der erſte; er allein erhielt den ſchwarzen Adlerorden. Die Winter der nächſten Jahre brachte er in Frankfurt zu, im Sommer war er abwechſelnd in Naſſau oder Kappenberg, ſpäter brachte er auch den Winter auf einer dieſer Beſitzungen zu. 1818 wohnte er auf Einladung des Kaiſers Alexander dem Congreß zu Aachen bei, 1819 verlor er ſeine Frau. 1820 machte er eine Reiſe mit ſeinen Töchtern nach der Schweiz und Italien. In den letzten zehn Jahren ſeines Lebens widmete er ſeine beſte Kraft der Sammlung der Quellen für deutſche Geſchichte und dem weſtfäliſchen Landtag. Wir werden, nachdem wir einen Abriß ſeines Lebens gegeben, den innern Gehalt dieſes Lebens nach ſeinen verſchiedenen Beziehungen anſchaulich zu machen verſuchen.

Der Menſch pflegt auch in dem Innerſten und Freiſten, was er haben ſoll, in ſeinem Glaubensleben, von ſeiner Geburt, ſeiner

Erziehung, den Zeitverhältniſſen abhängig zu ſein. Der ewige Gehalt des Glaubens erſcheint in einer Form, welche das Gepräge der Zeit an ſich trägt. Steins Jugend fällt in die Zeit des herrſchenden Rationalismus; von ihm hat er die nüchterne Weiſe, ſich über religiöſe Dinge auszuſprechen, die ſcheinbar ausſchließliche Erfahrung auf dem Gebiete des erſten Artikels, die Vorliebe für das Wort Vorſehung, anſtatt der perſönlichen Bezeichnung Gottes. Aber wir ſpüren den Herzensglauben allemal, wenn er von der Vorſehung ſpricht, und die Zeugniſſe ſind untrüglich, daß ihm in der Vorſehung das Vaterantlitz Gottes und dieſes durch Jeſus Chriſtus offenbar geworden war. Ueber ſeine religiöſe Entwicklung giebt er ſelbſt eine Andeutung in dem Briefe, den er nach dem Tode ſeiner Frau an den Pfarrer Stein in Frankfurt ſchrieb: „Dank meinen frommen Eltern und beſonders meiner vortrefflichen Mutter — ward mir frühe Achtung und Liebe für die Lehren und das Leben unſers Heilands eingeflößt, haben gleich Leidenſchaften, Zerſtreuungen, Ueberladung von Geſchäften dieſe Geſinnungen öfters verdunkelt, bisweilen vergeſſen machen, ſo blieb ihr Keim, nie ward er durch Verachtung oder Spott unterdrückt, und er erwachte und entwickelte ſich wieder im Leiden und in den trüben Stunden, die den Abend meines Lebens begleiteten.“ In der That, wie ſelten in dem früheren geſchäftsvollen Leben religiöſe Aeußerungen bei ihm gefunden werden, er erſcheint niemals als ein Ungläubiger, Zweifler, Spötter. Er bewahrt, was er in der Kindheit empfangen, wie ein Samenkorn, das künftiger reicher Entfaltung harret. Und wo die Verhältniſſe ihn zu einer Aeußerung über ſein Glaubensleben anregen, geſchieht es immer in dem chriſtlich beſtimmteſten Sinn, der überhaupt in jener Zeit gefunden werden mochte. In Göttingen bleibt er im Gegenſatz gegen die Philoſophie Kants, welche damals grade auf ſittlich kräftige Männer einen gewaltigen Einfluß übte, beim Katechismusglauben. In ſeinen erſten Aemtern in der Mark haucht ihn der evangeliſche Geiſt, der auch in der rationaliſtiſchen Zeit in

jenen Gegenden eigenthümlich chriſtliches Leben weckte, aufs wohlthätigſte an, und zu tüchtigen Geiſtlichen tritt er, wie wir aus Eylerts Erinnerungen wiſſen, in ein freundliches Verhältniß. Als er ſpäter mit der Beſitzergreifung des Münſterlandes beauftragt war, hat er wieder ein beſonderes Wohlgefallen an dem religiös-ſittlichen Volksgeiſte, der in dem Lande herrſchte, und ſein mildes Urtheil über Stolbergs Uebertritt zum Katholicismus iſt ein ſicherer Beweis, daß auch er die Gehaltloſigkeit des Rationalismus innerhalb der proteſtantiſchen Kirche erkannte und in dem poſitiv Chriſtlichen das ächt Chriſtliche ſah. Wir ſehn ihn in ſpäterer Zeit allen Verſuchen, das Chriſtlichbeſtimmte in der Religion zu erhalten oder wiederzubringen, eine rege Theilnahme zuwenden, er empfiehlt Herder, Chateaubriand, er beſchäftigt ſich mit Schleiermacher. Der Briefwechſel mit der Prinzeſſin Wilhelm hat uns einen Blick in den Ernſt thun laſſen, mit welchem er an der eignen und an Anderer religiöſen Vertiefung arbeitete. Die Jahre 1812, 13, 14 und 15 kamen; Gott offenbarte ſich ihm deutlich in ungeheuren Ereigniſſen und ſeine Briefe bekunden, daß ſeine innerſte Seele den Ruf Gottes verſtand. Er hatte viele große Eindrücke religiös zu verarbeiten, als er endlich ins Stillleben zurückziehen konnte. Wie er ſie in ſich aufgenommen, beweiſen die Freundesgeſpräche, von denen uns Arndt Kunde hinterlaſſen. „Ja, der liebe Gott,“ pflegte er dann zu ſagen, „hat viele unſerer Thorheiten und Verkehrtheiten und auch nicht wenig erbärmliches und ſchlechtes Beginnen ohne unſer Verdienſt zum Guten gewendet, nur ihm allein verdanken wir die Rettung.“ Oder er ſagte: „Lieber Freund, wir haben doch viel gewonnen, Gott wird weiter helfen.“ Wenn er dann der Schlechten gedachte, die das Gute aufgehalten, fügte er hinzu: „Dieſe Welt iſt einmal eine böſe Welt, wo die Schelme oft oben ſchwimmen; man ſehnt ſich oft dahin, wo es beſſer iſt; ich hoffe doch dahin zu kommen, wo man immer in Geſellſchaft von ehrlichen Leuten lebt und einem nicht ſo viele Schelme und feige Schurken begegnen, als einem hier

oft den Weg verſperren wollen.“ Sah er von ſeiner Zukunft im Himmel wieder auf die Zukunft Deutſchlands, dann ſprach er zu dem Freunde: „Ich bin alt und hoffe die neue babyloniſche Verwirrung nicht mehr mit anſehen zu müſſen. Sie ſind viel jünger als ich und werden wahrſcheinlich noch gewaltige Stürme über uns und andere Völker hereinbrechen ſehen. Da thut es Noth, mehr als je mit feſtem Gottvertrauen ſich zu wappnen, um die rechte innere Stütze und Richtung nicht zu verlieren. Gott wird die Welt noch nicht untergehen laſſen, aber die wohlverdiente Züchtigung kann und wird er in ſeiner weiſen Gerechtigkeit nicht immer erlaſſen.“ Die Befreiungskriege hatten ſeinen Glauben wach gerufen. Er arbeitete nun an der Vertiefung deſſelben. Arndt erzählt, er habe ihn nie allein oder mit den Seinen beten geſehen, wohl aber beobachtet, wie Stein zuweilen bei ſeinem Eintritt ein aufgeſchlagenes Bibel- oder Geſangbuch ſchnell bei Seite gethan. Das war auch die Weiſe jener Zeit, daß die Frömmigkeit, gegen deren äußerliches, heuchleriſches Weſen der Rationalismus ſo viel declamirt hatte, auch wo ſie eine aufrichtige war, am liebſten ſich ins Kämmerlein einſchloß und möglichſt wenig von dem offenbarte, was ſie dem Geiſte Gottes dort abgelauſcht. Es iſt aber Thatſache, daß er jeden Morgen nach dem Ankleiden eine Viertel- oder halbe Stunde der ſtillen Betrachtung im Gebet widmete. Dann that er wohl einen Blick aus dem Fenſter oder vom Balkon, um die Landſchaft in der Weihe der heiligen Frühe zu überſchauen. Einen Freund, den er zum Beſuche einlud, bat er, nicht am Charfreitag zu kommen, weil er dieſen Tag ganz zu Andachtsübungen beſtimmt habe. Die Kirche beſuchte er regelmäßig, aber das moraliſche Gewäſche und die blumenreichen Gehaltloſigkeiten rationaliſtiſcher Prediger waren ihm zuwider. Kam er unbefriedigt heim, dann konnte er wohl ſagen: „Die dummen Kerle haben die Capitel vergeſſen, die im Allerheiligſten der Bundeslade in Gold eingewickelt liegen, vor welchen ſie anbeten ſollten; ſie wiſſen viel mehr zu ſchwatzen und Gloſſen über die Ochſen und

Eſel zu machen, welche die Bundeslade ziehen ſollen. Das Herz empor! und den Hut ab in Ehrfurcht! Das empfinden ſie nicht! Je nun, wir können uns doch tröſten; iſt die Predigt ſchlecht, ſo klingt doch noch mitunter ein Lied vom Doctor Luther oder Paul Gerhardt, und wenn man fromm ſein will, ſo gehts doch.“ Gegen die Katholiken war er mild geſtimmt, er fühlte, daß ihn etwas Gemeinſames, das Feſthalten an dem Poſitiven des Chriſtenthums, mit den beſten Katholiken jener Zeit verband. Mit dem Grafen Spiegel, Domherrn in Münſter, nachmals Erzbiſchof in Köln, unterhielt er Jahre lang einen freundſchaftlichen Briefwechſel, in welchem er aber nicht unterließ, auf Mängel in der katholiſchen Kirche hinzuweiſen und ſein evangeliſches Bekenntniß zu wahren. Mit dem katholiſchen Pfarrer Fey aus Bodendorf, den er als ehemaliger Herr von der Herrſchaft Landskron mit einer anſehnlichen Dotation bedacht hatte, gabs, wenn er bei ſeinem Patron zu Beſuch war, allerlei confeſſionelle Kämpfe in Liebe. Kam auf die Verehrung der Heiligen die Rede, ſo ſagte Stein: „Ein Gott und immer wieder Ein Gott, und Gott allein! Immer zu dem Einen, zu dem Höchſten das Herz und die Hände erhoben! Das giebt auch Einen Muth, den rechten Muth. Wir Proteſtanten ſind Soldaten, die im Frieden mit ſchwerem Gepäck ihre Uebungen machen, haben alſo beſſer geübten Athem für den Krieg; ihr Katholiken habt in euren Heiligen die Menge Diener und Troßbuben, die euch das Gepäck abnehmen und ein gutes Stück Weges tragen helfen, ihr habt aber nur halben Athem für die volle Arbeit des Kampfes.“ Er war froh, des Segens zu genießen, den die Reformation Luthers gebracht. „Doctor Luther,“ pflegte er zu ſagen, „hat uns den Weg und den Eintritt in den Himmel Gottlob etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarſchälle, Ceremonienmeiſter und Thürhüter des Himmelspalaſtes weggeſchafft hat. Sie wiſſen, ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch etwas abſchüſſig und gefährlich iſt.“

Wer den innern Zuſammenhang geiſtiger Richtungen erkennt, der wird es nicht auffallend finden, wenn wir nach der Darſtellung der religiöſen Entwicklung, die Stein durchlaufen, ſofort über ſeinen Eifer, ein junges Geſchlecht zu erziehen, ein Wort ſagen. Es lag in der Lauterkeit und Redlichkeit ſeines innern Lebens mit Nothwendigkeit der Wunſch, die Jugend möchte nicht blos äußerlich zum Frohndienſte dieſer Welt abgerichtet, ſondern vor allem innerlich befreit, entwickelt, zu einem ſelbſtändigen, kräftigen Leben erzogen werden. Wir haben geſehen, wie er bei ſeinem Austritt aus dem Miniſterium im Jahre 1808 in ſeinem politiſchen Teſtament zuletzt die Erziehung aufs Stärkſte betont. Mit Fichte und der Königin Luiſe hoffte er viel von einer durch Peſtalozzis Vorbild angeregten Methode, die auf die innere Natur des Menſchen gegründet, jede Geiſteskraft von innen heraus entwickelt, jedes edle Lebensprincip anreizt und nährt. Aber bei dieſem Allgemeinen blieb er nicht ſtehen; wo er konnte, wirkte er ſelbſt auf die Jugend ein und das Mittel, deſſen er ſich am liebſten zur Erweckung eines edlen, kräftigen, tüchtigen Sinnes bediente, war die Geſchichte. Als Oberpräſident in Weſtfalen führte er einen Briefwechſel mit dem Prinzen Louis Ferdinand, deſſen Kräfte er nicht gern in Ausſchweifungen vergeudet, ſondern lieber für das Vaterland aufbewahrt ſah. „Lebt der Mann," ſo ſchreibt er an den Prinzen, „welcher ſich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinlichen Leuten, ſo kann er nur dann ſich erhalten und dieſe Charakterſtärke entfalten, wenn er ſich mit den großen Männern der Geſchichte umgiebt und ſich durch ihre Vorbilder gegen die zerſtörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen ſchützt." Stein war es auch, der auf die Erziehung des Kronprinzen einen entſcheidenden Einfluß übte. Er fand, daß ſein ſeitheriger Erzieher Delbrück für den guten, gefühlvollen, heftigen, lernbegierigen, mit einer lebhaften und fruchtbaren Einbildungskraft begabten Prinzen nicht mehr genüge,

daß für ihn eine allgemeine Erziehung zu einem ſittlichen und unterrichteten Mann nicht hinreichend ſei, ſondern daß frühzeitig ſeine Aufmerkſamkeit auf die Kenntniß der Geſchichte der Nationen und ihrer Beherrſcher, auf die Urſachen ihrer Größe und ihres Verfalls gerichtet werden müſſe, und ſchlug Ancillon vor, der hinfort die Erziehung des Kronprinzen leitete. Seinen eignen Töchtern trug er in der Zeit ſeines Aufenthalts in Böhmen die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution vor, die er nach den beſten Quellen und eignen Erlebniſſen bearbeitete. Sein Schwager Arnim hatte ihm ſterbend die Erziehung ſeiner Kinder ans Herz gelegt. Mit der größten Treue nahm er ſich dieſes Werks an und auch hier war es die Geſchichte, von welcher er heilſame Eindrücke erwartet. „Der Einfluß der Geſchichte," ſo ſchrieb er an den Erzieher der Kinder, Dr. Eiſelen, „iſt wohlthätig für ein junges Gemüth, wenn ſie gründlich, treu, einfältig ſtudirt wird, und man nicht auf der Bahn metaphyſiſcher Schwätzer und politiſcher Sophiſten daherwandelt; ſie erhebt uns über das Gemeine der Zeitgenoſſen und macht uns bekannt mit dem, was die edelſten und größten Menſchen geleiſtet, und was Trägheit, Sinnlichkeit oder verkehrte Anwendung großer Kräfte zerſtört. Ich halte es daher für weſentlich, den Sinn für Studium der Geſchichte zu erregen, und damit den Jüngling vorzüglich zu beſchäftigen." Was er ſo für die Einzelnen durch Anregung zum Geſchichtsſtudium gethan, das wünſchte er in der Zeit des wiedererlangten Friedens für die ganze deutſche Nation zu thun, durch die Sammlung der Quellenſchriftſteller deutſcher Geſchichte. Es bewies einen adlichen Sinn, daß er zu einem Unternehmen, das durch die Gelehrten allein nicht zu Stande gekommen wäre, die Hülfe ſeiner Stellung, ſeiner Verbindungen, ſeiner Kaſſe gerne gewährte, einen deutſchen Sinn, daß er nach den tiefſten Wurzeln deutſchen Weſens und deutſcher Geſchichte forſchte, einen wiſſenſchaftlichen Sinn, daß er ein Werk unternahm, das erſt durch die zweite und dritte gelehrte Hand der großen Menge der Gebildeten Gewinn und Genuß brachte, und

einen proteſtantiſchen Sinn, daß er die Wahrheit förderte, ohne Nebenabſichten, die Andre entweder fürchteten oder wünſchten. War es nicht ächt proteſtantiſch, wenn er an Pertz, der über das Mißtrauen des Kaiſers Franz und des Fürſten Metternich gegen das Unternehmen berichtet hatte, ſchrieb: „Will man das böſe Princip bekämpfen, ſo ſollte man ſich doch nicht zum Verdacht gegen das Gute hinreißen und zum Glauben verleiten laſſen, daß nur das Gewöhnliche, wohl gar nur das Gemeine Vertrauen verdiene. — Wozu die Geſchichte gebraucht werden ſoll? Mir ſcheint, daß eine ſolche Frage von dem ganzen Menſchengeſchlechte längſt beantwortet worden — denn der rohe Wilde, wie der cultivirte Europäer lebt gerne in der Erinnerung der Thaten ſeiner Vorfahren — ſoll Geſchichte auf Univerſitäten einen Lehrſtuhl finden, ſo muß der Lehrer aus reinen, ungetrübten Geſchichtsquellen ſchöpfen. Wer konnte es ſich nur träumen laſſen, daß ein Unternehmen, welches einen ſo ausgemachten literariſchen Werth hat, als eine vollſtändige kritiſche Sammlung der ohnehin größtentheils längſt gedruckten und längſt benutzten Scriptores rerum German., als ein gefahrdrohendes, Staatsmänner beunruhigendes Unternehmen angeſehen werden könne! Ein ruſſiſcher Cenſor ließ in Mitau Tiſſots Avis au peuple, ein bekanntes mediciniſches Buch, ein anderer in Moskau Klopſtocks Meſſias, als myſtiſche Irrthümer verbreitend, verbrennen. Tadelt man nicht mit Recht an der revolutionären Schule, daß ſie alles Geſchichtliche verwerfe, alles Beſtehende zerſtören und ein neues Gebäude aufführen wolle, das in ihrem Gehirn erzeugt worden, in der Luft gegründet ſei?“ —

Ein proteſtantiſcher Athem weht uns aus ſolchen Worten entgegen. Und der Proteſtantismus Steins war der ächte, weil er der evangeliſche war. War er immer der Kirche zugethan und ſah er in den Tagen der Knechtſchaft in der Wirkung kirchlichen Lebens eins der Mittel, durch welches der Nationalgeiſt zur Abſchüttelung der Ketten gekräftigt werden könnte, ſo hat er in ſpäteren Jahren

während seines Aufenthalts in Westfalen sich aufs Eingehendste und Förderlichste mit kirchlichen Fragen beschäftigt. Denn Westfalen und Rheinland haben seit lange in ihrer Verfassung ein Mittel, Unkirchliches von der Kirche zurückzuweisen, dagegen christlich gesinnte Laien in die kirchliche Thätigkeit hereinzuziehen. Nach der Kirchenverfassung der Grafschaft Mark war der Besitzer von Kappenberg Mitglied der Synode, Stein wurde zum Leiter derselben gewählt. Von einer Synodalverfassung, wie sie in jenen Gegenden heimisch war, fürchtete er nicht Wachsthum, sondern hoffte Abnahme des Unglaubens. „Eine Synodalverfassung," schrieb er an Eichhorn, „wird unsere protestantischen aufgeklärten Geistlichen zwingen, zu der Einfachheit der christlichen Lehre zurückzukehren, denn nicht ihr exegetisches, naturphilosophisches Gewäsch, nicht ihr christlich atheistisches Rothwelsch, sondern die einfache Lehre des Christenthums, auf die sich Glaube, Liebe, Hoffnung gründen, will und bedarf das deutsche Volk zur Richtschnur im Leben, zum festen Hort und Anker im Tod: es wird sich solche Geistliche wählen und von andern sich absondern." Sehr angelegentlich beschäftigte er sich noch im Jahre vor seinem Tode als Synodalmitglied mit der Errichtung eines Predigerseminars. Er erbot sich zu einem Beitrag von 5000 ℛ und hoffte Nachfolger zu finden. Aber es galt ihm nicht blos um die äußeren Mittel, der Geist der Anstalt war ihm die Hauptsache. Während er mit der größten Entrüstung einerseits gegen allerlei Erscheinungen des Unglaubens, namentlich gegen die Schule eines Semler, Paulus, Wegscheider, Gesenius, andrerseits gegen Aberglaube und Sectirerei sich ausspricht, fragt er: „was soll gelehrt werden? eine geoffenbarte christliche Religion? etwas Festes, Bestehendes, in einem Geiste, der bekennt, daß Christus von Gott ist oder der das nicht bekennt, den 1. Joh. 4, 1—3 Geist des Widerchrists nennt, der Rationalismus, etwas Unbegrenztes, Vages, das zuletzt allen Irrthümern, deren menschlicher Dünkel und menschlicher Geist fähig ist, den Zugang eröffnet?" Er steht mit vollem Bekenntniß auf

dem bibliſchen Chriſtenthum und hofft, daß das Predigerſeminar ſeine Zöglinge zur einfachen Verkündigung deſſelben heranbilden werde. Die philoſophiſchen Prediger findet er, wenn ſie geiſtvoll ſind, für die Gebildeten allenfalls belehrend, wenn ſie mittelmäßige Gaben haben, den Ungebildeten unverſtändlich, den Halbgebildeten langweilig, den Gebildeten unerträglich. Dagegen „für den Vortrag eines ſelbſt höchſt gewöhnlichen, aber demüthigen, frommen, für das Seelenheil ſeiner Gemeinde beſorgten Predigers ſind die Zuhörer immer empfänglich, durch den in ihm herrſchenden frommen Sinn, durch die Einwirkung des Geiſtes Gottes, durch die Kraft des Gebets.“ In Bezug auf die Einrichtung des Seminars ſpricht er ſich für Convict aus. Der Conſiſtorialrath Möller fand, daß Stein im Bezug auf das Seminar den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Von dem Synodalpräſes Bäumer auch um ſeine Meinung über das Geſangbuch befragt, erwiderte Stein, hier traue er ſich kein Urtheil zu, gab aber ſofort ein ſehr treffendes: „Vor das erſte, das Geſangbuch muß mit dem allgemeinen chriſtlichen Glaubensbekenntniß übereinſtimmen; denn wer giebt einer Geſangbuchs-Commiſſion oder einem Conſiſtorio oder irgend einem Verein einzelner Perſonen die Befugniß, von dieſem allgemeinen Glaubensbekenntniß eigenmächtig abzuweichen, — der, der es bezweifelt, der verlaſſe Canzel und Catheder und handele nicht gegen den ihm ertheilten Beruf. Dieß wäre alſo ein Geſichtspunkt, der bei dem Geſangbuch ins Auge zu faſſen ſein wird. Der andere wäre, man wähle alte Lieder bis zu dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; denn das ſpätere Zeitalter, auch großentheils das unſrige, iſt kein religiöſes, iſt ein wiſſenſchaftliches, induſtrielles, commercielles, politiſirendes, geſchwätziges, frech abſprechendes und höchſt eitles Zeitalter... Ich würde alſo unter den Tauſenden von vortrefflichen alten Liedern auswählen, ſie nicht ändern, aus den oben angeführten Gründen, zu denen hinzukommt, daß ſo viele Geſchlechter in dieſen alten Troſt, Erbauung und ein Aſyl fanden gegen langweilige kalte Prediger, die ihr ſchales Machwerk oft mit

einem widrigen Organ, lächerlicher Geberde und großer Selbſtgefälligkeit vortragen.“ Auch über den Entwurf einer neuen Agende, die er ſehr nöthig hält, damit die Form des Cultus nicht von den momentanen Launen einzelner Männer abhänge, giebt er ſein Urtheil, lobt die Einfachheit, Kraft und Salbung der alten Gebete und freut ſich über die Ausſchließung der flachen Neuerungsſucht und der „langweiligen idyllenartigen Phraſeologie“ — ein Ausdruck, der für ſich allein Steins Gabe, die Geiſter zu unterſcheiden, glänzend beweiſt. Welche Prediger Stein am liebſten hörte, läßt ſich aus dem Geſagten leicht ſchließen — die, welche einfach und kräftig Chriſtum den Gekreuzigten predigten. In Frankfurt a/M. zog in den Jahren nach den Befreiungskriegen der Pfarrer Stein alle diejenigen in die Kirche, denen es um herzliche Erbauung auf dem rechten Grunde zu thun war. Eine Frau von Löw ſoll den Miniſter zuerſt auf den Pfarrer aufmerkſam gemacht haben. „Wird wohl ein Weiberpfaff ſein!“ war ſeine erſte Antwort. Doch ging er mit und fortan ward der junge Pfarrer ſein geiſtlicher Rathgeber. „Das war eine ſchöne Predigt!“ ſagte Frau Schmidt zu ihm, aus der Kirche heraustretend. „Schöne Predigt?“ fuhr er die Frau an. „Schöner Roman! ſo ſagt man nicht; es war eine chriſtliche, eine erbauliche Predigt.“[29])

Der freien Thätigkeit der chriſtlichen Liebe widmete Stein ſeine volle Theilnahme. Die Heidenmiſſion erregte ſeine liebevolle Aufmerkſamkeit, in einer Zeit, wo ſie faſt überall noch als ein Aergerniß oder eine Thorheit erſchien. Für die entlaſſenen Sträflinge that er, was er konnte. Wie er überhaupt auch aus der katholiſchen Kirche gerne das Gute ſich aneignete, den Klöſtern gern einen Segen zugeſtand, aus dem Leben eines Karl Borromäus, aus den Schriften eines Sailer Erbauung ſchöpfte, ſo hatten ihm die barmherzigen Schweſtern, die er in Frankreich und Lothringen kennen gelernt, einen tiefen Eindruck gemacht. Er förderte die Einführung derſelben in Deutſchland und lange trug er den Gedanken in ſeiner Seele, auf

dem Boden der evangeliſchen Kirche das Inſtitut ſolcher Krankenpflegerinnen in evangeliſcher Weiſe zu errichten. Er hatte darüber mit ſeinem vorhin erwähnten geiſtlichen Freunde, dem Pfarrer Stein in Frankfurt, verhandelt, auch mit ſeinem jungen Freunde, dem nachmaligen Miniſter und Biographen Bunſens, von Bodelſchwingh, darüber geſprochen. Durch dieſen hörte Amalie Sieveking in Hamburg von Steins Gedanken und trat mit ihm in Briefwechſel. Der ehrwürdige Greis ſchrieb an die Hamburger Tabea über ſeine Erfahrungen, die er in den Inſtituten des Borromäus und des Vincenz von Paula gemacht: „Bei dem Beſuch beiderlei Anſtalten, war mir höchſt auffallend der Ausdruck von innerm Frieden, Ruhe, Selbſtverleugnung, frommer Heiterkeit der Schweſtern, ihre ſtille, geräuſchloſe Wirkſamkeit, die liebevolle ſegenbringende Behandlung der ihrer Pflege anbefohlenen Kranken. Mit allen dieſen Erſcheinungen machten einen beleidigenden Contraſt der Ausdruck von Unbehaglichkeit aufgereizter, wegen nicht befriedigter Eitelkeit über Vernachläſſigung gekränkter, unverheiratheter, alternder Jungfrauen aus den obern und mittlern, zum Broderwerb durch Handarbeit nicht berufenen Ständen — die wegen ihrer auf tauſendfache Art geſtörten Anſprüche, wegen ihres Müßiggangs eine Leerheit, eine Bitterkeit fühlten, die ſie unglücklich und Anderen läſtig machte. — Dieſer Zuſtand der Unbehaglichkeit wirkte wieder nachtheilig auf ihre Geſundheit. — Die Frage war wohl natürlich, warum finden ſich nicht ähnliche Inſtitute, wie das der barmherzigen Schweſtern, bei den proteſtantiſchen Confeſſions-Verwandten? — Wir haben in vielen Städten Stiftungen für ähnliche Anſtalten, es zeigt ſich auch fortdauernd noch ein thätiger Geiſt der Wohlthätigkeit in Frauenvereinen u. dgl., aber ſolche feſte dauernde Verbindungen, wie die der barmherzigen Schweſtern, an die ſich wieder ſo manches Vortreffliche anſchließt, die fehlen uns.“ Dann freut er ſich über die Abnahme der Vernünftelei, über die Zunahme der frommen chriſtlichen Lehrer, ſieht darin günſtige Vorbedingungen für die chriſtliche Liebesthätigkeit, ermuntert Amalie

Sieveking, ihr Werk fortzusetzen und empfiehlt ihr, die Anstalten in Nancy und Lothringen zu besuchen und mit Pfarrer Stein in Frankfurt in Verbindung zu treten. Wenn heute fast in allen evangelischen Ländern Deutschlands Diakonissenhäuser blühen, so müssen wir einen Theil des Ruhms, dieselben angeregt zu haben, Stein zuschreiben, die letzten Gründe aber, warum er zu solchen Unternehmungen ermuntert, liegen offenbar in den äußern Erlebnissen und innern Erfahrungen, welche die Kriegsjahre herbeigeführt.

Aus Allem, was Stein über kirchliche Einrichtungen und christliche Werke sagt, spricht unverkennbar die Redlichkeit, Lauterkeit, Herzlichkeit seines christlichen Sinnes. Noch deutlicher tritt uns derselbe entgegen, wenn wir in Steins Familienleben und freundschaftlichen Verkehr eintreten. Die Unruhe, in welche die Welt versetzt war, hat auch ihm Jahre lang das stille Glück der Häuslichkeit versagt. Und als er endlich mit den Seinen wieder vereinigt war, verlor er nach sechsundzwanzigjähriger Ehe seine Frau. Er entwarf ihr Bild und gab ihm die Ueberschrift: „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.“ Dann giebt er das Lob: „Der Inhalt ihres ganzen Lebens war Glaube, der durch die Liebe thätig ist; aus diesem entsprangen die Tugenden, die die Verewigte zierten: Seelenadel, Demuth, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geistes, Richtigkeit des Urtheils: — sie sprachen sich durch ihr ganzes vielgeprüftes Leben aus und verbreiteten Segen auf alle ihre Verhältnisse und Umgebungen... Die Richtung ihres ganzen Lebens ging auf Häuslichkeit, Familienleben, Geselligkeit, Ruhe: sie zu genießen ward ihr aber von der Vorsehung nicht beschieden... Selbstsüchtig oder gleichgültig gegen das Gebot der Pflicht, die Stimme des Gewissens, hätte sie ihr Schicksal von dem des Gatten trennen, oder hätte sie ihm in den verschiedenen Kreisen, die sie mit ihm durchlebte, zu nichtswürdiger Nachgiebigkeit oder zu feiger Vermeidung neuer Gefahren rathen können. Sie blieb aber immer der Pflicht getreu,

vertrauend auf Gott und den von ihr in den Zeiten des Unglücks gewählten und auf einen ihrer Ringe eingegrabenen Denkspruch befolgend: Dulden und Entbehren. — Sie hat einen guten Kampf gekämpfet, sie hat den Lauf vollendet, sie hat den Glauben gehalten. 2. Tim. 4, 7." Die Hoffnung auf ein Wiedersehen grünte ihm aus der Gruft der Heimgegangenen entgegen. „Auch dürfen wir hoffen," schrieb er an den Pfarrer Stein, „wieder mit ihr vereinigt zu werden, versichert diese Wiedervereinigung doch Jesus seinen Jüngern: warum dürfen wir sie nicht hoffen? Die Liebe stirbt nicht, wie sollte sie aber leben ohne Wiedervereinigung?" Die Töchter schlossen sich nun noch inniger an den Vater an und er that mit größter Gewissenhaftigkeit, was ihm zur Vollendung ihrer Erziehung oblag. Gott gab ihm die Freude, beide an tüchtige Männer verheirathet zu sehen, die ältere Henriette an den Reichsgrafen Giech, die jüngere Therese an den Grafen Kielmannsegge.

Die durch den Tod seiner Frau geförderte Vertiefung seines Glaubenslebens zeigt sich in dem Briefwechsel mit Freunden auf mannigfaltige Weise. Seine Briefe sind immer gehaltvoll, ernst, darauf gerichtet, dem Freunde eine heilsame Anregung zu geben, oft aber wahrhaft seelsorgerlich. Bald ists ein frommes Liedeswort, bald ein Bibelspruch, den er betrübten Freunden sendet, immer weist er auf die rechte Trostquelle hin. Mit seinem alten Freunde Hans von Gagern unterhielt er, trotz großer Verschiedenheit in manchen Anschauungen, lebhaften brieflichen und persönlichen Verkehr. Stein hatte den Freund schon 1819 beim Tod einer Tochter auf den Trost hingewiesen, den der auferstandene Christus giebt und hatte ihm ein inniges Wort Sailers über das ewige Leben abgeschrieben. Gleichwohl erwähnte Gagern 1822 der Tröstung, die ihm in schwerer Krankheit Ciceros Buch über die Natur der Götter gewährt. Stein gerieth darüber in eine heilige Entrüstung: „Bei der ernsten feierlichen Stimmung, in die Sie die Erwartung des Heimgangs setzte, nehmen Sie Cicero de natura deorum etc. zur Hand!!! — Konnte

Ihnen der Schüler der griechiſchen Weltweiſen, der römiſche Staatsmann, denn mehr ſagen von dem Land, das Ihnen entgegenwinkte, als der Gekreuzigte und Auferſtandene, durch deſſen Gnade allein wir gerecht werden? Was würden Sie von einem Reiſenden ſagen, der, um die Welt zu umſegeln, und um die Nordweſtpaſſage aufzuſuchen, Homanns Schulatlas anſchaffte und alle neueren geographiſchen Hülfsmittel zu Hauſe ließe?" Gagern erwiderte darauf, aber Stein ließ ihn noch nicht los. „E. E. finden uns getrennt durch Glauben und Preußenthum, das hieß geſchieden für Zeit und Ewigkeit. — Sie ſagen mit vollem Recht: man nimmt den Glauben nicht wie eine Priſe Tabak, denn ich vermiſſe bei dieſem Gleichniß irgend eine Aehnlichkeit, und es gehört zu denen, die nicht einmal hinken, die ſelbſt nicht gehen. Den Glauben vernünftelt man, wie alle Metaphyſiker und Theologen behaupten, ſo wenig herbei, als man ihn einſchnupft, ſondern man erbittet ihn von Gott in tiefer Demuth und mit gänzlicher Selbſtverläugnung. Verſuchen Sie dieſes, da Vernünfteln und Schnupfen nichts geholfen." An den verfolgten Arndt ſchrieb Stein: „Vertrauen Sie auf Gott und einen gerechten edlen König. Wenden Sie ſich an jenen im Gebet, an dieſen mit Vorſtellung, wenn Ihre Feinde ſie verſchlingen wollen." Und ein andermal: „Warum muß dieſes Schickſal den Mann treffen, der in den Zeiten der Fremdherrſchaft mit Muth und Selbſtaufopferung Gefühle für Vaterland und König erweckte und verbreitete, während ſo manche nichtswürdige Werkzeuge und Verehrer Napoleons und ſelbſt Erzjacobiner Einfluß behalten und zu Ehren gelangt ſind? — Aber wir haben einen Gott, der hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Pſ. 68, 2." An Niebuhr, deſſen Gemüth gar ſehr durch die politiſchen und perſönlichen Verhältniſſe gedrückt und gereizt war, ſchrieb Stein Ende 1824: „Nur ein Wort, ein freimüthiges, freundſchaftliches Wort eines alten Mannes, der Sie innig liebt, ausgeſprochen am letzten Tag des Jahrs. Vergeſſen Sie ſich, verläugnen Sie ſich, die Vorſehung hat Sie zu etwas Beſſerm, Ed-

lerm beſtimmt, als zum bloßen Genuß häuslicher Freuden, zum Arbeiten im Garten und Weinberg. . . Vergeſſen Sie ſich, verläugnen Sie ſich, beten Sie in Demuth, daß Er, von dem alle Kraft entquillt, Ihnen Stärke und Muth gebe.“ Einem jungen Freunde, dem preußiſchen Geſchäftsträger in Bern, von Armin, hat er unter andern liebenswürdigen Briefen beim Tode eines Kindes, das Stein auf ſeiner Schweizerreiſe ſelbſt kennen gelernt, das ſchöne Wort geſchrieben: „Suchen Sie, mein tiefgebeugter Freund, Troſt bei dem, der allen denen Erquickung verſpricht, die mühſelig und beladen ſind; ſuchen Sie es durch das Gebet, deſſen Kraft uns das Seinige am Oelberg lehrte und zugleich das, was wir bitten ſollen: doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!“ —

In dem Glaubenstroſt, den er andern ſpendete, erwartete er ſein eigenes Ende. Er hatte Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein. Schon 1817 war er auf dem rechten Auge erblindet. Seit er die Siebenzig zurückgelegt, verging kein Jahr, in welchem er nicht die Beſchwerden der Krankheit hätte fühlen müſſen. Die Gicht, an welcher er ſchon in den kräftigen Mannesjahren gelitten, legte ſich ihm auf die Bruſt, verurſachte krampfhaftes Huſten und drohte einmal einen Lungenſchlag herbeizuführen. Nach dem erſten heftigeren Anfall ſchrieb er: „Krankheit lehrt Geduld, Ergebung in den väterlichen Willen deſſen, der ſie uns ſendet, löſt vom Irdiſchen; Krankheit gehört zu den Erziehungsanſtalten, die das ganze Leben ausfüllen; alſo wollen wir ſie mit Dank annehmen und nach ihrer Beſtimmung benutzen.“ Im folgenden Jahre erneuerte ſich der Anfall. „Es geht ſtark zur Neige“, ſchrieb er da: „Ich wünſche Ruhe und Entfernung von allem Irdiſchem, — dies iſt keine Klage; wer darf klagen, wenn man die Größe des menſchlichen Elends nur einigermaßen kennen zu lernen Gelegenheit hätte? — Aber ich wünſche, daß die Bande, die mich noch halten, gänzlich gelöſt werden und ich zu denen, die mir lieb waren und vorausgegangen ſind, zurückkehren möge.“ Es war im Sommer 1830; der greiſe Held war noch

einmal nach dem Stammsitz Nassau gegangen. Wenn er am Brückenpfeiler auf der Bank ein wenig ausruhte und in die Abendlandschaft hinausblickte, rief er wohl aus: „Wie prächtig schon hier; wie viel schöner muß es drüben sein! Freuen Sie sich mit mir, daß ich dem Ziele so nahe bin!“ Wenn die Liebe derer, die mit ihm waren, die Todesgedanken zurückscheuchen wollte, dann gab er zur Antwort: „Meinen Sie, ich fürchte mich zu sterben? Keineswegs! Wenn man 72 Jahre alt ist, so ist das Gescheidteste: man stirbt.“ Als ihm der Ausbruch der Revolution in Frankreich gemeldet wurde, rief er tief erschüttert aus: „Also noch einmal soll das böse Volk Verwirrung über Europa bringen! Wenn sie einmal losbrechen wollten und mußten, so wollt ich doch, sie hätten gewartet, bis ich todt wäre.“ Aber die Heldennatur verleugnete sich noch nicht: „Werden wir angegriffen,“ so schrieb er an Arndt, „so müssen wir uns tüchtig schlagen. Heil von den Franzosen erwarten, welche Narrheit! von diesem habsüchtigen, gottlosen, gemüthlosen, eitlen, lügenhaften Volke?“ Die Unruhen, die rings umher in der Welt sich zeigten, preßten ihm öfter den Ruf aus: „Fort, fort von hier! Ich tauge nichts mehr auf Erden!“ Und zuweilen klang die Sehnsucht nach dem Himmel in dem weichern Laut:

Macht mir ein Bett gar weich und schön,
Denn ich bin müde und will schlafen gehn.

Er erlebte noch den folgenden Sommer in Kappenberg. Das Irdische trat immer mehr zurück, nur die Liebe war wach. Die Geschäfte der Gutsverwaltung wurden ihm lästig, er klagte sich an, zu viel verbaut und zu wenig für die Werke der Barmherzigkeit gethan zu haben; wo er konnte, diente er Bedürftigen, namentlich jungen Leuten. Im Frühling 1831 wiederholte sich der Schlaganfall. Als er erwachte und die Zunge sich wieder regte, seufzte er: „Ach, Gott, hier liege ich, und die schlagen sich in Polen!“ Der Prophetengeist schien mit der Abnahme der Leibeskraft zu erwachen. Er saß nach einem Waldspaziergang mit seinem lieben Oberförster Poock in der

Laube, mit seinem großen Krückenstock strich er nachdenklich eine Rinne in den Sand. Plötzlich sich umwendend, sagte er zu dem Oberförster mit der größten Heftigkeit: „Ich erlebe es nicht, Sie können es noch erleben, fürchterliche Kriege, Völkerwanderungen, und Gott weiß, was noch alles Fürchterliche mehr!“

Im Juni wollte er in Pyrmont seine Tochter Thereſe und den Enkel, den ſie ihm geboren, ſehen und dann nach Naſſau gehen. Aber eine Krankheit, die er ſich in einem Gewitterregen zugezogen, hielt ihn zurück. Er bereitete ſich zu einer andern Reiſe. Die frühere Erzieherin ſeiner Kinder, die treu bei ihm aushielt und ihn pflegte, mußte ihm öfter Todesbetrachtungen vorleſen. „Gott wird mir gewiß, nach einem ſo reichlich geſegneten Leben, auch die Gnade verleihen, mich zur rechten Zeit abzurufen,“ ſagte er, als er die Zeitungen zum letztenmal gehört. Die Zeit war nahe. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni begehrte er nach dem heiligen Abendmahl. Bis der entfernt wohnende Pfarrer kam, nahm er Abſchied von ſeinen Beamten und Dienern. Von den Kindern konnte leider keins am Sterbebette ſein. Dem Oberförſter dankte er aufs Innigſte und ſchloß: „Dann muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich feſt glaube, daß zwiſchen den Todten und Lebenden eine innige Gemeinſchaft beſteht, es wird mir alſo zum Vergnügen gereichen, wenn ich von oben herab wahrnehme, daß Sie meinen Kindern mit der nämlichen Treue und Anhänglichkeit ihre Dienſte widmen, als Sie dies mir gethan haben. . . Jenſeits ſehen wir uns wieder; grüßen Sie ihre Frau und Familie!“ So verabſchiedete er ſich von Einem nach dem Andern, mahnte zur Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit, verzieh und erbat Verzeihung und wies auf das Wiederſehen hin. Einem jungen Förſter rief er noch nach: „Und bricht der Krieg aus, ſo ſchlagen Sie ſich wie ein braver Preuße für König und Vaterland.“ Als der Pfarrer kam, ließ ſich der Sterbende aufrichten, reichte ihm die Hand und ſprach: „Herr Paſtor, ich erſcheine vor Ihnen als ein armer Sünder: ich wünſche,

meinem Erlöser meine Sünden zu bekennen, und mich mit ihm auszuſöhnen und bitte um das heilige Abendmahl.“ Er nahm es mit Andacht, dann ließ er ſich nochmals aufrichten, reichte dem Pfarrer abermals die Hand und ermahnte ihn, im ächten Glauben zu wachſen: „Der Kirche drohet Gefahr von Frankreich her, ihre Diener müſſen alſo auf ihrer Hut ſein. Allein Gott hat ſie bisher geſchützt, er wird ſie auch ferner ſchützen!“ Die Umſtehenden vergoſſen viele Thränen, denn des geliebten Herrn Sprache ward immer ſchwächer. „Herr Doctor, iſt denn gar keine Hoffnung?“ fragte er noch einmal und verfiel dann auf die beruhigende Antwort in einen ſanften Schlummer. Bald darauf, gegen 6 Uhr Abends, wendete er ſich auf die linke Seite; der Lungenſchlag, den er längſt erwartet, ſtellte ſich ein, ein letzter tiefer Athemzug — und des Helden edler Geiſt war ſeiner Hülle entflohen.

Die Beamten, die Dienerſchaft, der Arzt, der evangeliſche und katholiſche Pfarrer — alle waren aufs Tiefſte von dem frommen Tod des geliebten Herrn ergriffen. Und die Armen, die unten im Schloßhof ſtanden, brachen bei der Todeskunde in lautes Weinen aus. „Ach,“ rief eine arme Frau, die am Tag darauf zu ihm wollte, „iſt der gute Miniſter todt? Wenn der nicht im Himmel iſt, ſo kommt Keiner hinein!“ Und als die Leiche zu der Gruft der Väter nach Früchtbei Naſſau gebracht wurde, — da ward offenbar, welche Liebe das geſammte Volk zu dem Helden hatte. In der neuen Heimath Weſtfalen und in der alten an der Lahn verkündeten die Glocken, daß ein Jünger Chriſti zu ſeines Herrn Freude eingegangen ſei; von Kirchſpiel zu Kirchſpiel gab Alt und Jung, der Adel wie der Bauerſtand der Leiche das Geleite, von Bonn aus ging auch Arndt eine gute Strecke hinter dem beſten Mann her, den er auf Erden gehabt. Mit Troſt aus Gottes Wort und heiligen Geſängen ſetzten die Kinder des Verſtorbenen, umgeben von einer Gemeinde treuer Verehrer deſſelben, den Sarg in der Gruft nieder. Die Grabſchrift nennt ihn „demüthig vor Gott, hochherzig

gegen Menſchen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerſchüttert in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugten Sohn, im Kampf und Sieg Deutſchlands Mitbefreier“ und läßt den Ruhm des vaterländiſchen Helden in dem Sehnſuchtslaut des Chriſten ausklingen: „Ich habe Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein.“

Stein, durch die Ungunſt der Zeit Jahrzehnte lang aus dem Gedächtniß der Deutſchen faſt hinausgedrängt, dem heranwachſenden Geſchlecht unter den großen Namen der Befreiungskriege kaum genannt, ward in den letzten Jahren von dem deutſchen Volke mit einem friſchen, grünen Eichenkranze geſchmückt, mit dem Ruhm, Deutſchlands größter Staatsmann zu ſein. Er hat Eigenſchaften in ſich vereinigt, die ſich kaum je ſo zuſammengefunden haben: mit einer Geſchäftserfahrung, die er durch den Dienſt von unten auf ſich erworben hatte, den freiſten Blick über das Ganze des Staatsweſens, mit dem Widerwillen gegen ein bloß literäriſches Leben der Nation den anhaltendſten Eifer, das Wiſſen durch die Literatur zu bereichern, mit der Achtung für das geſchichtlich Gewordene, ſchöpferiſche Genialität, mit dem genialen Blick eine ungeheure Thatkraft und alle ſeine Thätigkeit war getragen von den Adlersflügeln einer über das Kleine und Enge ſich emporſchwingenden Vaterlandsliebe, gelenkt von dem Zügel eines unverletzten Gewiſſens geläutert durch herzliche chriſtliche Frömmigkeit. Das ganze Bild des Mannes, ſein deutſches wie ſein chriſtliches Weſen, ſoll uns als die lebendigſte Zuſammenfaſſung der in den Befreiungskriegen waltenden Kräfte unvergeſſen bleiben. Aber ſchmerzlich iſt die Klage: er hat viele Bewunderer und wenig Nachfolger.[30])

8.

Johann Gottlieb Fichte.

Die vorzüglichſte Stelle in der Geſchichte der religiöſen Erweckung in den deutſchen Befreiungskriegen nehmen diejenigen Männer ein, welche die innere Knechtſchaft der ſchlechten Geſinnung als die Urſache der Unterwerfung unter einen fremden Herrſcher erkannten und darum nur in einer inneren Befreiung, in einer Wiedergeburt des deutſchen Volkes, dauerndes Heil ſahen. Die Zahl der deutſchen Männer, welche eine ſolche Erneuerung des Volks von ſeinen tiefſten Lebenswurzeln aus predigten, war nicht gering. Gottesgelehrte, Philoſophen, Geſchichtsſchreiber, Dichter, Staatsmänner, ſchlichte Bürger gehörten dazu, aber unter allen heben ſich drei Geiſtesgewaltige heraus, von denen Ströme lebendigen Waſſers in die dürren Gefilde des deutſchen Volksthums ausgegangen ſind, Fichte, Arndt, Schleiermacher. Man hat, mit beſonderer Beziehung auf Fichte, geſagt, daß ſeit Luther ſo zum deutſchen Volk nicht geredet worden ſei, als in jenen Tagen. Wir ſtimmen bei und behaupten, daß die chriſtlich-deutſche Bewegung der Befreiungskriege mit der reformatoriſchen Bewegung des ſechszehnten Jahrhunderts nicht nur eine gewiſſe Aehnlichkeit habe, ſondern mit derſelben in einem innerlichen und weſentlichen Zuſammenhange ſtehe. Die Aehnlichkeit liegt am Tage: es handelte ſich dort wie hier um die Abwerfung eines Jochs, das nicht nur

die äußerliche Freiheit hemmte, sondern vielmehr noch auf den deutschen Geist drückte, und die zur Abwerfung desselben aufriefen, vor Allem Luther, predigten mit der Freiheit zugleich die innerlichste Erneuerung, die möglich ist, und zwar so, daß weder das christliche noch das nationale Element außer Acht gelassen wurde. Die reformatorische, wie die Bewegung in den Befreiungskriegen, war eine christlich-deutsche. Und beide stehen in innerem Zusammenhang. Es war der Geist der Reformation, welcher in den Befreiungskriegen wieder erwachte, der Geist, der durch nichts Aeußerliches sich binden läßt, aber sich selbst an Gott bindet und seine ewigen Ordnungen, der Geist tiefer Innerlichkeit und lebendiger Wirkung zum Heil des Ganzen. Wir wollen nicht verkennen, was katholische Länder zur Befreiung gethan, wir wollen uns gegen den hellen Ruf, der aus Tyrol erklungen und gegen die in jener Zeit in manchen katholischen Kreisen vollzogene Verinnerlichung des Glaubens nicht verschließen, wir freuen uns darüber, daß in jenen großen Tagen ein christlich-deutsches Gemeingefühl die Katholiken und Protestanten unsers Vaterlandes durchdrang, aber unverkennbar ist doch der protestantische Athem, der in der Buße und dem Glauben, der in der Liebe und der Werktüchtigkeit jener Zeit lebt. Sein tiefstes Selbstbewußtsein, das Luther dem deutschen Volk erschlossen, war wieder wach geworden. Der Stern seines Berufs leuchtete ihm wieder, wär' er doch nicht so bald hinter die Wolken getreten!

Die Aufgabe, einem größern Leserkreise die Bedeutung Fichtes klar zu machen, erscheint auf den ersten Blick nicht gering. Denn nur Wenigen kann zugemuthet werden, dem Philosophen in die Gebiete des abgezogenen Denkens zu folgen, aus welchem seine meisten Schriften stammen. Doch scheuen wir vor der Aufgabe nicht zurück; denn erstlich wirkt die bloße Kenntniß seines Lebensganges schon erbaulich, sodann war doch auch seine schwerste Gedankenarbeit durchaus praktisch, nämlich auf die Herstellung einer tüchtigen Sitt-

lichkeit gerichtet, und endlich ist die reife Frucht seines Lebens, seine gewaltige Wirksamkeit zur Abschüttelung des fremden Jochs, Jedem zugänglich, weil sie ganz in dem allgemeinen Lebenselement der Religion wurzelt, und ganz in dem Strom und Drang der geschichtlichen Ereignisse gezeitigt wird.

Im dreißigjährigen Kriege — so erzählt die Familienüberlieferung — war in dem Dorfe Rammenau in der Oberlausitz ein Wachtmeister, Namens Fichte, dem Namen nach kein Schwede, sondern ein Deutscher, verwundet zurückgeblieben. Ein Bauersmann pflegte ihn in seinem Hause und schützte den lutherischen Glaubensgenossen gegen den katholischen Feind, gab ihm seine Tochter, und als der Krieg alle seine Söhne weggerafft hatte, auch sein kleines Bauerngut. Von diesem Krieger aus Gustav Adolfs Heere stammt Fichte ab. Sein Großvater hatte von den Eltern einen kleinen Handel mit leinenen Bändern ererbt, die er auf eigenen Webstühlen fertigen ließ und in der Umgegend verkaufte. Seinen Sohn Christian sandte er als Lehrling nach Pulsnitz in die Band- und Leinewandfabrik zu Johann Schurich, damit er in dem väterlichen Gewerbe sich höhere Kenntniß und Fertigkeit verschaffe. Christian Fichte ward des Fabrikanten Liebling. Als er aber die Tochter des Hauses liebgewann, wollte doch der bürgerlich stolze Vater dem bäuerlichen Schwiegersohn keine Ansiedelung in seiner Nähe bewilligen. Die jungen Leute zogen darum nach Rammenau und bauten von der Mitgift der Frau sich ein Haus, in welchem das Webergeschäft weiter betrieben ward. Hier ward ihnen am 19. Mai 1762 ihr erster Sohn geboren, Johann Gottlieb. Der Knabe wuchs heran als das Ebenbild seiner Mutter, klug, behend im Auffassen und Antworten, von selbständigem Willen; wenn die Genossen spielten, oft stundenlang träumerisch in die Ferne schauend oder den Blick in den Sonnenuntergang und Abendhimmel versenkend. Sein erster Lehrmeister war der Vater, der ihn im Lesen unterrichtete und Spruch und Lied ihm einprägte. Bald konnte er beim Morgen- und Abend-

ſegen das Amt des Vorleſers übernehmen. Was der Vater von ſeinen Wanderungen erzählte, erregte wohlthätig ſeine Einbildungskraft, aber ſchon in der früheſten Jugend war der Knabe gewillt, ſeinen Geiſt in der Zucht zu halten. Der Vater brachte dem Siebenjährigen einſt das Volksbuch vom gehörnten Siegfried mit, wohl außer Bibel und Geſangbuch das erſte Buch, das ihm in die Hände kam. Die wunderbare Geſchichte erfüllte ihn ſo, daß er beim Unterricht unaufmerkſam ward. Da faßt er den Entſchluß, das Buch in den Bach zu ſchleudern. Er thuts, weint dann dem ſchwimmenden Buch einige Thränen nach, und da der Vater dazu kommt, läßt er ſich wegen der Verſchleuderung des Geſchenkes beſtrafen, ohne ihm den tiefen ſittlichen Beweggrund zur That einzugeſtehen. Als ſpäter der ausgeſöhnte Vater ihm ein anderes Buch geben wollte, lenkte er das Geſchenk auf die Geſchwiſter ab. Von der zuſammenhaltenden Kraft ſeines Geiſtes zeugt auch die Fähigkeit des Knaben, die gehörten Predigten zu behalten, eine Fähigkeit, welche ſeinen Lebensgang entſchieden hat. Der Freiherr von Miltitz kam eines Sonntags Morgens nach Rammenau, um die Predigt des trefflichen Ortsgeiſtlichen zu hören. Der Gottesdienſt hatte ſchon begonnen. Als er am Tiſch des Gutsherrn von Rammenau ſein Bedauern ausſprach, daß er die Predigt verſäumt, tröſtete man ihn halb im Scherz: es ſei ein Bauernjunge hier, Gottlieb Fichte, der könne ihm die Predigt erzählen. Der Knabe ward gerufen. Anfangs ſchüchtern, aber wie der Gegenſtand ihn ergriff mit ſteigender Wärme, wiederholte er die Predigt und ließ den Strom ſeiner Rede ſo lange fließen, bis ihm Einhalt geboten ward. Der Freiherr fühlte eine rege Theilnahme für den Knaben, und der Pfarrer, der ſich ſeiner ſeither angenommen hatte, ergriff die Gelegenheit, ſeinen Liebling ihm zu empfehlen. Da entſchloß ſich Miltitz, den Knaben mitzunehmen. Die Mutter fürchtete für ihr fromm und einfach erzogenes Kind von dem vornehmen Haus einen ſchlimmen Einfluß, ward aber beruhigt durch die Zuſagen des Wohlthäters, das Kind treu

hüten zu wollen. So kam Fichte auf das Schloß Oberau bei Meißen. Da er unter den fremden Verhältniſſen vom Heimweh befallen ward, übergab ihn ſein gütiger Pflegevater dem Pfarrer Krebel in Niederau, in deſſen Haus der Knabe ſelige Jahre verlebte. In Schulpforte (1774—80) erhielt ſein Charakter neuen Anſtoß zur Selbſtändigkeit. Die Enge und Strenge der dortigen Einrichtungen, die dadurch geförderte Heimlichkeit und Unwahrhaftigkeit, die Herrſchaft, welche die Aelteren über die Jüngeren führten, der Mangel an dem erwärmenden und erweichenden Hauch des Familienlebens wirkten zuſammen, daß der Knabe ſich auf ſich ſelbſt zurückzog und durch den Entſchluß ſeines Willens den äußerlichen Verhältniſſen Trotz bot. Einmal faßte er, durch Robinſon erregt, ſogar den Gedanken, der Schule zu entfliehen und ſich auf eigne Rechnung ſein Glück zu erbauen. Er ſucht ſich auf der Karte den Weg nach Hamburg, verläßt die Mauern der Anſtalt. Als er einſam ſeine Straße zieht, fällt ihm die Ermahnung ſeines Pfarrers ein, daß man jedes wichtige Werk mit Gebet beginnen müſſe. Er knieet nieder, und unter dem Gebet tritt das Bild ſeiner Eltern ihm vor die Seele. Der Gedanke, ihnen durch ſein Verſchwinden Gram zu machen, iſt ihm unerträglich, er iſt entſchloſſen, zurückzukehren und Alles zu geſtehen. Die einfältige Beichte von ſeiner Flucht mit allen Nebenumſtänden machte aber einen ſolchen Eindruck, daß ihm hinfort beſondere Theilnahme zugewendet wurde. Die Schulzeit benutzte er dann fleißig und ſaß oft tief in die Nacht über den Büchern. Ein Lieblingsſchriftſteller ward ihm Leſſing und ein Lieblingsſpruch der Horaziſche: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!

Michaelis 1780 ging Fichte nach Jena, 1781 nach Leipzig. Er ſtudirte Theologie, jedoch ohne Neigung. Dagegen ſpeculirte er frühe, und in der Frage über Freiheit oder Nichtfreiheit des menſchlichen Geiſtes entſchied er ſich für den Determinismus, für die Meinung, daß der Menſch ſein ſelbſt nicht mächtig ſei, ſondern von

außer ihm liegenden Gewalten bestimmt werde, und bewahrte diese Meinung, bis er durch Kant zu der entgegengesetzten geführt ward. Es muß aber bemerkt werden, daß die theoretische Meinung keineswegs, wie man vermuthen sollte, einen niederdrückenden Einfluß auf Fichtes sittliches Wesen ausübte, sondern daß er in der so häufigen glücklichen Inconsequenz blieb, mit dem Kopfe die Freiheit des Willens zu läugnen und mit ganzem Herzen nach sittlicher Vervollkommnung zu streben. Eine treffliche Uebung der Willenskraft bot ihm der Mangel, in welchem er lebte. Sein Wohlthäter war gestorben, von seinen Eltern konnte er keine wesentliche Unterstützung erwarten, so theilte er, um sein Leben zu fristen, die Stunden, die er gerne ausschließlich für seine Studien gehabt hätte, zwischen diesen und Ertheilung von Unterricht und Correcturarbeiten. 1784 kehrte er als Candidat in das Haus der Eltern zurück und mit Stolz und Freude hörten sie ihn in der Dorfkirche predigen. Dann begann ein unstätes Hauslehrerleben. Im Jahre 1787 finden wir ihn wieder in Leipzig, auch jetzt ärmlich sich durchschlagend, aber im Umgang mit hervorragenden Männern. Sieben Jahre waren hingeflossen zwischen der Süßigkeit wissenschaftlicher Forschung und der Bitterkeit des Mangels an dem, was zum äußeren Leben nothwendig ist. Da möchte er endlich zu einem Festen kommen, er wendet sich an den Consistorialpräsidenten von Sachsen, legt ihm aufrichtig seine Verhältnisse, auch seine theologischen Ueberzeugungen dar, sagt ihm, was er kann und nicht kann, und bittet um eine Unterstützung zur Vollendung seiner theologischen Studien für das zweite Examen, um auf einer Pfarre dann dem Gedanken seines Lebens weiter nachgehen zu können. Es ward ihm keine Hülfe. Das war ihm ein Wink, die theologische Laufbahn nicht zu verfolgen. Am Vorabend seines Geburtstages im Jahre 1788 schien ihm jedes ehrenvolle Mittel, sich weiter zu helfen, ausgegangen. Die Zukunft lag schwarz vor ihm. Doch war er entschlossen, sich Niemand zu entdecken. Da läßt ihn unerwartet der Kreissteuereinnehmer Weiße, der bekannte

Verfasser des Kinderfreundes, rufen, und bietet ihm eine Hauslehrerstelle in Zürich an. Dort wandert denn Fichte hin und tritt sein Amt bei den Kindern des Gastwirths Ott an. Bald stellen sich bedeutende Verschiedenheiten in der Erziehungsart der Eltern und Fichtes heraus. Dieser führte ein Tagebuch über die von den Eltern gemachten Fehler und so überwältigend muß der Mutter der Verstand des Erziehers erschienen sein, daß sie sich das wöchentliche Vorlesen dieses Tagebuchs gefallen ließ. Im Uebrigen fuhr Fichte in Zürich fort zu speculiren und zu forschen. Er predigte, übersetzte, machte den Plan zu einer Rednerschule und lebte mit vortrefflichen Freunden. Daß er die französische Revolution während seines Aufenthalts in einer Republik geistig zu verarbeiten hatte, war für die Freiheit seiner politischen Anschauungen von großer Bedeutung. Entscheidend aber für sein Leben war seine durch Lavater vermittelte Bekanntschaft mit dem Haus des Wagenmeisters Rahn. Dieser hatte sich zu der Zeit, als Klopstock in Zürich war und die Entzückungen der dortigen Natur und Freundschaft in der Ode auf den Züricher See besang, innig an den gefeierten Mann angeschlossen, und nachher dessen einzige Schwester geheirathet. Die Tochter des Hauses, Anna Maria Rahn ward, ohne sogleich Fichte's Braut zu heißen, hinfort der freundlichste Stern seines Lebens. Es war ein herrliches Leben in Zürich im Umgang mit den trefflichsten Männern, im Glück einer klaren, besonnenen, aber zugleich tiefen und innigen Liebe. Aber Fichte mußte doch endlich wieder von dannen ziehen, um einen Punkt zu suchen, an welchem er seine Häuslichkeit aufbauen, von welchem er auf die Welt wirken konnte. „Den gewöhnlichen Weg schleichen, sich auf eine Dorfpfarre setzen, konnte er einmal nicht," so schreibt er selbst. Er konnte es nicht aus Aufrichtigkeit. Auf Reisen oder an einem Fürstenhofe hoffte er wirken zu können. Aber seine Rückkehr ins Vaterland (1790), sein Aufenthalt in Leipzig, der wieder zwischen ernstem Forschen und Stundengeben um des Brodes willen verlief, brachte für sein äußerliches Leben

keine glückliche Entscheidung. Wohl aber für sein innerliches, denn durch den Unterricht, den er einem Studirenden in der Kantschen Philosophie gab, ward er zu tieferem Studium derselben geführt; die Frucht desselben war die Befreiung von dem Widerspruch zwischen seinen Theorien von der Unfreiheit des menschlichen Willens und seinem unermüdlichen Streben nach sittlicher Vervollkommnung, in welchem er sich befand; er ergriff mit ganzer Begeisterung die Wahrheit, daß der Mensch mit sittlicher Freiheit begabt sei, und genoß das anregende und erwärmende Gefühl, die Fesseln eines Irrthums durchbrochen zu haben und in das lichte Reich einer großen, freilich noch nicht christlich klaren Wahrheit durchgedrungen zu sein. An seinen Freund Achelis in Bremen, mit dem er in Zürich Ein Herz und Eine Seele geworden war, schreibt er über diese wichtige Entscheidung in seinem Leben also: „Ich kam mit meinem Kopfe, der von großen Planen wimmelte, nach Leipzig. Alles scheiterte, und von so vielen Seifenblasen blieb mir nicht der leichte Schaum übrig, aus welchem sie zusammengesetzt waren. Anfangs störte dieses meine Seelenruhe wohl ein wenig, und es war halbe Verzweiflung, daß ich eine Partie ergriff, die ich schon längst hätte ergreifen sollen. Da ich das Außer mir nicht ändern konnte, so beschloß ich das In mir zu ändern. Ich warf mich in die Philosophie, und das zwar, wie sich versteht, in die Kant'sche. Hier fand ich das Gegenmittel für die wahre Quelle meines Uebels und Freude genug obendrein. Der Einfluß, den diese Philosophie, besonders aber der moralische Theil derselben, der aber ohne Studium der „Kritik der reinen Vernunft" unverständlich bleibt, auf das ganze Denksystem eines Menschen hat, die Revolution, die durch sie besonders in meiner ganzen Denkungsart entstanden ist, ist unbegreiflich. Ihnen besonders bin ich das Geständniß schuldig, daß ich jetzt von ganzem Herzen an die Freiheit des Menschen glaube und wohl einsehe, daß nur unter dieser Voraussetzung Pflicht, Tugend und überhaupt eine Moral möglich ist, eine Wahrheit, die ich auch sonst

ſehr wohl einſah und auch Ihnen vielleicht eingeſtanden habe. Es iſt mir ferner ſehr einleuchtend, daß aus dem angenommenen Satze der Nothwendigkeit aller menſchlichen Handlungen ſehr ſchädliche Folgen für die Geſellſchaft fließen, daß das Sittenverderben der ſogenannten höheren Stände großentheils aus dieſer Quelle entſteht, und daß es ganz andere Gründe hat, als die Unſchädlichkeit oder wohl gar Nützlichkeit dieſes Satzes, wenn Jemand, der ihn annimmt, ſich von dieſem Verderben rein erhält. . . Ich bin ferner ſehr feſt überzeugt, daß hienieden gar nicht das Land des Genuſſes, ſondern das Land der Arbeit und Mühe iſt, und daß jede Freude nichts weiter als Stärkung zu weiterer Mühe ſein ſoll: daß die Bereitung unſers Schickſals gar nicht, ſondern blos die Cultur unſerer ſelbſt von uns gefordert wird. Ich kümmere mich daher um die Dinge, die außer mir ſind, gar nicht, trachte nicht zu ſcheinen, ſondern zu ſein, und dieſen Ueberzeugungen danke ich denn die tiefe Seelenruhe, welche ich genieße. Meine äußerliche Lage iſt völlig ſo, wie ſie für eine ſolche Dispoſition ſein muß. Ich bin Niemandes Herr noch Knecht. Ausſichten habe ich gar nicht; denn die ganze hieſige kirchliche Verfaſſung ſowie beinahe auch die Menſchen gefallen mir nicht. So lange ich meine jetzige Unabhängigkeit behaupten kann, werde ich es um jeden Preis thun.“ Ein großer Umſchwung war es in der That, der in Fichte ſich vollzogen hatte. War ihm zuvor die Welt außer ihm ein Gewebe von Urſachen und Wirkungen, in welchen ſein Ich gefangen lag, ſo war das Ich ihm nun das herrſchende, entſcheidende und die äußere Welt war ihm nur Schein. Wonach längſt ſein eigenthümliches Weſen unbewußt getrachtet hatte, das war ihm nun geworden: „Das Bewußtſein der abſoluten Freiheit des Ich, das an ſeinem Willen die ganze Macht der Welt ſich brechen ſieht; an den Willen aber gerichtet ein abſolutes Gebot, das nun, allmächtig herrſchend über jede Neigung und Leidenſchaft, völlige Einheit und Gleichmaß dem Gemüthe verleiht.“ Es iſt ein erbaulicher Anblick: der ſieg-

reiche Kampf, den Fichte in Kraft dieſer neugewonnenen ſittlichen Anſchauung gegen das Schickſal kämpft. Die Verſuchung war oft groß, aber mit gewaltigem Selbſtgefühl hat ſich ſeine ſittliche Perſönlichkeit erniedrigender Zumuthungen des Geſchicks erwehrt. Im Jahr 1791, als Fichte nach Zürich zurückkehren wollte, um mit ſeiner inniggeliebten, geiſteshellen und herzenswarmen Braut den Ehebund zu ſchließen, da verliert der Schwiegervater ſein Vermögen, und die äußerliche Grundlage des neuen Hausſtandes iſt damit plötzlich abhanden gekommen. Statt nach dem Süden froher Hoffnung voll zu wandern, ergreift er den Stab und wandert zu Fuß nach Warſchau, um dort wieder eine Hauslehrerſtelle zu übernehmen. Unterwegs kehrte er im elterlichen Hauſe ein. Mit kindlicher Liebe ſpricht er in ſeinem Tagebuch von ſeinem „guten, braven, herzlichen Vater," und betet: „Mache mich, o Gott, zu einem ſo guten, ehrlichen, rechtſchaffenen Mann, und nimm mir alle meine Weisheit und ich habe für immer gewonnen!" Als er in Warſchau ankam, bemerkte er bald, daß ſich die gräfliche Familie, in der er Hauslehrer ſein ſollte, gänzlich in ihm getäuſcht hatte, und da er ſich ſagen durfte, daß er an dieſer Täuſchung unſchuldig ſei, ſo trug er auf Löſung des Verhältniſſes an, beanſpruchte aber die Auszahlung einer Entſchädigungsſumme. Mit dieſer wandte er ſich, nachdem er am Frohnleichnamsfeſt in der evangeliſchen Kirche Warſchaus gepredigt, nach Königsberg, in der Gewißheit, hier aus der Bekanntſchaft mit Kant für ſeine innere Entwicklung reichen Gewinn zu ziehen und zugleich wohl in der Hoffnung, daß ſich von Königsberg aus auch ſein äußeres Geſchick entſcheiden werde. Er beſucht Kant, wird von ihm nicht ſonderlich aufgenommen; er beſucht ſeine Vorleſungen und findet ſeinen Vortrag ſchläfrig. Er wünſcht mit Kant in tieferen Verkehr zu kommen, und ſchreibt in fünf Wochen ſeine „Kritik aller Offenbarung" und übergiebt dieſelbe als einen Empfehlungsbrief, den er ſich ſelbſt ausgeſtellt, dem großen Philoſophen. Hierauf wird er mit ausgezeichneter Güte von Kant empfangen und genießt den Umgang mit den

bedeutendsten Männern und Frauen Königsbergs. Aber während der Geist in seinem Elemente ist, fängt der Leib an, dem bittersten Mangel entgegenzugehen. Wem wird er sich offenbaren? Dem er das größte Vertrauen in Bezug auf die Führung des innern Lebens schenkt, dem allein will er auch bekennen, bis zu welchem Punkte seine äußere Lebensführung angekommen ist. Der Brief, in welchem er Kant seine Noth entdeckt und ihn um die Vermittlung eines Darlehns zur Heimreise anspricht, ist besonders merkwürdig wegen der Weise, in welcher der Schreiber jede etwa aus diesem Schritte zu folgernde sittliche Verdächtigung abweist. Kant ging auf seine Bitte nicht ein. Als es aber keinen Ausweg mehr zu geben schien, ward ihm eine äußerlich und innerlich befriedigende Hauslehrerstelle in der edelgesinnten Familie des Grafen von Krockow angetragen, wohin er sich nunmehr begab. Mittlerweile hatte sich ein Verleger für den „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" gefunden. Das Buch machte das größte Aufsehen. Allgemein sah man es als ein Werk von Kant an, als ein neues Glied in der Kette der Schriften, durch welche derselbe seine Philosophie auf die verschiedenen Gebiete des geistigen Lebens anwendete. Die Verehrer Kants waren überschwänglich im Lobe des neuen Buchs. Kant gab eine öffentliche Erklärung ab, in welcher der berühmte Meister in der Weltweisheit das ihm gespendete Lob auf den Candidaten Fichte ablenkte. Fichte hat von dieser Zeit an eine tiefe Verachtung des gewöhnlichen Publicums und des Recensionswesens gefaßt: beides, die schnelle Bewunderung und die eben so schnell eintretende Lauigkeit in der Beurtheilung, war ihm ein Zeugniß dafür, daß ein Schriftsteller nach der Meinung des lesenden Publicums nicht viel fragen dürfe. Indeß war Fichte durch sein Buch plötzlich in die Reihe der Philosophen von Namen eingetreten.

Die Klugheit der Braut hatte mittlerweile einen Theil des väterlichen Vermögens zu retten gewußt, und im Frühling 1793 machte sich Fichte auf, um nach Zürich zu wandern und Hochzeit zu

halten. Im October ward das Fest gefeiert. Auf einer darauf unternommenen Reise lernt er in Bern Baggesen kennen und hält sich einige Tage lang bei Pestalozzi auf, dessen Erziehungsmethode er fünfzehn Jahre später als ein Rettungsmittel der deutschen Nation angepriesen hat. Heimgekehrt vollendete er seine im Krockowschen Hause begonnenen Beiträge „zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution," eine Schrift, die ihn in manchen Kreisen als Democraten oder gar Jakobiner verdächtig machte. Sein unvertilgbarer Trieb, wohlthätig auf die Geister der Menschen zu wirken, veranlaßte ihn in Zürich Vorlesungen zu halten. Lavater war unter seinen Zuhörern, und bei der gründlichen Verschiedenheit zwischen der Denkart dieses offenbarungsgläubigen Mannes und der des frei forschenden Philosophen ist das Zeugniß, das Lavater Fichte ausstellt, doppelt bedeutsam. Lavater schrieb an Fichte am Ende der Vorlesungen: „Heller, schärfer und tiefer denken, mehr umfassen, leichter verallgemeinern, schneller vom Allgemeinen zum Besonderen übergehen, richtiger und sicherer prüfen, bestimmter alles bezeichnen, darstellender sprechen, noch nie Ausgesprochenes zur klaren Anschauung bringen, die Kräfte des menschlichen Geistes mehr bewundern, mir zu der Ehre, Mensch zu sein, mit neuem Freudengefühle Glück wünschen, die hohe Menschennatur in jedem einzelnen Menschen mehr verehren und auf alle, besonders aber auf meine Weise an ihrer Entwicklung, Vervollkommnung, Harmonie mit dem höchsten Gesetze immer ernster, freithätiger, muthiger, hoffnungsvoller, ununterbrochener arbeiten: dies — und wie viel ist dies! — sollt' ich noch von dem schärfsten Denker, den ich kenne, und der mir und einigen Freunden der Wahrheit so manche köstliche Stunde seines letzten Aufenthalts in Zürich großmüthig schenkte, gelernt haben. Lebenslang dankt ihm dafür als Schüler, Freund und Mitmensch — Joh. Casp. Lavater." Wir fügen ein Blatt aus dem Jahre 1800 hinzu, das nach Lavaters Tode Fichte übergeben werden sollte:

Unerreichbarer Denker, dein Daſein beweiſt mir das Daſein
Eines ewigen Geiſtes, dem hohe Geiſter entſtrahlen!
Könnteſt je du zweifeln, ich ſtellte dich ſelbſt vor dich ſelbſt nur,
Zeigte dir in dir ſelbſt den Strahl des ewigen Geiſtes.

Aus dem ſchönen Leben in Zürich ward Fichte in erfreulichſter Weiſe abgerufen, indem ihm zu Ende des Jahres 1793 die philoſophiſche Lehrſtelle Reinholds in Jena nach deſſen Berufung nach Kiel angetragen wurde. Er ging Oſtern 1794, zunächſt allein, nach Jena ab, und begann nun als das Muſter eines akademiſchen Lehrers ſeine geſegnete Wirkſamkeit unter der deutſchen Jugend. Vielleicht hat nie ein akademiſcher Lehrer begeiſtertere Jünger gehabt, als Fichte. Und die Begeiſterung, die ihm entgegenkam, iſt ihm niemals zum Strick geworden, in welchem die Eitelkeit ihn hätte fangen können, ſie feuerte ihn nur an, auf die Jugend, die ihm ſich ergab, auch ſittlich zu wirken. Auf allen Stufen ſeiner Thätigkeit war das Durchſchlagende immer der Trieb, die Menſchen zu beſſern, ſie aus der ſelbſtſüchtigen Vereinzelung zum willigen Dienſt für das Ganze, aus der Hingabe an den Schein der Dinge zur Einwurzelung in das Bleibende und Lebendige hinzuführen. Aus dieſem Trieb gingen auch ſeine moraliſchen Sonntagsvorleſungen hervor, durch welche er die der Kirche einmal entfremdete Jugend auf ſeine Weiſe in dem Einen und Ewigen zu ſammeln hoffte, ein Unternehmen, welches übrigens an dem Widerſtand der geiſtlichen Behörde ſcheiterte. Unermüdlich arbeitete er daran, den böſen Geiſt, der in den Landsmannſchaften herrſchte, zu bannen, und nichts bezeugt kräftiger die Liebe, welche die Studentenſchaft ihrem Lehrer zollte, als die von ihr erklärte Bereitwilligkeit, ſich ganz den Anordnungen Fichtes zu fügen. Leider ſcheiterte auch dieſes Unternehmen an der Schwerfälligkeit, mit welcher die Regierung dieſe ſo ſehr auf richtiger Schätzung und Verwerthung der perſönlichen Beziehungen beruhende Angelegenheit

behandelte. Gleichwohl ſtand Fichte in den fünf Jahren, die er in Jena verlebte, auf der Höhe ſeines Wirkens und ſeines Glückes. Mit dem regſten wiſſenſchaftlichen Leben hatte ſich das ſchönſte häusliche Glück verbunden. Der treffliche Schwiegervater war den Kindern nach Jena gefolgt und ſie hatten die Freude, ihm ſeinen Lebensabend zu verſchönern. Bei ſeinem Tode thun wir einen Blick in die religiöſe Stimmung Fichtes, deren Wärme ſich damals noch nicht aus ſeiner Philoſophie herausfühlen ließ. „Ruhe ſanft, du guter Geiſt! nach der langen Arbeit," ſo ſchrieb Fichte damals an ſeine Frau, „ſchlafe deinen Abend nach dem heißen Tage! Iſt ein Gott — und es iſt einer — ſo iſt es nicht möglich, daß das Leben dieſes Guten nun geſchloſſen, daß mit ihm nun alles aus ſei. Gewiß, es geht ihm jetzt wohl, indem du über ihn weinſt, und indem auch mir die Augen übergehen." — Die Freude, ein ſcheidendes Leben zu pflegen, ward dem Ehepaar bald durch die Freude an einem werdenden erſetzt. Ein Sohn ward ihnen geboren, welcher das einzige Kind geblieben iſt. Die Studenten brachten bei Gelegenheit dieſes Ereigniſſes dem Vater und dem Kinde ein Hoch und der Prorector der Univerſität begrüßte den Neugebornen mit der Ehrenmatrikel eines jenaiſchen Studirenden. So ſehr war Fichte mit der Univerſität zuſammengewachſen, ſo viel Anerkennung fand er bei der Regierung, ſo ehrend war für ihn die Hochachtung der größten Geiſter, wie Schillers und Göthes, daß man ihm eine lange geſegnete Wirkſamkeit auf der Univerſität Jena, die durch ihn einen ungewöhnlichen Glanz erhielt, hätte weiſſagen können. Aber plötzlich ward dieſe Wirkſamkeit abgeſchnitten durch die unvermuthet gegen ihn gerichtete Anklage auf Atheismus.

Es dürfte manchem unſerer Leſer auffallend erſcheinen, daß wir einen Mann, welcher des Atheismus angeklagt werden konnte, unter der Zahl derjenigen aufführen, welche zur religiöſen Erweckung Deutſchlands weſentlich beigetragen haben. Wir hoffen dieſen ſcheinbaren Widerſpruch in einer Weiſe zu erklären, daß wir weder gegen

den Angeklagten ungerecht werden, noch der geoffenbarten christlichen Wahrheit, zu welcher wir uns bekennen, etwas vergeben. Fichte war als Kind seiner Zeit dem evangelischen Glauben, wie ihn die Reformatoren aus der Schrift gewonnen und dargestellt hatten, entfremdet, das jämmerliche Halbiren der rationalistischen Geistlichen, die in den von den Vätern ererbten Gefäßen den Gemeinden das laue Wasser ihrer sehr zweifelhaften Vernünftigkeit darboten, war ihm zuwider, darum hatte er auch den Gedanken, ein geistliches Amt anzutreten, aufgegeben. Das Schiff, auf welchem er zuerst in die Wogen des Lebens gefahren war, hatte er verbrannt und suchte sich nun auf dem Eiland seiner Speculation ein neues aufzubauen. Er vermied es beim Vortrage seiner Lehre aufs Sorgfältigste, sich der kirchlichen Ausdrücke für die Darstellung des geistlichen Lebens zu bedienen. Wenn er in seinem Tagebuch seine Lebenserfahrungen niederschrieb, rief er, wie wir gehört haben, Gott an und mit der ewigen Liebe Gottes tröstet er sich auch beim Hinscheiden lieber Menschen. Und nicht etwa war dieß nur eine Anbequemung an die Vorstellung der gewöhnlichen Menschen, sondern von Herzen glaubte er, daß ein Gott sei, glaubte auch an Gott, hing an ihm und streckte die Arme seiner Sehnsucht nach ihm aus, um ihn zu umfangen. Aber so sehr schien ihm Gott über alles menschliche Erkennen erhaben, daß er es mied, in seiner Wissenschaft, die durchaus auf das Erkennen gebaut sein sollte, von Gott zu sprechen, daß er nur von der für ihn sichersten und bedeutendsten Offenbarung Gottes sprach, von der sittlichen Weltordnung, die sich im Ganzen des Weltplans, und von dem Sittengesetz, welches im einzelnen Menschen sich kund giebt. Er behauptete eine so starke Bezeugung des göttlichen Lebens in den Menschen, daß ihm die Welt umher nur wie ein Ausfluß des Ichs im Menschen erschien. Seine Lehre war der schärfste Gegensatz gegen den Materialismus; er sagte, des Atheismus angeklagt, mit Recht, daß man ihn eher des Akosmismus anklagen könne. Daß er Gott keine Existenz zuschriebe,

das konnte man ihm nicht nachsagen, viel eher, daß er die Realität der Welt läugnete. Um aber den Unendlichen nicht durch die Endlichkeit des menschlichen Fassungsvermögens auch endlich zu bestimmen, enthielt er sich der Bestimmung ganz. „Jene lebendige und wirkende moralische Ordnung ist selbst Gott. Wir bedürfen keines andern Gottes und können keinen andern fassen.“ Man muß sagen, daß dies höchst dürftige Sätze sind. Der Christ hat alles Recht zu antworten: ich bedarf eines andern Gottes, ich bedarf eines Gottes, der Herz zu Herzen ist, der zu mir spricht, wie ein Vater und zu dem ich spreche, wie ein Kind, und er wird hinzufügen: ich kann auch einen andern Gott fassen, ich fasse ihn in seiner Erscheinung im Fleisch. Man wird aufs Neue an Fichte die Erfahrung machen, daß die Philosophie sucht und mit der größten Anstrengung nicht findet, was die Offenbarung hat und die Offenbarungsgläubigen genießen. Aber der große Abstand zwischen Fichtes Lehre auf seinem damaligen Standpunkt und der Lehre der Schrift darf uns doch nicht verleiten, in der Anklage des Atheismus gegen ihn miteinzustimmen.

Diese Anklage ward übrigens gegen ihn erhoben und zwar nicht von seiner eigenen, sondern von der Kursächsischen Regierung. In einer philosophischen Zeitschrift, die er herausgab, hatte Fichte einen Aufsatz eines andern Philosophen aufgenommen, der mit dem Zweifel an Gottes Dasein endigte, und in einem Aufsatz von ihm selbst, in demselben Hefte, hatte er für gewöhnliche Augen nicht deutlich genug gegen diesen Zweifel angekämpft. Auf eine Denunciation hin verlangte die Kursächsische Regierung, wie gewöhnlich ohne Kenntniß und Verständniß der Fichteschen Lehre, und während sie auf ihrer eigenen Universität Leipzig viel Aergeres duldete, von der Regierung des Herzogthums Maßregeln gegen den gefährlichen Mann. Die Regierung, in welcher Göthe saß, wünschte sehr, die Sache ruhig zu schlichten, aber Fichtes selbständige, den Meisten trotzig scheinende Natur, die niemals geneigt war, einem äußeren Gut ein inneres aufzuopfern, und insbe-

ſondere der Gegenſatz zwiſchen dieſer Natur und der vornehmen Ruhe Göthes machte den Riß klaffend. Fichte erhielt, trotz der unter verſchiedenen Formen ausgeſprochenen Bitte der Studenten, ihn der Hochſchule zu erhalten und trotz dem Verfall, welcher derſelben durch ſeinen Weggang drohte, ſeine Entlaſſung im Jahre 1799. Die Studenten ließen eine Medaille mit ſeinem Bildniß prägen, um ihre Anhänglichkeit zu beweiſen. Da er in Jena nicht bleiben konnte und ihm ein Aufenthalt in Schwarzburg-Rudolſtadt, durch Einfluß der Weimarſchen Regierung verſagt ward, ſo ergriff er wieder, vorläufig, mit Zurücklaſſung von Weib und Kind, ſeinen Wanderſtab und ging im Juli 1799 nach Berlin. Man gewährte ihm hier einen ungeſtörten Aufenthalt. Bekannt iſt die Aeußerung, welche der König Friedrich Wilhelm III. auf geſtellte Anfrage gethan haben ſoll: „Iſt Fichte ein ſo ruhiger Bürger, iſt er ſo fern von allen gefährlichen Verbindungen, wie ich vernehme, ſo geſtatte ich ihm gerne den Aufenthalt in meinen Staaten. Ueber ſeine religiöſen Grundſätze zu entſcheiden, kommt dem Staat nicht zu;“ oder wie man ſonſt erzählt: „Iſt es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindſeligkeiten begriffen iſt, ſo mag das der liebe Gott mit ihm abmachen, mir thut das nichts.“ Hinfort faßt der Vertriebene in Preußen Fuß und vergilt ſeinem König reichlich das Wohlwollen, deß er ſich erfreute. Wie man über die Lehre Fichtes urtheilen mag, man muß ſeine ſittliche Perſönlichkeit ehren und bewundern. Er war ſich ſelbſt treu geblieben und mit der größten Ruhe des Gemüths konnte er von Berlin aus der Frau ſchreiben: „Siehe, meine Gute, ich ſehe jetzt die Sache ſo an: daß ich keinen Verweis haben wollte und mit dem Abſchiede drohte, war ganz recht und meine Sache, es reuet mich nicht im Geringſten und ich würde daſſelbe in demſelben Falle wiederholen; daß ſie die Dimiſſion annahmen, iſt ihre Sache. Daß ſie dabei die Form nicht ſo ganz beobachteten, gleichfalls die ihrige, nicht die meinige. Ich zürne nicht auf ſie, ich habe meinen Willen. Ich wollte keinen Verweis und ich

habe keinen. Dieſer Abſchied wird mich nicht unglücklich machen.“ Und ein andermal, als die Frau ihm über die gegen ihn ausgeſtreuten Lügen klagt: „Sage mir, iſt es denn das erſtemal, daß man uns verleumdet? Sind nicht dieſe Verleumdungen verſtummt? Jetzt giebt es andere! Gut, dieſe werden auch verſtummen wie jene. Es wird dann vielleicht wieder andere geben! Es kann ſein: aber endlich, nachdem man uns allgemein kennen lernen wird, werden ſie es doch müde werden. Ich wette mit dir, ſo viel du willſt, nach 10 Jahren bin ich ein im ganzen deutſchen Publicum durchgängig geſchätzter und verehrter Mann. Dieß ſind nur die erſten kräftigen Gegenſtöße gegen die gewaltſame Einwirkung meines Geiſtes, die ſich nun nicht mehr verläugnen läßt. Das muß nun alles durchgefochten werden. Ich werde es an mir nicht fehlen laſſen und werde endlich ſiegen.“

Das iſt noch die Sprache des ſittlichen Selbſtgefühls, nicht des Glaubens, der ſpricht: durch Gottes Gnade bin ich, das ich bin. Aber der kategoriſche Imperativ, wenn er am kräftigſten auftritt, iſt der Beugung unter die Gnade am nächſten, und je ernſter ein Menſch es mit dem Sittengeſetz nimmt, deſto ſicherer wird daſſelbe zu einem Zuchtmeiſter auf Chriſtum. In Berlin führt Fichte ſeine Lehre zu der Vollendung, in welcher die Religion als ihre Wurzel und ihre Frucht erſcheint. Auch Fichte hat etwas davon erfahren müſſen, daß die Anfechtung aufs Wort merken lehrt. Er benutzte ſeine Muße zunächſt zur Abfaſſung ſeines Buchs „über die Beſtimmung des Menſchen“, welches 1800 erſchien. Gegen das Ende des Jahrhunderts ſchrieb er an ſeine Frau: „Ich habe bei der Ausarbeitung meiner gegenwärtigen Schrift einen tieferen Blick in die Religion gethan, als noch je. Bei mir geht die Bewegung des Herzens nur aus vollkommener Klarheit hervor: es konnte nicht fehlen, daß die errungene Klarheit zugleich mein Herz ergriff. Glaube mir, daß dieſe Stimmung an meiner unerſchütterlichen Freudigkeit und an der Milde, womit ich die Ungerechtigkeit meiner Gegner anſehe, großen

Antheil hat. Ich glaube nicht, daß ich ohne dieſen fatalen Streit und ohne die böſen Folgen deſſelben jemals zu dieſer klaren Einſicht und zu dieſer Herzensſtimmung gekommen wäre, und ſo hätten ja die mir zugefügten Gewaltthätigkeiten ſchon jetzt eine Folge, die weder du noch ich wegwünſchen werden." — Ohne Anſtellung in Berlin, aber noch immer von dem Triebe beſeelt, auf die Zeitgenoſſen in tiefſter Weiſe zu wirken, ließ er ſich auch jetzt nicht mit der ſtillen ſchriftſtelleriſchen Arbeit und der Freundſchaft der ausgezeichnetſten Männer genügen, in Privatvorleſungen ſammelte er ſich einen auserwählten Hörerkreis, in welchem die höchſten Staatsbeamten neben den Bürgern, ſtrebſame Offiziere neben gelehrten Männern ſaßen, alle mit gleicher Aufmerkſamkeit die Funken höheren Lebens in ſich aufnehmend, welche von Fichtes gewaltiger Rede ausgingen. In dieſer Weiſe hat er ſein Pfund verwerthet, bis er im Frühling 1805 zum Profeſſor der Philoſophie an der damals preußiſchen Univerſität Erlangen ernannt ward, jedoch mit der Beſtimmung, nur im Sommer dort zu leſen und im Winter nach Berlin zurückzukehren. Nur einen Sommer war ihm die akademiſche Thätigkeit in Erlangen vergönnt. An der Rückkehr dahin hinderte ihn die Gewalt der im Jahre 1806 eingetretenen Ereigniſſe. Und hier ſind wir an dem Punkt angekommen, wo unſre Aufgabe, Fichtes Wirken für die Wiedergeburt des deutſchen Volkes zu ſchildern, die durch den Abriß ſeines Lebens vorbereitete Löſung finden wird.

Im Winter von 1804 auf 1805 hielt Fichte in Berlin Vorleſungen über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters." In ihnen trat ſeine neu gewonnene religiöſe Anſchauung zuerſt entſchieden hervor. Sie iſt weit entfernt von jeder Spur kirchlicher Rechtgläubigkeit oder auch nur bibliſcher Theologie. Aber wer die geſchichtlichen Erſcheinungen geſchichtlich zu würdigen liebt, wer ſich in unſerm Falle von der Haltloſigkeit deſſen überzeugt hat, was damals im ſupranaturaliſtiſchen Lager ſowohl als im rationaliſtiſchen geboten ward und wer zugleich die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die

Theologie von Grund aus erneuert werden mußte, wenn sie dem Christenthum neue Kräfte zuführen sollte, der freut sich über jeden aus der Tiefe des Denkens und dem Ernste des Gewissens kommenden Versuch zu solcher Erneuerung, auch wo ihm die nächsten Ergebnisse nicht genügen. Zunächst haben Fichtes Reden eine reinigende Wirkung, indem er wie in einem Bußspiegel dem Zeitalter seine Grundzüge zeigt. Er überschaut die ganze vergangene und künftige Entwicklung des Menschengeschlechts von der Höhe seiner philosophischen Betrachtung. Indem er als Zweck des Erdenlebens der Menschheit den setzt, daß sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit der Freiheit nach der Vernunft einrichte, gewinnt er fünf einzig und allein mögliche und das ganze Leben der menschlichen Gattung erschöpfende Hauptepochen. Mag man an der Richtigkeit dieser Theorie zweifeln, von der größten praktischen Bedeutung war es jedenfalls, daß Fichte sein Zeitalter als das dritte der fünf Hauptepochen, als das Zeitalter der völligen Befreiung von der Herrschaft der Vernunft, als das Zeitalter der absoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit, und der völligen Ungebundenheit ohne einigen Leitfaden, darum als das der vollendeten Sündhaftigkeit begriff. Damit war ein Bußton angeschlagen, der lange nicht gehört worden war, aber vor allem Noth that. Weil Fichte das Leben nach der Vernunft als das Leben für die Gattung und dieses wieder als das Leben für die Idee, als ein Leben der gänzlichen Hingabe der Person für die idealen Interessen des ganzen Geschlechts ansah, so erschien ihm das von der Vernunft losgerissene Leben als ein Leben für das persönliche Wohlsein allein. Nach allen Seiten mit vernichtender Schärfe entwickelte er diesen seinen Grundgedanken über das gegenwärtige Zeitalter. Als das Werkzeug der Befreiung von jeglicher Autorität, durch welche die Vernunft sich geltend machte, erkennt er den dem blinden Instinct entgegengesetzten Begriff, demnach ist die Grundmaxime derer, die auf der Höhe des Zeitalters stehen und darum das Princip des Zeitalters selber, dieses: durchaus nichts als

ſeiend und bindend gelten zu laſſen, als dasjenige, was man verſtehe und klärlich begreife. Vor dem Zeitalter der Wiſſenſchaft hat das gegenwärtige Zeitalter voraus, daß jenes alles begreifen will und nicht ruht, bis es zum Unbegreiflichen vorgedrungen iſt und dies als unbegreifliches begriffen hat, während dieſes ein ſtehendes und vorhandenes Begreifen zum Maßſtabe des Seins macht. „Es hat vor dem Zeitalter der Wiſſenſchaft den großen Vortheil", ſagt Fichte mit der kalten Ironie der philoſophiſchen Betrachtung, „daß es alle Dinge weiß, ohne je etwas gelernt zu haben, und über alles, was ihm vorkommt, ſofort und ohne weiteren Anſtand urtheilen kann, ohne jemals der vorhergehenden Prüfung zu bedürfen." Einem ſolchen Zeitalter nun, das von dem Vernunftinſtinct ſich losmacht, ohne die Vernunft in einer andern Geſtalt an die Stelle derſelben zu bekommen, bleibt durchaus nichts Reelles übrig als das Leben des Individuums. Das individuelle Leben aber iſt beſtimmt durch den Trieb der Selbſterhaltung und des Wohlſeins. Um dieſem Trieb ſeine Befriedigung zu gewähren, bedarf der Menſch Verſtand und Erfahrung, weiter nichts, den gemeinen und geſunden Menſchenverſtand, der die Summe der gemachten Erfahrungen für das Daſein und Wohlſein des Individuums verwerthet. Was er nicht begreift, das iſt nicht. Nun begreift er überall nichts, als was ſich auf ſein perſönliches Daſein und Wohlſein bezieht, darum iſt auch nichts weiter. Die ganze Welt iſt eigentlich nur dafür da, damit das Individuum da ſein und wohl ſein könne. Die Erfahrung iſt dem Zeitalter die einzige Quelle der Erkenntniß. In Bezug auf Dinge, die er nicht erfahren hat, die aber doch behauptet werden, wird der Menſch des gegenwärtigen Zeitalters zweifeln und ſich in jene unerſchütterliche Parteiloſigkeit als die höchſte Weisheit hüllen. In Abſicht auf die Natur und den Gebrauch ihrer Kräfte und Erzeugniſſe wird er auf das unmittelbar und materiell Nützliche, zur Wohnung, Kleidung und Speiſe Nothwendige ſehen, jede höhere Herrſchaft über die Natur, wodurch der widerſtrebenden das maje-

ſtätiſche Gepräge der Menſchheit als Gattung, alſo das Gepräge der Ideen aufgedrückt wird, wird er nicht kennen oder als Schwärmerei verlachen. In Abſicht auf das Staatsleben wird er entweder gehaltloſe, weitſchallende Phraſen lieben oder blind an die Erfahrung ſich halten. „In Abſicht der Sittlichkeit wird er das für die einzige Tugend anerkennen, daß man ſeinen eigenen Nutzen befördern, anfügend höchſtens, entweder ehrenhalber, oder aus Inconſequenz, den des andern, — es verſteht ſich, wenn er dem unſern nicht entgegen iſt; und für das einzige Laſter, ſeines Vortheils zu verfehlen. Es wird behaupten, — und da es ihm nicht ſchwer fallen kann, für jede mögliche Handlung eine unächte Triebfeder zu finden, indem es ja das Edle durchaus nicht kennt, — es wird ſogar beweiſen, daß wirklich alle Menſchen, die jemals gelebt haben, und leben, alſo gedacht und gehandelt haben, und daß es überhaupt gar keinen andern Antrieb im Menſchen gebe, als den des Eigennutzes, beklagend diejenigen, welche noch etwas anderes in ihm annehmen — als arme Thoren, welche die Welt und die Menſchen nur noch nicht kennen. Was endlich die Religion anbetrifft, ſo wird auch dieſe ſich ihm in eine bloße Glückſeligkeitslehre verwandeln, beſtimmt uns zu erinnern, daß man mäßig genießen müſſe, um recht lange und recht vieles zu genießen; ein Gott wird ihm nur dazu da ſein müſſen, damit er unſer Wohlſein beſorge, und bloß unſere Bedürftigkeit wird es ſein, die ihn ins Daſein gerufen und ihn zu dem Entſchluſſe gebracht, exiſtiren zu wollen. Was es von dem überſinnlichen Inhalt eines etwa vorhandenen Religionsſyſtems allenfalls noch beibehalten will, wird dieſe Schonung ganz allein dem Bedürfniſſe eines Zaums für den ungezügelten Pöbel, deſſen der gebildete nicht bedarf, und dem Mangel eines zweckmäßigen Ergänzungsmittels der Polizei und des gerichtlichen Beweiſes verdanken. In Summa, und um es mit Einem Worte auszuſprechen, ein ſolches Zeitalter ſteht auf ſeiner Höhe, wenn ihm nun klar geworden, daß die Vernunft, und mit

ihr alles über das bloße ſinnliche Daſein der Perſon hinausliegende, lediglich eine Erfindung ſey gewiſſer müßiger Menſchen, die man Philoſophen nennt.“

Wenn für ein krankes Geſchlecht die erſte Bedingung des Heils in der Erkenntniß ſeiner Krankheit liegt, ſo mußte dieſe ſchonungsloſe Aufdeckung des Schadens, an welchem Deutſchland krankte ein wahrer Segen ſein. Wie ſcharf iſt doch der vulgäre Rationalismus und das feige Philiſterthum, an dem wir zu Grunde gegangen ſind, durch Fichtes Worte geſchildert. Und wenn wir nun daneben ſeine begeiſterte Schilderung des Lebens für die Gattung, für die Idee leſen, ſo fühlen wir die Bedeutung des Mannes unmittelbar an der ſittlichen Stärkung, die von ſeiner Rede auf uns übergeht. Und ſchon iſt in dieſer Hingabe des Individuums an das Ganze, die der Philoſoph verlangt, der warme Hauch der Religion zu ſpüren. Iſt er noch lange nicht zur bibliſchen Wahrheit durchgedrungen, das Eine und Herrliche hat er erfaßt, daß der Menſch nicht in ſeinem Sichſelbſtſetzen, ſondern in ſeinem Sichſelbſtaufgeben für das allgemeine göttliche Leben ſeine Seligkeit findet.

„Die Religion eröffnet dem Menſchen die Bedeutung des Einen ewigen Geſetzes, das, als Pflichtgebot, dem freien und edlen, und als Naturgeſetz, dem unedleren Werkzeuge gebietet. Der Religiöſe begreift dieſes Geſetz und fühlt es in ſich lebendig, als das Geſetz der ewigen Fortentwicklung des Einen Lebens. Mit unausſprechlicher Liebe, mit unnennbarem Entzücken taucht ſein Auge in den Urquell alles Lebens und fließet, von ihm unabtrennlich, mit ihm fort im ewigen Strome. Was der moraliſche Menſch Pflicht nannte, und Gebot, was iſt es ihm? die geiſtigſte Blüthe des Lebens, ſein Element, in welchem er allein athmen kann. Er will und mag nichts anderes, denn dies und alles andere iſt ihm Tod und Verdammniß. Für ihn kommt alſo das gebietende Soll zu ſpät; ehe es gebietet, will er ſchon und kann nicht anders wollen. Wie vor der Moralität alles äußere Geſetz verſchwindet, ſo verſchwindet vor der Re-

ligioſität ſelbſt das innere; der Geſetzgeber in unſrer Bruſt ſchweigt, denn der Wille, die Luſt, die Liebe, die Seligkeit, hat das Geſetz in ſich aufgenommen. Dem moraliſchen Menſchen wird es oft ſchwer, ſeine Pflicht zu thun, und das Opfer ſeiner tiefſten Neigungen und liebſten Gefühle wird von ihm gefordert. Er thut es demohngeachtet: es muß ſein: er unterdrückt ſeine Gefühle und betäubt ſeinen Schmerz. Die Frage, warum es nun gerade dieſes Schmerzes bedürfe, und woher dieſer Zwieſpalt zwiſchen ſeiner, ihm doch auch eingepflanzten Neigung und der eben ſo unabweislichen Forderung des Geſetzes komme, darf er ſich nicht erlauben; er muß ſtumm und blind ſich opfern, denn nur unter der Bedingung dieſer ſtummen Aufopferung iſt das Opfer ächt. Dem Religiöſen iſt dieſe Frage mit Einem Male für ewig gelöſt. Das, was da widerſtrebt und nicht ſterben mag, iſt unvollkommneres Leben, das eben darum, weil es doch Leben iſt, nach Fortbeſtehen ringt; das aber aufgegeben werden muß, wenn das höhere und edlere Leben in das Daſein eintreten ſoll. Jene Neigungen, die ich aufopfern ſoll, denkt der Religiöſe, ſind gar nicht meine Neigungen, ſondern es ſind Neigungen, die gegen mich und mein höheres Daſein gerichtet ſind: ſie ſind meine Feinde, die nicht zu früh ſterben können. Der Schmerz, der mir zugefügt wird, iſt nicht mein Schmerz, ſondern der Schmerz einer gegen mich verſchwornen Natur: es ſind nicht die Zuckungen des Sterbens, ſondern die Wehen einer neuen Geburt, welche herrlich ſein wird über alle meine Erwartungen." ...

„Die Religion erhebt ihren Geweihten abſolute über die Zeit als ſolche, und über die Vergänglichkeit, und verſetzt ihn unmittelbar in den Beſitz der Einen Ewigkeit. In dem Einen göttlichen Grundleben ruht ſein Blick und wurzelt ſeine Liebe: was noch außer dieſem Einen Grundleben ihm erſchienen, iſt nicht außer ihm, ſondern in ihm und bloß eine zeitige Geſtalt ſeiner Entwicklung nach einem abſoluten Geſetze, das da gleichfalls in ihm ſelber iſt: er erblickt alles nur in dem Einen und vermittelſt deſſelben: dann erblickt er

aber auch zugleich in jedem Einzelnen das ganze unendliche All. Sein Blick ist daher immer der Blick der Ewigkeit und was er erblickt, erblickt er als ewig und in der Ewigkeit: nichts kann wahrhaftig *sein*, was nicht eben darum ewig wäre. Jene Befürchtungen vom Untergange im Tode und jene Bestrebungen, einen künstlichen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele zu finden, liegen darum tief unter ihm. In jedem Momente hat und besitzt er das ewige Leben, mit aller seiner Seligkeit, unmittelbar und ganz: und was er allgegenwärtig *hat* und *fühlt*, braucht er sich nicht erst anzuvernünfteln. Giebt es irgend einen schlagenden Beweis, daß die Erkenntniß der wahren Religion unter den Menschen von jeher sehr selten gewesen, und daß sie insbesondere den herrschenden Systemen fremd sei, so ist es der, daß sie die ewige Seligkeit erst jenseit des Grabes setzen, und nicht ahnden, daß jeder, der nur will, auf der Stelle selig sein könne." .....

„Im Beginn dieser Rede haben wir alles Große und Edle im Menschen darauf zurückgeführt, daß er seine Person in der Gattung verliere und an die Sache dieser Gattung sein Leben setze, für sie arbeite, entbehre, dulde, und, sich opfernd, sterbe. Immer waren es Thaten: immer, was heraustreten konnte in der äußern Erscheinung, worauf wir sahen. Dabei mußten wir anknüpfen mit dem Zeitalter. Jetzo, beim Durchgehen durch diese Ansicht veredelt, wie ich voraussetze, sagen wir nicht mehr also. Das einzige wahrhaft Edle im Menschen, die höchste Form der in sich selbst klar gewordenen Idee ist die Religion: aber die Religion ist gar kein äußerliches und erscheint nie in irgend einer Aeußerung, sondern sie vollendet bloß innerlich den Menschen. Sie ist Licht und Wahrheit im Geiste. Das richtige Handeln findet sich dann von selber, denn die Wahrheit kann nicht anders handeln, als nach der Wahrheit; aber dieses richtige Handeln ist kein Opfer mehr, noch ein Dulden und Entbehren, sondern es ist selber die Ausübung und Ausströmung der höchsten inneren Seligkeit."

Die religiöse Ansicht, welche uns zuerst in den Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ entgegentritt, hat Fichte in seiner „Anweisung zum seligen Leben“, auch die „Religionslehre“ genannt, Vorlesungen aus dem Jahr 1806, ausführlich dargelegt. Wenn wir nicht umhin können, den Vorlesungen und dem Buch eine große Bedeutung für die Erweckung des religiösen Sinnes beizulegen, mit welchem Tausende der edelsten Deutschen in den darauf folgenden Jahren in den Kampf gingen, so ist es doch auch unsere Pflicht, die großen Gebrechen der Fichteschen Lehre anzudeuten. Während der Philosoph hier mit der einen Hand die köstlichsten Gaben der Offenbarung in Christus ergreift, hält er mit der andern sein ihr widersprechendes Denksystem fest. Während er thatsächlich schon von der begeisternden Kraft des Christenthums getragen wird, zweifelt er noch an den Grundwahrheiten desselben. Wir heben nur Einzelnes heraus. Die Richtigkeit des Sündenbegriffs ist die hauptsächlichste Bedingung christlicher Erkenntniß. Wer sich nun erinnert, daß Fichte sein Zeitalter als das der vollendeten Sündhaftigkeit schilderte, weil in ihm das Leben des Individuums, die Sorge für sein Dasein und Wohlsein, als das eigentliche Leben erschien und das Leben für die Gattung als Leben für die Idee nichts mehr galt, der wird nicht zweifeln, daß Fichte die Sünde erkannte. Aber er erkannte sie nicht sowohl als einen allgemeinen, von der That des Stammvaters des Menschengeschlechts herrührenden Abfall von Gott, der sich zur Feindschaft wider Gott gestaltete, sondern mehr nur als eine Abschwächung des göttlichen Lebens in Einzelnen. Wie Novalis in seinem schönen Hymnus auf Christus, spricht auch Fichte von einem „Wahn von Sünde“. Das göttliche Leben erschien ihm darum weniger auf einer Herstellung durch den lebendigen Gott, sondern auf einem freien Entschluß des Menschen zu beruhen. Er glaubte zwar, daß eine solche Einheit des göttlichen und menschlichen Lebens wie in Christus weder vorher noch nachher gewesen, aber das war ihm nur geschichtliches Factum, nicht metaphysische Noth-

wendigkeit. Er hielt es für möglich, daß vor Chriſtus irgend Jemand das reine Verhältniß durch freien Entſchluß hätte erzeugen können und daß nach ihm ohne ihn Jemand das Nämliche thäte. Man ſieht deutlich, wie er die Wahrheit nicht läugnen, aber auch den lange gehegten Irrthum nicht aufgeben kann. Weil ihm nun die Sünde nicht als eine Kluft zwiſchen dem abgefallenen Menſchen und dem in Liebe zürnenden Gott erſcheint, will er von keiner Entſündigung und Verſöhnung wiſſen und verwirft die Lehre des Paulus als eine falſche, im Judenthum befangene. Wenn Johannes doch auch von dem Lamme Gottes ſpricht, das der Welt Sünde trägt, und von dem Blut, das uns von der Sünde reinigt, ſo denkt er ſich dabei nicht „ſein zur Abbüßung unſerer Sünde vergoſſenes Blut, ſondern ſein in uns eingetretenes Geblüt und Gemüth, ſein Leben in uns". Aber auch diejenigen bibliſchen Schriftſteller und Abſchnitte gelten ihm nichts, in welchen er bloße Moral, wenn auch eine ſehr treffliche erkennt. Johannes, der Evangeliſt, iſt ihm der Einzige, bei welchem er die Wahrheit und zwar die mit ſeiner durch eigene Forſchung gefundenen übereinſtimmende Wahrheit findet. Worin beſtand aber bei ſo ſtarken Gebrechen das relativ Gute in der Fichteſchen Lehre? Vor allem darin, daß er der Religion wieder eine ſelbſtändige, alles Leben des Menſchen wie das warme Herzblut durchdringende Kraft zuſchrieb. Kant und die von ihm abhängige Theologie hatten durch ihre einſeitige Betonung des Sittlichen die Religion verflacht. Mit der Bibel wußten ſie nichts anzufangen, als daß ſie Stellen wie die Bergpredigt in den Vordergrund ſtellten und alles andere nach der Schwere ſeines moraliſchen Gehalts ſchätzten. Welch ein Fortſchritt, daß Fichte, zur Myſtik des Johannes ſich bekennend, das unmittelbare Leben in Gott wieder als Religion verkündete! „Erhebe dich nur in den Standpunkt der Religion und alle Hüllen ſchwinden: die Welt vergehet dir mit ihrem todten Princip und die Gottheit ſelbſt tritt wieder in dich ein, in

erſten und urſprünglichen Form als Leben, als dein eigenes

Leben, das du leben ſollſt und leben wirſt.... In dem, was der heilige Menſch thut, lebet und liebet, erſcheint Gott nicht mehr im Schatten oder bedeckt von einer Hülle, ſondern in ſeinem eigenen, unmittelbaren und kräftigen Leben; und die aus dem leeren Schattenbegriffe von Gott unbeantwortliche Frage: Was iſt Gott, wird hier ſo beantwortet: er iſt dasjenige, was der ihm Ergebene und von ihm Begeiſterte thut. Willſt du Gott ſchauen, wie er in ſich ſelber iſt, von Angeſicht zu Angeſicht? Suche ihn nicht jenſeit der Wolken: du kannſt ihn allenthalben finden wo du biſt. Schaue an das Leben ſeiner Ergebenen und du ſchauſt ihn an; ergieb dich ſelber ihm und du findeſt ihn in deiner Bruſt". Und wie Paulus und Luther, wenn ſie vom Glauben reden, der nicht fragt, ob Gutes zu thun ſei, ſondern ehe er fragt, es gethan hat, ſo ſpricht Fichte. Er geht über Kants Moral hinaus, aber um ſie in der Religion tiefer zu gewinnen: „Wirkliche und wahre Religioſität iſt nicht lediglich betrachtend und beſchauend, nicht bloß brütend über andächtigen Gedanken, ſondern ſie iſt nothwendig thätig. Sie beſteht in dem innigen Bewußtſein, daß Gott in uns wirklich lebe und thätig ſei und ſein Werk vollziehe... Die Religion iſt nicht bloß andächtiges Träumen, — die Religion iſt überhaupt nicht ein für ſich beſtehendes Geſchäft, das man abgeſondert von andern Geſchäften, in gewiſſen Tagen und Stunden treiben könnte; ſondern ſie iſt der innere Geiſt, der alles unſer, übrigens ſeinen Weg ununterbrochen fortſetzendes Denken und Handeln, durchdringt, belebt und in ſich eintaucht." — Hat mit ſolchen Worten Fichte das Weſen der Religion in viel trefflicherer Weiſe geſchildert, als man es zu ſeiner Zeit gewöhnt war, ſo muß uns auch die Wärme, mit welcher er, der Philoſoph, von ihrem Gegenſtande, Chriſtus ſpricht, wohl thun als ein Hoffnungszeichen, daß man zu dem Vergeſſenen zurückkehren werde. Man ſieht den philoſophiſchen Eigenſinn, ſelbſt erzeugen zu können, was Chriſtus hat, mit nicht ſo ſtrengen Augen an, wenn man das Zuge-

ständniß hört, daß Niemand vor oder nach ihm wie Christus gewesen und daß wir alle in unserem religiösen Erkennen von diesem Einzigen abhängig sind. „Allerdings," sagt Fichte, „ist die Einsicht in die absolute Einheit des menschlichen Daseins mit dem göttlichen die tiefste Erkenntniß, welche der Mensch erschwingen kann. Sie ist vor Jesu nirgends vorhanden gewesen: sie ist auch seit seiner Zeit, man möchte sagen, bis auf diesen Tag, wenigstens in der profanen Erkenntniß, wieder so gut als ausgerottet und verloren... Wie kam nun Jesus zu dieser Einsicht? Daß Jemand hinterher, nachdem die Wahrheit schon entdeckt ist, sie nacherfinde, ist kein so großes Wunder; wie aber der erste, von Jahrtausenden vor ihm, und von Jahrtausenden nach ihm, durch den Alleinbesitz dieser Einsicht geschieden, zu ihr gekommen sei, dies ist ein ungeheures Wunder. Und so ist denn in der That wahr, daß Jesus von Nazareth der, — auf eine ganz vorzügliche, durchaus keinem Individuum außer ihm zukommende Weise, — eingeborne und erstgeborne Sohn Gottes ist: und daß alle Zeiten, die nur fähig sind, ihn zu verstehen, ihn dafür werden erkennen müssen." Bei aller Standhaftigkeit, mit welcher er behauptet, daß der Philosoph unabhängig vom Christenthum dieselben Wahrheiten finden und sie consequenter und klarer überblicken könne als wenigstens das gegenwärtige Christenthum thue, giebt er die Abhängigkeit unserer Anschauung vom Christenthum zu, und spricht: „Und so bleibt denn auch der zweite Theil des christlichen Dogma, daß alle diejenigen, die seit Jesu zur Vereinigung mit Gott gekommen, nur durch ihn und vermittelst seiner dazu gekommen, gleichfalls unwidersprechlich wahr. Und so bestätiget es sich denn auf alle Weise, daß bis an das Ende der Tage vor diesem Jesus von Nazareth wohl alle Verständigen sich tief beugen, und alle, je mehr sie nun selber sind, desto demüthiger, die überschwängliche Herrlichkeit dieser großen Erscheinung anerkennen werden." Und nicht als Gegenstand bloßer Bewunderung, die aber vor der Nachfolge zurückbebt, stellt er Christus hin. „Sein Fleisch essen und sein

Blut trinken, heißt: ganz und durchaus er selber werden und in seine Person, ohne Abbruch oder Rückhalt sich verwandeln, — ihn in seiner Persönlichkeit nur wiederholen, — transsubstantiirt werden mit ihm, — so wie Er das zu Fleisch und Blut gewordene ewige Wort ist, eben so zu seinem Fleische und Blute, und, was nun daraus folgt und dasselbe ist, zu dem zu Fleisch und Blut gewordenen ewigen Worte selber, werden: denken, durchaus und ganz wie er, und so, als ob er selber dächte, und nicht wir; leben, durchaus und ganz wie er, und so, als ob er selber dächte, an unsrer Stelle."

Die Anweisung zum seligen Leben, die Fichte aus der eben geschilderten Anschauung giebt, ist mittlerweile durch viel sichrere, weil einfältiger von Gottes Wort ausgehende Wegführungen übertroffen worden. Daß sie aber zu ihrer Zeit ein Segen für Deutschland war, geht schon aus dem damaligen traurigen religiösen Zustand hervor. Fichte klagt über die gänzliche Verkehrtheit des Zeitalters. Während man voraussetzen sollte, daß der religiöse Mensch geachtet würde, „weil die Religion sich erhebend über den Schein und eindringend in das Wesen der Dinge, nothwendig den glücklichsten Gebrauch der Geisteskräfte, den höchsten Tiefsinn und Scharfsinn und die davon unabtrennliche höchste Stärke des Charakters entdeckt", kehrt die herrschende Denkweise des Zeitalters Alles um. „Nichts bringt bei der Majorität desselben unmittelbarer und sicherer Schande, als wenn man sich auf einem religiösen Gedanken oder auf einer solchen Empfindung ergreifen läßt; nichts kann, was daraus folgt, sicherer Ehre bringen, als wenn man von dergleichen Gedanken und Empfindungen sich frei erhält." Die Bitte um die Erlaubniß, vor seinen Zuhörern sich zuweilen biblischer Ausdrücke bedienen zu dürfen, leitet er mit den Worten ein: „Es ist mir nicht unbekannt, daß man in unserm Zeitalter in keinen nur ein wenig zahlreichen Zirkel aus den gebildeten Klassen treten kann, worin sich nicht Einzelne befinden sollten, bei denen die Erwähnung Jesu, und der Gebrauch biblischer Ausdrücke, unangenehme Empfin-

dungen anregt, und den Verdacht, daß der Redende, eines von beiden, entweder ein Heuchler, oder ein beſchränkter Kopf ſein müſſe.“ Und vor dieſes Geſchlecht tritt Fichte hin mit der Begeiſterung eines von Gott Bevollmächtigten, um die Funken neuen Lebens in die Gemüther zu werfen. Mit unerbittlicher Schärfe deckt er den Schaden auf, die Zerſtreuung des Geſchlechts in dem Nichtigen, den Mangel an energiſcher Zuſammenfaſſung des geſammten Lebens in einem ſchöpferiſchen Punkt, die oberflächliche Anſicht von Religion, die Abſchwächung des Tugendbegriffs zu einzelnen ſittlichen Fertigkeiten und der Seligkeit zur bloßen Glückſeligkeit. Und ſo hart er die herrſchenden Schäden geißelt, mit ſo inniger Wärme verkündet er den Aufgang neuen Lebens durch die Religion. Es gewinnt jeder Begriff, den man auch in der Zeit der Aufklärung nicht ganz aufgeben wollte, durch ſeine reiche, ſittliche und religiöſe Perſönlichkeit an Tiefe und Höhe. Wir haben die Zuverſicht zu den Ausſtrahlungen eines reichen innern Lebens, die wir in dieſen Vorleſungen haben, daß auch der, welcher mit dem entſchiedenen Bewußtſein, Widerſpruch gegen viele einzelne Lehren einlegen zu müſſen, an das Leſen des Buchs ginge, doch von der warmen Energie, mit welcher hier eine herrliche ſittliche Perſönlichkeit ſich über die höchſten Dinge der Menſchheit ausſpricht, ergriffen werden müßte. Hier tritt der Gott, den der Rationalismus in unnahbare Ferne gerückt hatte, wieder nahe als der, in dem wir leben und weben und ſind. Die Seligkeit, die man ſich gewöhnt hatte, in die Zeit nach dem Tode zu verlegen, wird als eine allezeit gegenwärtige geſchildert, die nur darauf warte, ergriffen zu werden. Die gänzliche Hingabe des Individuums an den göttlichen Willen, das völlige Aufgehen des endlichen Seins in dem Unendlichen iſt das Mittel, dieſe Seligkeit zu gewinnen. Und wer dieſe Einheit vollzogen hat, dem wird Alles, auch was am widerwärtigſten ſcheint, nur Anlaß zu größerer Vertiefung jener Einheit, alſo zur Vermehrung der Seligkeit. Weit entfernt aber, daß dieſe Hingabe des Individuums an Gott, die

von Fichte in der Sprache des edelſten Myſticismus verkündet wird, vom thätigen Leben abführte, iſt ſie ſelbſt unabläſſig thätig, weil ſie Aneignung des göttlichen Lebens iſt. Es entwickelt ſich aus den Tiefen dieſer myſtiſchen Verſenkung eine ſegenbringende Sittlichkeit wie der erwärmende Strahl aus der Sonne, wie der erfriſchende Strom aus der Quelle; eine Sittlichkeit, welche den Haß nicht ausſchließt, weil ſie durch und durch Liebe iſt. Wir geben dieſen Behauptungen Farbe, indem wir aus dem ſchönen Organismus der Fichteſchen Darſtellung einzelne Sätze herausgreifen: „So lange der Menſch noch irgend etwas ſelbſt zu ſein begehrt, kommt Gott nicht zu ihm, denn kein Menſch kann Gott werden. Sobald er ſich aber rein, ganz und bis in die Wurzel vernichtet, bleibet allein Gott übrig, und iſt Alles in Allem. Der Menſch kann ſich keinen Gott erzeugen; aber ſich ſelbſt, als die eigentliche Negation, kann er vernichten und dann verſinkt er in Gott.“ — „Alle äußerlichen Begegniſſe ſind ja nichts anderes, als die nothwendige und unveränderliche Erſcheinung des in ſeinem Innern ſich vollziehenden, göttlichen Werks; und er kann nicht wollen, daß irgend etwas in dieſen Begegniſſen anders ſei, als es iſt, ohne zu wollen, daß das Innere, was nur alſo erſcheinen kann, anders ſei, und ohne dadurch ſeinen Willen von Gottes Willen abzuſondern und ihm entgegenzuſetzen.... Auch an denjenigen, in denen Gottes Wille innerlich nicht geſchieht, weil gar kein Innerliches da iſt, ſondern ſie überhaupt nur Außendinge ſind: geſchieht dennoch äußerlich, wohin er allein zu langen vermag, der zuförderſt ungnädige und ſtrafende, im Grunde aber dennoch höchſt gnädige und liebevolle Wille Gottes; indem es ihnen ſchlimm gehet, und immer ſchlimmer und ſie in dem vergeblichen Haſchen nach einem Gute, das immer vor ihnen ſchwebt und immer vor ihnen flieht, ſich abmatten und ſich verächtlich und lächerlich machen, bis ſie dadurch getrieben werden, das Glück da zu ſuchen, wo es allein zu finden iſt. Denen die Gott nicht lieben, müſſen alle Dinge unmittelbar zur Pein und zur Qual dienen, bis ſie, mittelbar durch dieſe

Qual selbst, ihnen zum Heile gereichen.... Was ist es, das die Reflexion nirgends stille stehen läßt, sondern sie unaufhaltsam forttreibt, von jedem reflectirten, bei dem sie angekommen ist, zu einem folgenden, und von diesem zu seinem folgenden? die unaustilgbare Liebe ist es zu dem, der Reflexion nothwendig entfliehenden, hinter aller Reflexion sich verbergenden, und darum nothwendig in alle Unendlichkeit hinter aller Reflexion aufzusuchenden, reinen und realen Absoluten; diese ist es, welche sie forttreibt und sie ausdehnt zu einer lebendigen Ewigkeit. Die Liebe daher ist höher denn alle Vernunft und sie ist selbst die Quelle der Vernunft und die Wurzel der Realität und die einzige Schöpferin des Lebens und der Zeit." Und diese Liebe, die unaufhaltsam zu Gott hindringt, umfaßt zugleich die Brüder; aber nicht um die sinnliche Glückseligkeit des Menschengeschlechts ist der wahrhaft Liebende besorgt. „Wiederfindend ihr Seyn in Gott, wird er ihr Seyn lieben; ihr Seyn außer Gott hasset er innig und dies ist eben seine Liebe zu ihrem eigentlichen Seyn, daß er ihr beschränkendes Seyn hasset.... Sehend auf das, was die Menschen sein könnten, ist sein herrschender Affekt eine heilige Indignation über ihr unwürdiges und ehrloses Dasein; ... bedenkend, daß sie nur ihre Hand ausstrecken dürften, nach dem immerfort sie umgebenden Guten, um im Augenblicke würdig und selig zu sein: überfällt ihn die innigste Wehmuth und der tiefste Jammer.... Schlechthin nie und unter keiner Bedingung, giebt er es auf, an ihrer Veredlung zu arbeiten, und was daraus folgt, schlechthin nie und unter keiner Bedingung giebt er die Hoffnung von ihnen auf. So oft er auch abgewiesen werde von außen, ohne den gehofften Erfolg wird er in sich selbst zurückgetrieben, schöpfen aus der in ihm ewig fortfließenden Quelle der Liebe, neue Lust und Liebe und neue Mittel.... Blicke er hinaus über die Gegenwart in die Zukunft!... Endlich — und wo ist denn das Ende? — endlich muß doch alles einlaufen, in den sichern Hafen der ewigen Ruhe und Seligkeit; endlich einmal muß doch heraustreten das göttliche Reich: und Seine Gewalt und Seine Kraft und Seine Herrlichkeit."

Man erzählt von der berühmteſten Anweiſung zum ſeligen Leben, welche das deutſche Volk ſeit Jahrhunderten gebraucht, von Arndts „wahrem Chriſtenthum“, daß dieß Buch nebſt angehängtem Paradiesgärtlein im dreißigjährigen Kriege mehrmals auf eine wunderbare Weiſe gegen die verderbenden Hände der Päpſtlichen geſchützt worden ſei. Solche Erzählungen haben jedenfalls den Werth, daß ſie die tiefe Dankbarkeit des Volkes gegen das Buch bezeugen. Etwas ähnliches wird von Fichtes Anweiſung zum ſeligen Leben erzählt. Ein preußiſcher freiwilliger Jäger, Friedrich Wilhelm Schultze, verdankte nach dem Berichte, den er in tiefer religiöſer Erregung ſeinem „Vater Fichte“ ſchrieb, in der Schlacht bei Dennewitz dieſem Buche ſein Leben. „Ich trug in meinem Tſchako das treffliche Werk, die Religionslehre von Fichte,“ ſo erzählt der Freiwillige, „welches mein unzertrennlicher Begleiter den Feldzug hindurch geweſen iſt. So ſtürzte ich mich hinein in die mörderiſche Kugelſaat und empfing eine Kugel durch den Tſchako unmittelbar durch den Scheitel, wo mein Buch, ſeinem Zwecke nach eine moraliſche Schutzwehr, zugleich mich als körperliche Aegide ſchützte, indem es die ſonſt ohne Zweifel tödtliche Kugel auffing, die, zwiſchen die Blätter eindringend, ihre Kraft nur durch einen betäubenden Stoß äußern konnte. Vorzüglich bedeutend wird dieß Ereigniß dadurch für mich, daß die Kugel auf einer bezüglichen Stelle (S. 249) grade bei den Worten haften blieb: Denn Alles, was da kommt, iſt der Wille Gottes mit ihm, und darum das Allerbeſte, was da kommen konnte.“ Die tiefgehende Wirkung der Fichteſchen Lehre, zumal in dem Krieg von 1813 und 14, welche ſie auf die jungen Streiter übte, und damit das Recht, Fichte unter die Männer der religiöſen Erweckung jener Zeit zu ſtellen, kann durch nichts deutlicher bewieſen werden, als durch das angeführte Ereigniß und durch die Weiſe, wie es aufgefaßt worden iſt.

Durch die religiöſe Vertiefung, die wir kennen gelernt, gab ſich Fichte ſelbſt die beſte Weihe für die bald ausbrechenden Kämpfe. Als Preußen gegen Napoleon auszog, wollte Fichte hinter Keinem

aber auch zugleich in jedem Einzelnen das ganze unendliche All. Sein Blick ist daher immer der Blick der Ewigkeit und was er erblickt, erblickt er als ewig und in der Ewigkeit: nichts kann wahrhaftig *sein*, was nicht eben darum ewig wäre. Jene Befürchtungen vom Untergange im Tode und jene Bestrebungen, einen künstlichen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele zu finden, liegen darum tief unter ihm. In jedem Momente hat und besitzt er das ewige Leben, mit aller seiner Seligkeit, unmittelbar und ganz: und was er allgegenwärtig *hat* und *fühlt*, braucht er sich nicht erst anzuvernünfteln. Giebt es irgend einen schlagenden Beweis, daß die Erkenntniß der wahren Religion unter den Menschen von jeher sehr selten gewesen, und daß sie insbesondere den herrschenden Systemen fremd sei, so ist es der, daß sie die ewige Seligkeit erst jenseit des Grabes setzen, und nicht ahnden, daß jeder, der nur will, auf der Stelle selig sein könne." .....

„Im Beginn dieser Rede haben wir alles Große und Edle im Menschen darauf zurückgeführt, daß er seine Person in der Gattung verliere und an die Sache dieser Gattung sein Leben setze, für sie arbeite, entbehre, dulde, und, sich opfernd, sterbe. Immer waren es Thaten: immer, was heraustreten konnte in der äußern Erscheinung, worauf wir sahen. Dabei mußten wir anknüpfen mit dem Zeitalter. Jetzo, beim Durchgehen durch diese Ansicht veredelt, wie ich voraussetze, sagen wir nicht mehr also. Das einzige wahrhaft Edle im Menschen, die höchste Form der in sich selbst klar gewordenen Idee ist die Religion: aber die Religion ist gar kein äußerliches und erscheint nie in irgend einer Aeußerung, sondern sie vollendet bloß innerlich den Menschen. Sie ist Licht und Wahrheit im Geiste. Das richtige Handeln findet sich dann von selber, denn die Wahrheit kann nicht anders handeln, als nach der Wahrheit; aber dieses richtige Handeln ist kein Opfer mehr, noch ein Dulden und Entbehren, sondern es ist selber die Ausübung und Ausströmung der höchsten inneren Seligkeit."

Die religiöse Ansicht, welche uns zuerst in den Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ entgegentritt, hat Fichte in seiner „Anweisung zum seligen Leben“, auch die „Religionslehre“ genannt, Vorlesungen aus dem Jahr 1806, ausführlich dargelegt. Wenn wir nicht umhin können, den Vorlesungen und dem Buch eine große Bedeutung für die Erweckung des religiösen Sinnes beizulegen, mit welchem Tausende der edelsten Deutschen in den darauf folgenden Jahren in den Kampf gingen, so ist es doch auch unsere Pflicht, die großen Gebrechen der Fichteschen Lehre anzudeuten. Während der Philosoph hier mit der einen Hand die köstlichsten Gaben der Offenbarung in Christus ergreift, hält er mit der andern sein ihr widersprechendes Denksystem fest. Während er thatsächlich schon von der begeisternden Kraft des Christenthums getragen wird, zweifelt er noch an den Grundwahrheiten desselben. Wir heben nur Einzelnes heraus. Die Richtigkeit des Sündenbegriffs ist die hauptsächlichste Bedingung christlicher Erkenntniß. Wer sich nun erinnert, daß Fichte sein Zeitalter als das der vollendeten Sündhaftigkeit schilderte, weil in ihm das Leben des Individuums, die Sorge für sein Dasein und Wohlsein, als das eigentliche Leben erschien und das Leben für die Gattung als Leben für die Idee nichts mehr galt, der wird nicht zweifeln, daß Fichte die Sünde erkannte. Aber er erkannte sie nicht sowohl als einen allgemeinen, von der That des Stammvaters des Menschengeschlechts herrührenden Abfall von Gott, der sich zur Feindschaft wider Gott gestaltete, sondern mehr nur als eine Abschwächung des göttlichen Lebens in Einzelnen. Wie Novalis in seinem schönen Hymnus auf Christus, spricht auch Fichte von einem „Wahn von Sünde“. Das göttliche Leben erschien ihm darum weniger auf einer Herstellung durch den lebendigen Gott, sondern auf einem freien Entschluß des Menschen zu beruhen. Er glaubte zwar, daß eine solche Einheit des göttlichen und menschlichen Lebens wie in Christus weder vorher noch nachher gewesen, aber das war ihm nur geschichtliches Factum, nicht metaphysische Noth-

an freiere, reinere Luft zu kommen, die Scheu, das ohnedieß verſunkene Volk durch die Lehre von dem ererbten Verderben in völlige Gleichgültigkeit verſinken zu laſſen, hindert ihn an einer unbefangenen Würdigung der bibliſchen Lehre. Er vergißt, daß dieſelbe Lehre, welche die Knechtſchaft des menſchlichen Willens ausſpricht, auch ſeine Freiheit verkündigt, daß von jeher die, welche am demüthigſten ihr ſündliches Verderben bekannten, die lichteſten Träger des Lebens aus Gott geworden ſind, daß das Chriſtenthum, welches die allgemeine Sündhaftigkeit behauptet, auch von dem Bilde Gottes im Menſchen weiß, das aus dem Schutte hervorgezogen in der Sonne der Gnade in wunderbarer Schönheit leuchten ſoll. Den Widerſtreit des alten und neuen Menſchen, der in jedem Individuum wohnt, verſetzt er in die Gattung, indem er die Einen als die Erſtorbenen, die Andern als die Lebendigen anſieht. Dieſe Rouſſeauſche Läugnung der Erbſünde bringt auch den an Rouſſeau erinnernden Vorſchlag zu Wege, die Jugend aus dem gegenwärtigen verderbten Geſchlecht ganz herauszunehmen, nur daß der deutſche Philoſoph den Zögling nicht wie der franzöſiſche vereinzeln, alſo die Selbſtſucht recht offenbar nähren, ſondern daß er die Geſammtheit der jugendlichen Glieder des Volkes zu einem Gemeinweſen unter der Leitung derer, die dem Tode noch nicht verfallen ſind, ſich geſtalten laſſen will. Der Einzelne ſoll im Leben der Nation aufgehen. Abgeſehen von der Unterſchätzung des Familienlebens, welche hier zu Tage kommt, iſt der Grundfehler bei der vorgeſchlagenen Erziehung die Verkennung des gründlichen Verderbens in jedem Einzelnen, auch in dem Jüngſten und Beſten, der Wahn, die Jugend durch dieſes Gemeinweſen unfehlbar von dem Verderben fern halten zu können. Doch wir laſſen dieſe Einwürfe und viele andere, welche gegen die Fichteſchen Anſchauungen gemacht werden können, und bekennen aus der häufigen, bei jedem Wiederleſen der Reden neu gewonnenen Erfahrung, daß in der That ſeit Luther ſo zum Volke nicht geredet worden iſt, mit ſo tiefer Erkenntniß des Schadens und der Herrlichkeit

des deutſchen Volks und mit ſo brennender Vaterlandsliebe. Buße, Glaube, Liebe — das ſind die drei Gewalten, mit welchen dieſe Reden an den Deutſchen herandringen; ein brennender Schmerz über das mit ſchonungsloſer Klarheit erkannte, ſelbſtverſchuldete Verderben; eine unerſchütterliche Gewißheit von dem hohen Beruf des deutſchen Volks; ein Trieb, das Volk auf die Bahn ſeines Berufs zurückzubringen, dem es ein Kleines iſt, auch das Leben hinzuopfern. Als Deutſche ſchlechtweg redet er die Nation an, alle Unterſchiede innerhalb derſelben gelten ihm nichts im Angeſicht der erlittenen Schmach und der wieder zu erringenden Ehren. Den Deutſchen zeigt er, was ſie ſind, ein urſprüngliches Volk und als ſolches alle Völker umher überragend: urſprünglich und deutſch, deutſch und lebensfähig — das iſt ihm daſſelbe. Die Urſprünglichkeit des Volks und ſeine ganze Herrlichkeit entfaltet er aus der Urſprünglichkeit und Herrlichkeit der deutſchen Sprache. Von dieſem Punkte aus zeigt er das Deutſche in Verfaſſung, Wiſſenſchaft und Religion. Mit hellem Geiſte dringt er in die Geſchichte ein, um in ihr den lebendigen Strom der Deutſchheit aufzuweiſen, und von der Geſchichte aus läßt er Licht fallen auf die gegenwärtige Lage. Er ſelbſt erſcheint ſich wie der, durch welchen der deutſche Geiſt im entſcheidenden Augenblicke noch einmal zum geſammten Volke ſpricht, durch ſeine Stimme läßt er hören die Stimmen der Vorfahren und der Nachkommen, ja das Ausland ſelbſt, dem bei richtiger Einſicht Vieles an Deutſchlands Erhaltung liegen muß, und er läßt dieſe Stimmen wie Blitz und Schlag an die Jugend und die Greiſe, an die Gelehrten wie die Geſchäftsmänner und nicht mit geringſter Macht an die Fürſten Deutſchlands dringen. Wie ein Gottbegeiſterter ſteht er da, der von nichts weiß, als von dem Amt, das er auszurichten hat. Das feindliche Heer, in deſſen Mitte er ſteht, flößt ihm keine Furcht ein, die Feigen im eignen Volk lähmen nicht ſein Vertrauen; was er weiß, iſt eine Flamme, die ihn verzehren müßte, wenn ſie nicht andere entzünden dürfte.

Deutſch ſind Fichtes Reden an die deutſche Nation durch und durch: ſie faſſen aber den Beruf des deutſchen Volks nicht unabhängig von ſeinem Chriſtenberuf. Sie erkennen auch in der Weiſe, wie ſich unſer Volk zu dem Chriſtenthum geſtellt hat, deutſche Art und ſie wollen kein Deutſchland ohne die Segnungen des Chriſtenthums. Was wir in der Einleitung als Beruf des deutſchen Volks bezeichnet haben: die ſittliche That aus der innerſten Tiefe des Glaubens, das ſchlägt bei Fichte wieder durch und wer ſeine Anknüpfungen an den Geiſt der Reformation in ſonſt nichts ſehen könnte, der müßte ſie aus der Begeiſterung herausfühlen, mit welcher er von Martin Luther ſpricht und aus dem tiefen Verſtändniß ſeines Werks. Wir können uns nicht verſagen, die herrliche Stelle unſern Leſern hier mitzutheilen. Fichte ſpricht davon, daß die oberflächliche Erfaſſung der Religion bei nicht urſprünglichen Völkern eine geringere Wirkung aufs Leben zur Folge haben mußte und fährt dann fort: „War hingegen jene Frage (was ſollen wir thun, damit wir ſelig werden?) in einen urſprünglich lebendigen Boden gefallen, ſo daß im Ernſt geglaubt wurde, es gebe eine Seligkeit, und der feſte Wille da war, ſelig zu werden, und die von der bisherigen Religion angegebenen Mittel zur Seligkeit mit innigem Glauben und redlichem Ernſte in dieſer Abſicht geglaubt worden waren, ſo mußten, wenn in dieſen Boden, der grade durch ſein Ernſtnehmen dem Licht über die Beſchaffenheit dieſer Mittel ſich länger verſchloß, dieſes Licht zuletzt dennoch fiel, ein gräßliches Entſetzen ſich erzeugen vor dem Betruge um das Heil der Seele, und die treibende Unruhe, dieſes Heil auf andere Weiſe zu retten, und was als in ein ewiges Verderben ſtürzend erſchien, konnte nicht ſcherzhaft genommen werden. Ferner konnte der Einzelne, den zuerſt dieſe Anſicht ergriff, keineswegs zufrieden ſein, etwa nur ſeine eigene Seele zu retten, gleichgültig über das Wohl aller übrigen unſterblichen Seelen, indem er, ſeiner tiefern Religion zufolge, dadurch auch nicht einmal die eigene Seligkeit gerettet hätte, ſondern mit

der gleichen Angſt, die er um dieſe fühlte, mußte er ringen, ſchlechthin allen Menſchen in der Welt die Augen zu öffnen über die verdammliche Täuſchung. — Auf dieſe Weiſe nun fiel die Einſicht, die lange vor ihm ſehr viele Ausländer wohl in größerer Verſtandesklarheit gehabt hatten, in das Gemüth des deutſchen Mannes, Luther. An alterthümlicher und feiner Bildung, an Gelehrſamkeit, an andern Vorzügen übertrafen ihn nicht nur Ausländer, ſondern ſogar Viele in ſeiner Nation. Aber ihn ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angſt um das ewige Heil, und dieſer ward das Leben in ſeinem Leben, und ſetzte immerfort das Letzte in die Wage und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Mögen andre bei der Reformation irdiſche Zwecke gehabt haben, ſie hätten nie geſiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer geſtanden, der durch das Ewige begeiſtert wurde; daß dieſer, der immerfort das Heil aller unſterblichen Seelen auf dem Spiel ſtehen ſah, allen Ernſtes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegenging, iſt natürlich und durchaus kein Wunder. Dies nun iſt ein Beleg von deutſchem Ernſt und Gemüth."

Und ſolchen Ernſt des deutſchen Gemüths wünſcht Fichte auch dem gegenwärtigen Zeitalter: „Wo bei klarer Einſicht in die Unverbeſſerlichkeit des Zeitalters dennoch unabläſſig fortgearbeitet wird an demſelben; wo muthig der Schweiß des Säens erduldet wird, ohne einige Ausſicht auf eine Erndte; wo wohlgethan wird auch den Undankbaren, und geſegnet werden mit Thaten und Gütern diejenigen, die da fluchen und in der klaren Vorausſicht, daß ſie abermals fluchen werden; wo nach hundertfälligem Mißlingen dennoch ausgeharret wird im Glauben und in der Liebe: da iſt es nicht die bloße Sittlichkeit, die da treibt, denn dieſe will einen Zweck, ſondern es iſt die Religion, die Ergebung in ein höheres, uns unbekanntes Geſetz, das demüthige Verſtummen vor Gott, die ewige Liebe zu ſeinem in uns ausgebrochenen Leben, welches allein und um ſein ſelbſt willen gerettet werden ſoll, wo das Auge nichts

anderes zu retten sieht.“ Und von solcher Liebe zu seinem Volke und solchem Glauben an die Macht des göttlichen Geistes erfüllt, hält er seinen Hörern das Gesicht des Propheten vor von den Todtengebeinen, die lebendig werden, und ruft aus: „Lasset immer die Bestandtheile unsers höhern geistigen Lebens eben so ausgedorrt und eben darum auch die Bande unserer National-Einheit eben so zerrissen und in wilder Unordnung durch einander zerstreut herumliegen, wie die Todtengebeine des Sehers: lasset unter Stürmen, Regengüssen und sengendem Sonnenschein mehrere Jahrhunderte dieselben gebleicht und ausgedorrt haben: — der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unsers Nationalkörpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinanderfügen, daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben.“ Die größte Bedeutung dieser Reden liegt darin, daß in ihnen Fichte das Dasein eines deutschen Volkes für das deutsche Volk mitten in der Zertrümmerung der alten Formen dieses Daseins mit der Weihe und Kraft eines Sehers offenbarte und erwies.

Aus solcher großartigen, tiefgreifenden Wirksamkeit ist Fichte bis zu seinem Ende nicht wieder herausgekommen. Zunächst that sich ihm eine neue Thür auf durch die Errichtung der Universität zu Berlin, zu welcher im Grunde derselbe Gedanke, den Fichte in seinen Reden ausgesprochen, trieb, der Gedanke nämlich, daß Preußen an geistiger Kraft gewinnen müsse, was es an Umfang verloren, daß die Wehen, in welchen die Nation lag, Geburtswehen sein müßten zur Geburt eines neuen Geschlechts. Fichte erhielt vor der Gründung den Beruf, über die neue Anstalt Vorschläge zu machen, und als sie endlich eröffnet wurde, war er einer ihrer ruhmreichsten Lehrer. Auch in Berlin, wie in Jena, suchte er, zumal als Rector der Universität, zu welcher Würde er bald durch Wahl gelangte, auf den sittlichen Geist der Studenten zu wirken, und die Samenkörner, die er gestreut, sind nachmals in Gestalt der Burschenschaft

aufgegangen. Freilich blieb die Zeit nicht aus, da die Studenten singen mußten: „Man lugte und suchte nach Trug und Verrath, verläumdete, verfluchte die junge grüne Saat.“

Unter solcher Arbeit an der Erziehung der deutschen Jugend gingen die Jahre der Knechtschaft hin und das Jahr der Befreiung kam heran. Als der König den Aufruf an sein Volk erlassen hatte, da brach Fichte am 19. Febr. 1813 seine Vorlesungen über die Wissenschaftslehre ab. Er konnte jetzt, wo das Vaterland jegliche Kraft zur Führung des Kampfes verlangte, die Jugend, der die Herzen brannten, nicht länger zurückhalten, und sich selbst in den Tagen der Entscheidung, wo seine ganze Seele das Geschick des Vaterlandes nach jeder Richtung verfolgte, die Ruhe nicht zutrauen, die er zu seinem Werke bedurfte. Aber was sollte er selbst ergreifen, wenn Alles zu den Waffen griff? Den Plan von 1806 nahm er wieder auf, durch die Macht seiner Beredtsamkeit im Heere zu wirken. Nicht das Mißlingen, das er schon einmal erlebt, nicht die Bedenklichkeiten, die sich von außen und innen ihm entgegenstellten, sollten ihn abhalten, wenn der Plan gut war. In eine tiefe, ernste Prüfung ging er, die er in schriftlichem Selbstgespräche führte. Er ward klar: dort war seine Stelle, wo das Vaterland focht, dort mußte er die leitenden Personen mit dem Flammenhauche seiner Liebe zu Deutschland zu ergreifen suchen. Bibel und Christenthum will er predigen, nicht wie ein Motto zu moralischem Vortrag das Bibelwort behandeln, sondern aus seiner Tiefe schöpfend, will er das Leben zeigen und die Liebe, wie sie sein soll. Nicht will er die Feldprediger entbehrlich machen oder ihnen in den Weg treten, aber das eigenthümliche Pfund, das ihm verliehen ist, will er für das Vaterland verwerthen. Auch dießmal schien, was Fichte wünschte, unthunlich, und ruhig ergab er sich in den Willen der Gewalthaber, und that in kleinerem Kreise, was ihm vor dem Heere des Volks zu thun versagt war. Er trat in den Landsturm. Im Sommer des Befreiungsjahres 1813 sammelte sich doch wieder

eine Schaar Studenten um ihn und er hielt ihnen Vorlesungen über das Wesen des wahren Kriegs, gewaltige Reden, in denen Napoleon auf merkwürdige Weise im tiefsten Grundtrieb seines Wesens und seiner Thaten gefaßt und geschildert wird. Als dann im Herbste als reife Frucht dieses wahren Kriegs, den Deutschland führte, der Leipziger Sieg ihm zu Theil wurde und die Heere bald darauf über den Rhein schritten, da fühlte sich Fichte zu seiner akademischen Winterarbeit wie verjüngt. Neue Erleuchtung schien ihm geworden zu sein, neue Lust zum Wirken durchdrang ihn. Aber schon war die Stunde nahe, in der er vom irdischen Schauplatz seiner Wirksamkeit abtreten mußte. Er sollte in voller Manneskraft von seinem Volke scheiden, damit sein Bild ohne alle Schwäche vor uns stehe, das Bild ungebrochener Willensenergie, ungedämpften Liebesfeuers.

Der Krieg hatte, wie uns das Leben der Prinzeß Wilhelm gezeigt, auch die Frauen zur Arbeit gerufen. Fichtes Frau gehörte von Anfang an zu den Frauen Berlins, die beim Beginn des Kriegs für die Ausrüstung der Freiwilligen und nach den blutigen Schlachten für die Pflege der Verwundeten und Sterbenden Sorge trugen. Unermüdlich war sie in den Lazarethen thätig, besonders nahm sie sich vieler Jünglinge an, die für das Vaterland geblutet hatten und nun krank darniederlagen, ohne von den fernen Eltern etwas zu hören oder ihnen einen Gruß senden zu können. Manches erlöschende Auge leuchtete unter dem Zuspruch der frommen Frau noch einmal auf, mancher Mutter sandte sie die letzten Wünsche des sterbenden Sohnes. Wenn sie dann todmüde das Lazareth verließ, eilte sie noch in der Stadt umher, um Mittel der Krankenpflege zu sammeln. Da warf sie ein heftiger Ausbruch des Nervenfiebers, das sie sich durch Anstrengung zugezogen hatte, am 3. Jan. 1814 aufs Krankenlager nieder. Bald schien auch die zärtlichste und vertrauensvollste Liebe alle Hoffnung auf Genesung aufgeben zu müssen. Am Tage, wo die Krankheit den gefährlichsten

Grad genommen hatte, riß ſich Fichte vom Krankenbette los, um ſeine Vorleſungen über Wiſſenſchaftslehre zu beginnen. Der zuſammenhaltenden Kraft ſeines Geiſtes gelang es, ſich zwei Stunden lang in den Gebieten des abgezogenſten Denkens ungehindert zu bewegen. Er verließ den Lehrſtuhl und das Bild ſeiner ſterbenden oder vielleicht ſchon geſtorbenen Frau nahm wieder von ſeiner Seele Beſitz. Aber wie er nach Haus kommt, hat die Krankheit eine Wendung genommen, die die Hoffnung wiederbelebt. Voll Danks gegen Gott und Liebe zu der Neugeſchenkten beugt er ſich über ſie nieder — und dieſer Augenblick iſts wohl geweſen, wo er ſelbſt die Krankheit einathmete. Am andern Tag ſetzte er ſeine Vorleſungen noch fort, aber bald muß ſein ſtarker Wille unter Gottes Fügung ſich beugen. Die Krankheit wirft ihn darnieder und umdüſtert bald ſein Bewußtſein. In einem der letzten lichten Augenblicke hört er von ſeinem Sohne Blüchers Rheinübergang und das raſche Vordringen der Verbündeten in Frankreich. Es war die letzte Freude, die ihm auf Erden wurde, und dieſe Freude verflocht ſich ſo eigen mit den Phantaſieen in ſeiner Krankheit, daß er manchmal ſelbſt am Kampfe Theil zu nehmen ſchien. Dem Sohne, der ſich kurz vor ſeinem Tode noch einmal mit Arznei ſeinem Bette nahte, rief er im Tone traulichſter Liebe zu: „Laß das, ich bedarf keiner Arznei mehr, ich fühle, daß ich geneſen bin.“ Er war bald darauf geneſen; am Abend des 27. Januar 1814 neigte ſich das ſchöne Haupt, das noch kein graues Haar hatte, zum Tode.

„In dieſem Tode iſt etwas, das an jenen Helden des Alterthums erinnert, der den Pfeil aus der Wunde zog, als er hörte, daß die Seinigen geſiegt hätten. „Du ſtirbſt, Epaminondas, und hinterläßt uns keine Söhne!“ „Aber ich hinterlaſſe euch zwei unſterbliche Töchter, die Siegesſchlachten von Leuktra und Mantinea!“

So ſprach Einer ſeiner Nachfolger auf dem philoſophiſchen Lehrſtuhl zu Jena. Es iſt wahr: Fichte iſt heimgegangen, als er

seinen Beruf zur Befreiung des Vaterlandes erfüllt hatte. Doch hat er auch Söhne hinterlassen, Kinder, die er im Geiste gezeugt, und jenen leiblichen Sohn, der nun unter der Hut der frommen Mutter seines Vaters würdig aufwuchs und der uns später das Bild des Vaters gezeichnet hat, an welchem sich Deutschland je länger je inniger freut. Aus diesem Bilde haben wir auch die Züge entnommen, welche wir unsern Lesern vorgeführt, um zu zeigen, was Fichte seinem Volke gewesen. Wir fügen hinzu, daß der vaterländische Held zugleich der beste, treuste Hausvater war. Seinem Sohn gab er mit der größten Geduld, aber voll spannender Lebendigkeit Unterricht. Und wenn der Abend gekommen und das Tagewerk vollbracht war, da that Fichte, was ihm seine falschen Jünger nicht gerne nacherzählen: er setzte sich mit Weib und Kind zusammen und rief das Gesinde herzu und beschloß den Tag würdig und feierlich mit einer Abendandacht. Wenn dann unter Begleitung des Klaviers einige Verse aus einem Choral gesungen worden waren, nahm der Hausvater das Wort und sprach über eine Stelle oder ein Capitel aus dem neuen Testamente, besonders aus seinem Lieblingsevangelisten Johannes, oder er redete auch, wenn besondere häusliche Verhältnisse dazu aufforderten, ein Wort der Ermahnung oder des Trostes. Was er aber sagte, ging weniger auf besondere Lebensregeln und Nutzanwendungen hinaus, als daß es dahin trachtete, von dem Zerstreuten und Eiteln der gemeinen Lebensbeschäftigung den Geist zu reinigen und zum Unvergänglichen zu erheben.

Wer das Christenthum nicht nur in der fehlerlosen Lehrbestimmung sieht, sondern in der Auswirkung der neuen Lebenskraft, welche durch Christus in die Welt gekommen ist, der wird nicht anstehen, Fichte unter die Wecker religiösen Lebens in den Befreiungskriegen zu setzen, unter die Männer, welche dem deutschen Volk seinen Beruf wieder vorgehalten: das Christenthum in seiner innersten Tiefe zu fassen und in der schönsten Sittlichkeit auszugestalten.

Mag uns die Sicherheit, mit welcher er einzelne christliche Wahrheiten verwirft, abstoßen, immer wieder zieht uns zu ihm hin die Kraft und Lauterkeit seiner Gesinnung, mit welcher er sich in Wort und That unter die christliche Grundordnung gestellt hat: Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben.[31])

9.

Ernſt Moritz Arndt.

Keiner iſt würdiger, neben Fichte zu ſtehen, als Ernſt Moritz Arndt. Wie verſchieden beide ſind in der Weiſe ihres Wirkens und namentlich in dem Gebrauch des Worts, ſo ſind ſie doch Eins in dem Glauben, daß das Wort, als Träger des Willens und Geiſtes, mit wunderbar belebender Kraft auf das erſtorbene Volk wirke, und Eins in der völligen Hingabe an das Vaterland. Arndt hat in Jena zu Fichtes Füßen geſeſſen und ſich von ſeiner tapfern Perſönlichkeit begeiſtern laſſen. Und das Bild Fichtes iſt ihm nicht wieder aus der dankbaren Seele gekommen. Es war im Jahr 1812, als er in St. Petersburg ſeinen Helden, Stein, gefunden hatte und von dem gewaltigen Manne aufs Freundlichſte empfangen worden war. „Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eigenes Kämmerlein," ſo erzählt er, „und mußte grübeln über eine Anwandlung von Erinnerungen und Aehnlichkeiten und meine Grübelei nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte: Fichte! Ja mein Fichte, mein alter Fichte, war es faſt leibhaftig: dieſelbe gedrungene Geſtalt, dieſelbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieſelbe mächtige Naſe bei beiden, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer mächtige

Schnabel bei Fichte in die Welt hineinſtieß, als die da noch ſuchte, bei Stein aber, wie bei einem, der ſein Feſtes, worauf er ſtoßen ſollte, ſchon gefunden hatte. Beide konnten freundlich ſein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernſt und zuweilen auch eine ſchreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutſchen Ritters gelegentlich doch viel ſchrecklicher war, als bei dem Sohn des armen Lauſitzer Webers.“[32])

Wir haben an einem andern Orte Arndts Leben ausführlich erzählt und ſein Bild gezeichnet und dürfen unſre Leſer darauf verweiſen.[33]) Hier gilt es das Bild des Mannes nur in einigen Hauptzügen vorzuführen und dann den Beweis zu liefern, daß er in der Zeit der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands zu denen gehörte, welche die Wiedergeburt des Volkes aus ſeinem gottgegebenen Weſen predigten und zu ſolcher nationalen Wiedergeburt den Chriſtenglauben für unentbehrlich hielten.

Arndts Heimath iſt die Inſel Rügen, dort iſt er in Schoritz am 26. Dec. 1769 geboren. Die Erinnerungen der Kindheit gehören alſo dieſem wunderbaren Eiland an, deſſen Haine, Felſen und Buchten, von uralten Sagen ahnungsvoll umklungen, die jugendliche Einbildungskraft mit großer Gewalt ergreifen mußten. Rügen gehörte damals zu Schweden, aus Schweden ſtammte ſein Vater, nach Schweden ging auch früh des Sohns Verlangen. Nordiſche Tiefe und Kraft, aber auch nordiſche Sagendämmerung und Traumſpielerei haben ſich dem Weſen Arndts mitgetheilt, in deſſen Leben der gewaltigſte Ernſt mit der fröhlichſten Luſt gemiſcht iſt, in deſſen Schriften die markigſte Beredſamkeit mit allerlei leichtem Redenſpiel ſich paart. Die Eltern ſtammten aus Bauernmark. Der Vater, eines unterthänigen Schäfers Sohn, war von ſeinem Herrn freigelaſſen worden und hatte ſich zu einem Pächter aufgeſchwungen; die Mutter war eines kleinen Wirths und Ackermanns Tochter. Was Chamiſſo im Mährchen vom Rieſenſpielzeug ſingt, das hat eine ſymboliſche Bedeutung:

Es sproßt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!

Immer wieder, während altberühmte Geschlechter verwelken und absterben, treibt der fruchtbare Volksgrund gewaltige Männer hervor. Wie Luther, wie Fichte, wie Scharnhorst aus dem breiten Volksgrunde zur Höhe von Volksführern emporgewachsen sind, so auch Arndt. Wie im alten Bunde Moses und David und Amos von der Heerde abberufen worden sind, um Volkshirten zu werden, so hat auch Ernst Moritz Arndt in frühster Jugend als Hirte und im Umgang mit Hirten im Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, im Rauschen der Eichen und im Tosen des Meeres Gottes Wink und Stimme vernommen. Nur darf nicht vergessen werden, daß seine Eltern, selbst gebildeter, als man von ihrer Abkunft erwarten sollte, die Kinder nicht in den ländlichen Arbeiten und Freuden versinken ließen, sondern ihnen höhere Ziele vorhielten. Die Erziehung war streng, nach der Weise der Zeit; aber weniger der Zeit, als der Eigenthümlichkeit des Vaters und seines Berufs ist es zuzuschreiben, daß sie auf Abhärtung des Leibes gerichtet war. Die Wanderungen, die Arndt gemacht, die Mühsale, die er erduldet und das neunzigjährige Alter, das ihm Gott geschenkt, wurzeln in der Zucht, welche der Geist frühe über den Leib übte. Zu der Zucht des Leibes kam dann eine schöne Geistes- und Herzensbildung. Nicht der Vater und nicht die Hauslehrer mögen auf Arndt so tief eingewirkt haben als die fromme Mutter, mit ihren schönen blauen Augen und mit ihrer prächtigen breiten Stirn, mit ihrem hellen, sichern Geiste und ihrem tiefen, warmen Herzen. Mit der Mutter hat Arndt als Knabe wohl drei- bis viermal die ganze Bibel durchgelesen, mit der Mutter in tiefer Nacht noch an den geistlichen Liedern der deutsch-lutherischen Kirche sich erbaut. Und was er von der Mutter gelernt, davon gab er im öffentlichen Katechismusunterricht fröhliches Zeugniß, und an die Kirche gewöhnte er sich durch das Beispiel der Eltern und durch die eigene Lust. Es ist

für Arndts Wirken für die Wiedergeburt des deutschen Volkes von größter Wichtigkeit, daß er als Knabe ganz in das deutsche volksthümliche Kirchenwesen sich eingelebt hatte. Ward so sein Herz früh für die Gnade des Heilands empfänglich gemacht, so war doch seine Seele zugleich für die phantastischen Einwirkungen der Märchenwelt erschlossen. Was er von Knechten und Mägden hörte, das ward mit den Geschwistern zu wundersamen Geschichten gestaltet, die noch wie fröhliche Träume der Jugend des Greises Schläfe umgaukelten. Und mit dem reiferen Jugendalter kamen dazu die begeisternden Einflüsse der eben aufwachenden deutschen Dichtung. Die Eindrücke des elterlichen Hauses verwischten sich nicht auf dem Gymnasium zu Stralsund und auf den hohen Schulen zu Greifswald und Jena. Arndt blieb unter allen Verlockungen sich selbst treu, seinem Trieb, den Leib zu einem willigen Werkzeug des Geistes zu machen, darum seine Kräfte nicht in schandbaren Lüsten zu vergeuden, den Geist aber zur thatkräftigen Erfassung des höchsten Lebens heranzubilden. Nur in Einem mag der Jüngling aus der Bahn der Kinderjahre gewichen sein: die Kindlichkeit des Glaubens wich der damals allgemeinen Prüfung durch die Vernunft; die Laufbahn eines Geistlichen gab er auf, als er etlichemale „mit Schall und Beifall“ gepredigt hatte. Aber er kehrte zum Glauben zurück, und ein Prediger ist er geworden, nicht für eine einzelne Gemeinde, sondern für das ganze deutsche Volk, ein Prediger nicht bloß der Freiheit von der Tyrannei eines fremden Gewalthabers, auch ein Prediger der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Schon auf der Universität hatte Arndt, Fichte ähnlich, mehr Sprache, Philosophie und Geschichte als Theologie studirt. Die Oberflächlichkeit, mit welcher der Rationalismus die göttliche Wahrheit behandelte, mochte ihn wenig gelockt haben; gewiß ist, daß die niedrige Weise, mit welcher in seiner Heimath Rügen die fetten Pfarrstellen erschlichen wurden, ihn vom geistlichen Amt zurückschreckte. Der tiefste Trieb seiner Seele ging auf geschichtliche Er-

kenntniß des Völkerlebens, zu welcher Erkenntniß die Kenntniß der Sprachen nothwendig gehört. Nachdem er als Candidat im väterlichen und dann im Hause einer befreundeten Familie lehrend und lernend einige Jahre zugebracht hatte, ging er 1798 auf Reisen; er sah sich Deutschland an, blieb ein Vierteljahr in Wien, durchwanderte Ungarn, ging von da nach Italien, ward vom Krieg gehindert, weiter als bis Toskana vorzudringen, fuhr nach Marseille, hielt sich den Sommer 1799 in Paris auf und kehrte im Herbst dieses Jahres in die Heimath zurück. Nun siedelte er sich auf der Universität Greifswald in Pommern an. Am 5. März 1800 bestand er die Prüfung, durch welche die Erlaubniß, Vorlesungen halten zu dürfen, erlangt wird, mit großen Ehren und ebenso ehrenvoll fiel seine öffentliche Disputation aus. Als er in Folge dieser öffentlichen Leistungen Magister und Doctor der Philosophie geworden war, säumte er nicht, die Erlaubniß, „Historie und Philologie zu dociren", einzuholen, und begann mit dem Sommerhalbjahr 1800 seine Vorlesungen. Zu gleicher Zeit führte er seine Braut heim. Sein erstes eheliches Glück war kurz. Der Sohn, welchen die Frau ihm im Sommer 1801 schenkte, kostete ihr das Leben. Arndt las Geschichte der merkwürdigen Revolutionen Europas seit Karl VIII. von Frankreich bis auf den Tod Ludwigs XIV., daneben über Lucians Dialoge und hielt einige Privatcollegien in der lateinischen Sprache. Geschichte und Sprachen blieben die Hauptgegenstände seiner Vorlesungen, so lange er akademischer Lehrer in Greifswald blieb. Am 13. December 1801 ward er Adjunct bei der philosophischen Facultät, mit „jährlich 100 Thalern Lohn, 20 Thalern Hausmiethe, 20 Faden Holz, nebst 6000 Stück Torf." Zum außerordentlichen Professor ward er, nachdem er vom Herbst 1803 bis Herbst 1804 in Stockholm sich aufgehalten, am 6. April 1806 ernannt. Als im Herbste 1806 die Franzosen heranrückten, hielt Arndt, der sich bereits durch seine Schriften als einen treuen Deutschen erwiesen hatte, es für gerathen, dem Feind

aus dem Weg zu gehen, weil er nicht Luſt hatte, „ſich einfangen und von den Wälſchen als einen tollen Hund todtſchießen zu laſſen.“ Er ging wieder nach Stockholm, fand Beſchäftigung und blieb ruhig, bis ihm auch bei den Schweden die Franzoſenbewunderung zu arg ward. Als im Jahr 1809 Hoffnungsſtrahlen über Deutſchland hinblitzten, als Oeſtreich ſich aufraffte, Hofers Büchſen in den Tyrolerbergen knallten, Schill ſeinen kühnen Zug unternahm, da brannten ihm die Sohlen unter den Füßen, er kehrte nach Deutſchland zurück, und hielt ſich zunächſt, da ſeine Eltern heimgegangen waren, auf ſeines Bruders Gut Trantow auf. Von hier aus machte er einen Beſuch in Berlin und ward von ſeinem Freunde Georg Reimer in die Kreiſe der tapfern Männer eingeführt, welche eine Erhebung des deutſchen Volks gegen die franzöſiſche Herrſchaft vorbereiteten. Nach ſeiner Zurückkunft ward er am 1. Mai 1810, da Frankreich mit Schweden Frieden gemacht, unter die Zahl der Greifswalder Profeſſoren wieder eingeſetzt, aus deren Liſte ihn Marſchall Soult am 22. Juni 1808 geſtrichen hatte. Mittlerweile hatte er durch ſeine politiſchen Schriften Meinungen und Gefühle ausgeſprochen und war überhaupt ſo tief in die politiſchen Bewegungen der Zeit mithineingeriſſen worden, daß der gewöhnliche Univerſitätsſchlendrian vor der gewaltigen Rede des Mannes erſchrak. Am 7. October 1810 gedachte er auf des Königs Geburtstag eine Rede zu halten; da er aber ſo viel Gemunkel über dieſe Rede, ehe ſie gehalten war, hören mußte, hielt er ſie nicht und ließ ſie erſt 1847 als „Hoffnungsrede vom Jahre 1810“ in ſeinen geſammelten Schriften drucken. Auch eine Disputation über von ihm geſtellte Theſen ward gehindert. Wir hören Arndts deutſches Herz auch in dieſen lateiniſchen Theſen ſchlagen: „Nichts Traurigeres und Verderblicheres“, heißt es darin, „könnte uns widerfahren, als die Gründung eines ſogenannten Univerſalreichs; der Friede, den es verheißt, iſt gefährlicher als ein ewiger Krieg: ein ſolches Reich iſt von dem Menſchen zu fürchten, vom Philo-

ſophen nicht zu billigen, vom Chriſten zu verabſcheuen.“ Und weiter: „Ein gewiſſes neues Syſtem von Bündniſſen wird geprieſen als das höchſte und einzige Heil der Welt. Wir ſind der Meinung, daß in jenem Syſtem kein Bündniß, ſondern unter dem Namen des Bündniſſes nur Knechtſchaft ſein könne.“ Die Beziehung auf die vielgeprieſene Univerſalmonarchie Napoleons und den Rheinbund iſt klar. Arndt bedurfte eines andern Feldes der Wirkſamkeit als eine kleine Univerſität. Er bat im Herbſt 1811 um ſeine Entlaſſung und erhielt ſie mit dem Zeugniß, „daß er die ihm obgelegenen Dienſtpflichten ſtets mit rühmlichem Eifer und Fleiß erfüllt habe“, und mit dem aufrichtigen Bedauern ſeiner Amtsgenoſſen über ſeinen Weggang.[34]). Er ging nach Trantow, verſchaffte ſich durch eine Reiſe nach Berlin einen Paß nach Rußland, und als die Franzoſen im Januar 1812 heranrückten, machte er ſich auf und zog nach Berlin und von da nach Schleſien, nach Böhmen, zuletzt nach Rußland, um ſich dem Freiherrn vom Stein zu Dienſt zu ſtellen für die Befreiung des deutſchen Vaterlandes.

Ehe Arndt durch ſeine Verbindung mit Stein recht unmittelbar zur Mitarbeit an der Befreiung Deutſchlands berufen worden war, hatte er durch ſeine Schrift „Germanien und Europa“ aus dem Jahre 1802 und durch die beiden erſten Theile ſeines „Geiſtes der Zeit“ aus den Jahren 1806 und 1809 ſchon auf die Belebung der Vaterlandsliebe zur Abwerfung des Joches mächtig hingewirkt. Von jener erſten größeren politiſchen Schrift aus dem Anfang unſers Jahrhunderts bis zu ſeinem Buch „pro populo Germanico“, das er 1854 als fünften Theil des Geiſtes der Zeit mit dem Motto: „Sarò che fue, vivrò com'ho vissuto“ (ich werde ſein, der ich war, ich werde leben wie ich gelebt habe) hinausgehen ließ, iſt er in der That derſelbe geblieben mit unaufhörlichen Ermahnungen an das deutſche Volk, ſich ſelbſt treu zu bleiben, ein unermüdlicher Wiederholer derſelben Wahrheiten, an denen für ihn nun einmal das Heil ſeines Volkes hing. Das iſt in allen dieſen

größern und vielen kleineren politiſchen Schriften ſeine Weiſe, ſeine tiefſte Anſicht über das menſchliche und insbeſondre über das politiſche Leben auszuſprechen, dann in geſchichtlichen Ueberblicken die verſchiedenen Völker Europas dem Leſer vorzuführen, unter dieſen ſeinem deutſchen Volke die ihm gebührende Stelle anzuweiſen, mit ſchonungsloſer Bußpredigt die Schäden des Vaterlandes aufzudecken, aber auch mit flammender Begeiſterung ſeinem Volk das Bild deſſen vorzuhalten, was es werden könnte. Nie hat ein Mann gelebt, auf deſſen Seele die deutſchen Schmerzen tiefer gebrannt hätten, aus deſſen Bruſt eine heißere Lohe der Vaterlandsliebe geſchlagen wäre. Er iſt wie das deutſche Gewiſſen für die ganze Volksgenoſſenſchaft berufen, tief zu fühlen, was ihr zum Heile oder zum Verderben gereicht; wie der von Gott beſtellte Wächter des deutſchen Volks ruft er laut, wenn der Feind nahet, und regt die deutſchen Kräfte zum Widerſtand auf.

Es war eine Wiedergeburt des deutſchen Volks, worauf Arndt von Anfang an drang. Von der Fußſohle bis zum Scheitel ſah er den deutſchen Volksleib erkrankt. Da half kein Ausbeſſern hier und da, da konnte nur eine bis in die Wurzel dringende und das Ganze ergreifende Erneuerung helfen. „So ſtehen die Armen nun ohne Leben im Leben, und was ſie einſt ſelbſt waren, ſcheint nun etwas Fremdes zu ſein und umbrauſt ſie als Schickſal mit ſeinen Wogen. Sie ſtehen und zagen ohne Liebe, ohne Genuß und wollen nicht hinein in den feurigen Tod der Verwandlung, damit ihnen wieder Leben werde.

Ueber dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Ufer findet Grund.

Aber der Muth trägt darüber oder ſtürzt ſich hinein und ſchwimmt erquickt durch die Flammen, wie der Ermattete ſich in der kühlen Welle erfriſcht. Heroismus nur wird den Zauber löſen,

aber er löſet ihn leicht. . . . Aber das gegenwärtige Geſchlecht iſt klein und verzagt. Es wird und kann den Todesſprung nicht wagen. Hineingeriſſen, hineingetrieben wird es werden durch das Unglück, das nachkömmt, und durch langſame Qual wird es des Todes ſterben zur Verjüngung.“ So ſprach er weiſſagend im erſten Theil des Geiſtes der Zeit, ehe die Schlacht bei Jena Deutſchlands Knechtſchaft vollendet hatte. In den Tagen der Knechtſchaft ſelbſt trieb ihn ſein muthiger Glaube zu ſolcher Rede: „Was ſehet ihr mich dunkel an? Habe ich die Standrede meines Volkes und meines Vaterlandes gehalten? Habe ich ſie halten wollen? Mit nichten. Für etwas Anderes habe ich geſprochen. Man muß ſein Uebel ganz und tief durchſchauen, um aus der Verweſung wieder Leben zu entzünden. Das iſt ein ſchlechter Mann, der die Hoffnung verliert. Ein alter Poet ſpricht: Die Hoffnung iſt bei den Lebendigen; ich ſpreche: ſie iſt auch bei den Todten. Sterben muß das Alte, auf daß das Neue werde. So wie ſie aus dem Grabe neue Lebensherrlichkeit weckt, ſo laſſe ich aus der Vernichtung Kraft und aus der Schande Rache aufblühen. . . . Teutſche, geliebte Brüder und Landsleute, unſer Zeitalter iſt ſchwer, unſer Unglück groß, unſre Schande, wie unverſchuldet, doch brennend; aber für den, der nicht an ſich verzweifelt, iſt nichts verloren. Großer Seelen Art iſt, daß ſie im Unglück wachſen, im Drang die Fülle der Kraft fühlen und ſelbſt durch herrlichen Untergang Beiſpiel werden. Lange nicht mehr ſind wir ein Volk geweſen: jetzt iſt der letzte Schein zerſtört: der Anfang des Beſſern kann beginnen; wenn man weiß, daß man nichts iſt, kann man etwas werden; Mittelmäßigkeit verdirbt den Einzelnen und die Vielen. Laßt die Dinge auf die äußerſte Spitze kommen, neues Leben wird blühen und neues Heil aufgehen. Ihr ſeid wenige, ihr ſeid zerſtreut und unverbunden und verzaget nicht; die Kraft des Geiſtes iſt unermeßlich und ein edler Wille, der das Rechte will, kann Millionen

entzünden: Schwerter zerbrechen und Tyrannentrabanten erblaſſen vor ihm."

Als den tiefſten Schaden, an welchem Deutſchland leidet, ſieht er in „Germanien und Europa" die unter ſeinem Volke herrſchende Geiſtigkeit oder Uebergeiſtigkeit an; er verſteht darunter die Verwaſchung des eigenthümlichen Lebens, die Verdünnung der feſten Beſtandtheile des Menſchendaſeins, die Verflüchtigung der geſunden Realitäten in eine falſche Idealität, die Herabziehung der ſittlichen Kräfte auf das Gebiet der Gewöhnlichkeit, man könnte mit einem Worte ſagen: die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts. Er verkennt nicht die reinigende Kraft dieſer Geiſtesrichtung, aber ebenſowenig ihre Unfähigkeit, etwas Neues und Großes zu ſchaffen. Auf allen Gebieten des geiſtigen und ſittlichen Lebens begegnet ihm dieſe Uebergeiſtigkeit. Ihr ſchreibt er es zu, daß die Erziehung der Jugend an platter Verſtändigkeit leidet und dem heranwachſenden Geſchlecht die Kraft großer Triebe fehlt; daß die Religion ihre heilige Myſtik verloren hat und ein widerliches Gemiſch von Aberglauben und Unglauben, eine Verbindung von fanatiſcher Aufklärerei und unheimlicher Geheimbündelei entſtanden iſt; daß das geſellige Leben ohne Jubel in den Gleiſen der Gewöhnlichkeit verläuft. Aber das Schmerzlichſte iſt ihm, daß dieſe Uebergeiſtigkeit die Vaterlandsliebe durch einen elenden Kosmopolitismus zu erſetzen ſucht, daß man Deutſchland in einem Univerſalreiche aufgehen laſſen will, daß die deutſche Reichseinheit geſchwächt wird hier zu Gunſten des Kosmopolitismus, dort zu Gunſten der Stämme, welche ſich dünken, Nationen zu ſein.

Gegen dieſe beiden falſchen Richtungen, die kosmopolitiſche, die ein Univerſalreich ſich gefallen laſſen wollte, und die andre, welche die einzelnen Stämme über Gebühr erhob, wandte ſich Arndt allezeit mit gleichem Eifer; denn ſie waren weſentlich aus einer und derſelben politiſchen Anſchauung hervorgegangen. Ein kosmopolitiſcher Zug ging durch die deutſchen Geiſter in den letzten Zeiten

des deutschen Reichs, weil dieses zu wenig Erhebung bot. Nun kam Napoleon und verkündigte sich als politischen Messias auch für Deutschland, und die widerstandslose Schwäche hüllte sich in das schöne Gewand einer politischen Idee, indem man das Glück pries, der neuen französischen Universalmonarchie zugetheilt zu werden. Im Rheinbund glaubte man den Anfang zur Verwirklichung jener blendenden Idee zu haben und grade in ihm zeigte sich der empörendste Versuch, die einzelnen deutschen Staaten auf Kosten des deutschen Reichs durch Napoleons Gnaden zu einer falschen Größe emporzuschrauben, so daß also kosmopolitische Verflüchtigung mit partikularistischer Stammespolitik sich paarte. Es war eine Schmach, daß der Gehorsam, der dem deutschen Reiche nur zu oft fehlte, von den einzelnen Staaten nun dem französischen geleistet ward. Das ist darum so groß an Arndt, daß er in der Zeit, da der deutsche Kaiser das Reich aufgab und die Reichsstände, wie Schafe ohne Hirten, ihre eigenen Wege gingen, da Deutschland unterzugehen schien, auf die Quelle der Verjüngung Deutschlands hinwies und am deutschen Reich nicht verzweifelte. Das ist die leuchtende That seines ganzen Lebens, daß er Deutschland aus der Menge der Völker immer wieder in seinen eigenthümlichen Gaben und Beruf hinstellte gegen die kosmopolitische Verflüchtigung und die falsche Besonderung der Stämme. Die Naturgränzen Deutschlands wies er schon in seinen ersten politischen Schriften auf, wie er sie beim Uebergang der verbündeten Heere über den Rhein an der Scheide von 1813 und 1814 in seiner meisterhaften Flugschrift „der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Gränze“ den blöden Augen deutlich vorgezeigt. Auf die herrliche Einheit deutete er, welche das deutsche Volk in seiner Sprache habe. Deutsche Sitten und Trachten nahm er unter den Schutz und die Pflege seines warmen, begeisterten Wortes. Die Helden und Großthaten des deutschen Volks rühmte er vor den vergeßlichen Ohren. Erschütternd ist die Wahrheit, mit welcher er unsre Fehler aufdeckt,

hinreißend der begeisterte Flug seiner Ermahnungen. Die Gluth der Vaterlandsliebe, welche durch seine Worte schlägt, schlägt in das Herz des Lesers ein, und man kann nur bedauern, daß bei aller Liebe, welche Deutschland bis zuletzt dem Vater Arndt gezollt hat, doch die gewaltigen Schriften aus der Zeit der Befreiungskriege wenig gelesen werden.

Die Wiedergeburt des deutschen Volks, auf welche Arndt hinarbeitete, dachte er sich übrigens nicht ohne das Christenthum. Gut christlich ist die Buße, die er jedem Stand und Beruf des Volks zumuthet, der Glaube, mit welchem er sich in den schlimmsten Zeiten über dem Wasser erhält, die Liebe und das neue Leben, das er in dem Volke erwecken will. Während aber sein Christenthum im Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn sich noch mehr im Bereich der allgemeinsten christlichen Gedanken hält, kommt er unter den Drangsalen der Zeit zu immer größerer christlicher Bestimmtheit. Es erging ihm wie Fichte und Schleiermacher: seine frühste Jugend verlief unter dem Segen einer christlich gläubigen Erziehung, dann hat der scharfe, dünne Wind der neuen Geistesfreiheit die zarten Keime jugendlicher Frömmigkeit gedrückt, aber unter der Pflugschaar der göttlichen Züchtigungen ist das Herz zu lockerem Boden geworden, aus welchem die Gnade eine neue Pflanzung des Glaubens hervorlockte. Er gehört mit zu den Auserwählten, die aus der Zeit des alten Glaubens durch die Wüste des Unglaubens in die neue Gläubigkeit herüberführten. Arndt war in lutherischer Weise im Hause mit der Bibel und dem Gesangbuch groß gezogen worden und hatte die Segnungen der Predigt und der Katechismuslehre in der Kirche empfangen. Mit einem guten Glaubensschatz, freilich auch mit großer Lust zu Poesie und allerlei Wissenschaft, war er aus der Hut des elterlichen Hauses auf das Gymnasium und die Universität gezogen. Die Eindrücke der mütterlichen Erziehung wichen denen der Zeitideen. Er hätte nach damaligen Begriffen auch als Ungläubiger Theologe bleiben können, aber er war

zu redlich, als daß er ohne rechten Glauben ein Prediger des Glaubens hätte werden mögen. Wir begegnen in „Germanien und Europa“ einem Geständniß Arndts, das uns einen Blick in die Geschichte seines innern Menschen in seinem Jünglingsalter thun läßt. Er erzählt von Rousseaus Einfluß auf die deutschen Geister, von der Aufklärung, die dem Menschen alle Religion genommen habe, indem sie ihm die reinste geben wollte und fährt dann fort: „Nie ist wohl mehr Atheismus in der Welt gewesen, als von 1770 bis 1790, von dem ersten Palast und der ersten Hure der Weltbeherrscherin Paris bis zur ärmlichsten Hütte und zum schmutzigsten Todtengräber in Teutschland; denn die Träumerei, als habe man Gott allein im Begriffe, war ja auch Atheismus, und zwar der schlimmste, denn er konnte nie ins Leben und in das Schicksal übergehen; dieser geistige Gott konnte nicht als Gestalt mit dem Menschen im Glück und Unglück stehen und des Herzens Größe bewähren, sondern flog gefühllos und selig dort oben, während jener unten ächzte und unterging. Auch diese Epoche war die meinige. Ich betete als Knabe mit Inbrunst, lachte und spottete als Jüngling mit Frechheit. Möge dem Manne und Greise die Unschuld und Frömmigkeit der Religion nie fehlen!“ (S. 130.) Man hört aus diesen Worten die Sehnsucht nach tieferem Glaubensleben heraus; die gewöhnliche Aufklärung genügte ihm nicht und noch war ihm das Räthsel des Lebens nicht durch die fleischgewordene Liebe gelöst, noch hatte er nicht im Glauben an Christum das Mittel gefunden, Gott in Allem und das All in Gott zu sehen, noch fiel ihm Göttliches und Weltliches zu sehr auseinander. „Auch ich habe meine Göttlichkeit, Heiligkeit und Unsterblichkeit; aber ich mische sie nicht in Alles, sondern sie erscheinen mir nur wie Lichter, wie Ahnungen seliger Stunden, wie dunkel waltende Mächte in dem, was ich verstehe und worin ich wandle. Mein Himmel ist oben, meine Erde unten, fest geschieden, aber bei der Geschiedenheit oft zu Einem zusammenfließend. Ich weiß nichts;

ich klügele nicht, wo ich nur ahnen und glauben kann, und der größte Unverstand ist mir von jeher gewesen, das Himmlische und Ueberschwängliche entkleiden und nackt zeigen zu wollen. Durch dieses tolle Verfahren ist die Religion und der Glaube aus der Welt geflohen." (S. 264.) Man sieht, daß Arndt ein doppeltes Bedürfniß hat: einestheils die Religion nicht durch Herabziehung in die Gewöhnlichkeit zu verflachen, anderntheils sie nicht durch Verbannung in die Regionen des bloßen Begriffs zu verdünnen; man wird gestehen, daß diesem doppelten Bedürfniß nur abgeholfen werden konnte durch die Botschaft: „Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." Joh. 1, 14.

Im ersten Theile des Geistes der Zeit finden wir noch dasselbe Ringen einer durch die ungläubige Zeit arm gewordenen Menschenseele nach Erfüllung mit himmlischem Leben, aber auch hier noch nicht Befriedigung. Er glaubt, daß der Katholizismus fallen müsse, aber die lutherischen Priester klagt er an, daß sie Schelme seien, weil sie nicht mehr glauben, aber doch den Glauben lehren. „Keine Religion, keine Zucht, keine Schwärmerei mehr in der protestantischen Welt," so lautet sein Seufzen. „Fürchterlicher Zustand, bei welchem man vor zwei Jahrhunderten noch an den jüngsten Tag gedacht hätte! und erleben wir nicht jüngste Tage genug? Ich sehe keinen Rückgang möglich. Die zum Katholizismus hineilen, irren: da ist kein Heil; die sich gutmüthig in den alten Glauben werfen, thun Vergebliches; für ihn kann dies kluge Geschlecht sich nicht mehr begeistern, da selbst die letzten Formen des alten trotz allem Gegendruck unaufhaltsam zusammenstürzen. Nur Eine Rettung ist da, mitzugehen durch den Feuertod, um das lebendige Leben für sich und Andre zu gewinnen." (S. 62 u. 63.)

Bestimmter verkündigt er im zweiten Theil des Geistes der Zeit als den Grund aller Dinge, die werden sollen und welche der

Sturz des Alten ankündigt, die Religion, das erhöhete und vergeistigte Christenthum. „So wie dem Menschen in lichterer Geistigkeit, als bisher geschehen konnte, das Ewige und Allgemeine erscheint, wird er es leicht auch auf das Irdische übertragen, und durch die höchste Kunst, die ihm durch göttliche Begeisterung ward, die höchste Einfalt auf Erden hervorbringen: denn er wird verstehen, wo er als Erdenwesen ewig gebunden sein muß und wodurch er gebunden sein muß, und wo sein mächtigeres Leben in himmlischer Freiheit beginnen darf. Ewig wird das Christenthum, wie alle Religion, einen äußern Leib behalten müssen. Nur Verruchtheit, die aus Aberwitz, nur Uebermuth, der aus Satansherrschsucht, nur Atheisterei, die aus dem Irrthum entsprang, daß der Verstand der letzte Halter und Richter der Dinge sei, erklärte das Aeußere und Leibliche der Religionen für Reste der rohen und kindischen Zeit des Menschengeschlechts, welche der mündige und reife Mensch, der im Geist herrschen soll, wegwerfen könne und wegwerfen müsse. Aber ich sage, nicht blos die Menge, sondern jeder Mensch bedarf da, wo die innigste Sympathie, die seligste Vereinigung, die kindlichste Zusammenschmelzung mit der Natur und Gottheit sein soll, etwas Aeußeres. Deßwegen sei, so lange Menschen wohnen, eine Gemeinde der Heiligen, eine äußere Kirche mit Gebräuchen und Weisen, mit Symbolen und Priestern; aber diese müssen fortgehen mit der geistigen Bildung des Christenthums. — O schöne Zeit, die da kommen soll, du wirst uns durch den heitern Götterglanz des vergeistigten Christenthums zur Einfalt und Unschuld der Natur zurückführen, in allen unsern Einrichtungen, Thaten und Werken wirst du uns einfacher, kühner und freier machen. Die Zeit, die Christus, der Liebling und Prophet Gottes verkündigte; die Zeit, die Luther schon kannte, die aber seine Zeitgenossen nicht verstehen konnten; die Zeit der Religion des Lichts wird kommen, und mächtige Begeisterte, fromme Himmelsflieger werden das verworrene und ermattete Geschlecht wieder zu den Göttern

emportragen, Licht im Haupt und Gluth im Herzen, wird der erhobene Menſch in Stille und Frömmigkeit einherwandeln. Dann iſt die Mitte zwiſchen Himmel und Erde, die er nun nicht mehr zuſammenbinden kann, mit Geiſtern gefüllt, die ſich zu einer langen Kette die Hände reichen, woran der Glückliche hinauf und hinabſteigt: dann erkennt der Menſch, wo ſein himmliſches Leben dort oben iſt, und die Sonne und Geſtirne grüßen ihn freundlich und kommen zu ihm herab als ſeine Geſpielen, und ſeine Geſpielen aus Eden, Unſchuld und Freude, ſind mit dabei; dann hat er unverlierbar den Kinderglauben an die Natur und den treuen Gehorſam gegen ihr ewiges Geſetz.“ (S. 346.)

Es iſt auch in dieſer Verkündigung noch viel Unbeſtimmtes, Schwebendes, Fliegendes. Aber deutlich ſpricht aus ihr die Sehnſucht nach einem Chriſtenthum, das nicht über der wirklichen Welt in abgezogener Geiſtigkeit ſich hält, ſondern das Leben mit ſeinen Kräften durchdringt, nach einem volksthümlichen Chriſtenthum. Seine Hoffnungen, die er in dieſer Beziehung hegte, wurden durch ſeine Reiſe nach Rußland und ſeinen Aufenthalt in dem ruſſiſchen Reich während des Kriegs mit Frankreich, mächtig angefacht. Er ſah hier zum erſtenmal das wundervolle Schauſpiel einer Volksbegeiſterung, die ebenſo ſehr aus religiöſen als aus nationalen Gluthen entfacht war. Napoleon ward von Rußland nicht bloß als Feind des Reichs, ſondern auch als Widerſacher des Glaubens bekämpft. Zu einer ſolchen Bekämpfung Napoleons war von Anfang an viel Urſache. Er hatte das Erbe der Revolution angetreten, welche das Chriſtenthum durch Volksbeſchluß abgeſchafft hatte; war er auch zu klug, um die Tollheiten der Revolution in ihren Flegeljahren fortzuſetzen, ſo hat doch ſein Verhalten gegen den Pabſt, ſowie ſeine ganze, in vollendetem Maße ſelbſtiſche, alſo antichriſtliche Politik den urſprünglichen Verdacht in den Augen des chriſtlichen Volks unmöglich beſeitigen können. Wir kommen ſpäter auf dieſen Punkt zurück. Hier genügt es, daran zu erinnern, daß Napoleon nach

einander das römisch-katholische, dann das griechisch-katholische und zuletzt das evangelische Volk gegen sich in leiblicher und geistlicher Waffenrüstung sah, das erstere in Spanien und Oestreich, das zweite in Rußland, das dritte in Preußen, und daß ihm auf seiner ganzen kriegerischen Laufbahn nichts so gefährlich war, als Volkserhebungen, in welchen mit den nationalen die religiösen Antriebe zu einer gewaltigen Wirkung sich paarten. Als Arndt, von Stein berufen, im Herbst nach Rußland kam, sah er mit Staunen die Nation vom Kaiser bis zum Bauer, von der Großfürstin bis zum schlichtesten Weibe in einer wundervollen betenden, opfernden, kämpfenden Begeisterung. Der Kaiser hatte seinen Entschluß, gegen Napoleon bis aufs Blut zu kämpfen mit Gott gefaßt: seine tiefe christliche Erregung stammt aus jenen Tagen der Entscheidung. Die heilige Synode vereinigte die Macht ihrer religiösen Einwirkung auf das Volk mit der Gewalt des Kriegsheers und die von oben gesprochenen Worte zündeten allenthalben. Diese fromme Erhebung des Volks und darauf die schauderhafte Zerstörung des Napoleonschen Heers, hatte Arndt in Rußland mit angesehen. Das ist Gottes Finger! so rief er damals immer wieder aus, wenn er, namentlich im dritten Theil des Geistes der Zeit, die Ereignisse jener Tage erzählte. „Der Menschen Arm ist schwach, wenn Gott ihn nicht stärkt, und sein Herz verzagt leicht, wenn ein unüberwindlicher Glaube es nicht entflammt. Die Russen sind ein frommes Volk: sie verwandelten diesen gewaltigen Krieg in einen Religionskrieg; der Glaube des Volks, die Schändung der Heiligthümer durch die Fremden, die Gefahr des Vaterlandes entzündeten eine Begeisterung, welcher alle Mühen und Hindernisse überwindlich und Tod und Schmach süß waren. Die Kirchen, die Bethäuser, die heiligen Gräber wimmelten täglich von Menschen; die Krieger des Vaterlandes weiheten sich durch Gebet, zeichneten sich mit dem Kreuze, segneten ihre Fahnen mit feierlichem Gottesdienst ein, schwuren auf das Evangelium dem Kaiser und dem

Vaterlande, und zogen jauchzend aus wie zu einem Triumphzuge. Ein solches Volk sollte Bonaparte unterjochen, einen solchen Geist sollte er besiegen!“ (S. 57.) So schildert er den Auszug in den Kampf, und die Schilderung des französischen Rückzugs begleitet er mit den Worten: „So verging durch die Verworfenheit und Verblendung eines einzigen Mannes in sechs Monaten die frischeste Blüthe von Frankreich, Italien, Teutschland und Polen, und wurden viele Tausend Kinder Waisen, viele Tausend Weiber Wittwen, viele Tausend Eltern und Bräute in Schwarz gekleidet. So groß ist das Schicksal, so unerhört die Niederlage, und so unglaublich das Unglück, daß auch der Zweifler gläubig werden muß und ausrufen: siehe! hier ist Gott, dies ist Gottes Finger! Jenes Dunkle und Unbegreifliche, jene unendliche Macht über und in uns, die aus den Wolken und aus den Herzen blitzet, die wir Vorsehung, Schicksal, Vergeltung nennen, die vielnamig und vieldeutig in immer gleich furchtbarer Nähe und Ferne uns umgiebt, hat ein Weltgericht gehalten, wie Europa seit vielen Jahrhunderten nicht gesehen hat.“ (S. 193.)

Mit den in Rußland gemachten Erfahrungen und empfangenen Eindrücken, mit einer tiefen Beugung vor der Macht und Herrlichkeit des lebendigen Gottes und mit dem heißen Wunsch, auch das deutsche Volk nicht bloß in Waffen von Eisen, sondern zugleich in geistlicher Waffenrüstung gegen Napoleon im Aufstand zu sehen, zog Arndt aus Rußland über die deutschen Gränzen zurück. Im dritten Theil seines Geistes der Zeit erzählte er das Gericht Gottes, welches Napoleon in Frankreich erreicht hatte, und beantwortete die Frage: was haben die großen Mächte jetzt zu thun? Er predigte in Beantwortung dieser Frage einen Krieg nicht mit gewöhnlichen Mitteln, sondern mit himmlischen Waffen. „Nicht das gewöhnliche Soldatische, nicht die gewöhnlichen Berechnungen und Künste menschlicher Klugheit, nicht auf das Geschickteste zusammengesetzte und gebrauchte physische und mechanische Hülfsmittel und Kräfte werden

die Franzosen besiegen: Bonaparte und seine Franzosen sind glücksfest gegen die kleine Gesinnung; sie müssen fallen durch die hohe Gesinnung. Diese hohe Gesinnung heißt Zuversicht auf Gott, Liebe und Treue zum Vaterlande, und der Stolz, für die Ehre zu leben und zu sterben; diese hohe Gesinnung heißt Glaube an die Tugend und das Volk." In kleineren Schriften, welche für die Volksmasse berechnet waren, suchte dann Arndt die ersehnte christlich-nationale Volkserhebung unmittelbarer zu fördern. Eine der merkwürdigsten von allen, die im Laufe seines langen Lebens seinem frommen deutschen Herzen entsprungen sind, ist der „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann." Welch ein herrlicher, fruchtbarer Gedanke war es, dem Soldaten in seinen Tornister zu anderm Nützlichen diese geistliche Waffenrüstung zu geben! Das Büchlein athmet eine starke vaterländische, durch den sanften Hauch der Frömmigkeit gemilderte Begeisterung. In der Vorrede giebt er einen Ueberblick der Geschichte des deutschen Volks und nachdem er die französischen Gräuel geschildert, sagt er zuletzt: „Es ist nun Gottes Wille, daß dieser Stolz und Uebermuth gebändigt werden, daß die Franzosen bestraft werden für so viele himmelschreiende Gräuel, die sie in allen Ländern und Völkern verübt haben; es ist Gottes Wille, daß die deutschen Männer aufstehen, des gerechten Zorns gedenken und auf die Franzosen und ihren Tyrannen schlagen und Ehre und Freiheit wieder gewinnen, welche sie von ihren Vätern geerbt und welche die hinterlistigen Wälschen ihnen so treulos gestohlen haben; es ist Gottes Wille, daß sie ihre jenseits des Rheins wohnenden Brüder befreien und die Menschen deutscher Art und Sprache wieder zum Reiche fügen, welche Hinterlist und Verrätherei davon abgerissen haben. So daß man bei dieser Betrachtung den gegenwärtigen deutschen Krieg wohl einen christlichen und heiligen Krieg nennen mag; denn hätte Napoleon länger geherrscht, so wäre alle Freiheit, Tugend und Gerechtigkeit von der Erde verschwunden." Um nun die Anweisung zu geben für eine heilige Führung dieses

heiligen Kriegs, ruft er dem Volke das lang vergeſſene Gotteswort ins Gedächtniß zurück und handelt in einer an der Bibelſprache, namentlich am prophetiſchen Worte, gebildeten Sprache die wichtigſten Dinge ab: vom Böſen und vom Uebel, von Zwietracht und Krieg, von des Menſchen Herrlichkeit und Verworfenheit, vom gerechten und ungerechten Krieg, von dem großen Tyrannen, von dem fremden Volke, von der Sünde und dem Unglück, von dem Vertrauen auf Gott und der Eintracht, von der Liebe und Verträglichkeit, von Soldatenehre, von Freiheit und Vaterland, von Beſcheidenheit und Demuth, von Güte und Milde, von Habſucht und Grauſamkeit, von der Mannszucht, von der Gottesfurcht, von der Hingebung, wie ein deutſcher Soldat jetzt ſein muß, und zuletzt giebt er Troſt und Verkündigung. Schwerlich hat ein andres Volk etwas Aehnliches aufzuweiſen, eine ſolche volksthümliche Einfaſſung der ſtärkſten nationalen Triebe in die heiligen Schranken chriſtlicher Ordnung und Tugend. Möchte das Büchlein mehr gekannt und geleſen ſein! Zur Kennzeichnung ſeines Geiſtes müſſen hier wenigſtens einzelne Ausſprüche ſtehen: „Es war die Liebe von euch gewichen,“ ſo redet er ſeine Deutſchen an, „und der Haß hatte die Herzen erkältet und wußten nichts mehr von Deutſchland und vom Vaterlande und von der alten deutſchen Ehre und Freiheit und ließen der Eine von dem Andern, und gingen ein jeglicher ſeinen eigenen Weg und trachteten nur nach Gold und wie ſie des Tages am Beſten gebrauchten. . . . Und weil du nun ſieheſt, woher dein Unglück gekommen, und wie deine Schlechtigkeit und Zwietracht die Fremden zu deinen Herren gemacht, ſo mußt du zuvörderſt wieder ſchauen auf Gott und dem vertrauen, von welchem alle Dinge ſind. Denn der Glaube an Gott thut noch täglich Wunder und die Zuverſicht auf den Himmel überwindet die Hölle. Und den Menſchen hilft keine Kraft ohne Gott und eitel bleibt, was auf ſterblichen Künſten gebauet wird. . . . Und dann mußt du Gott bitten, daß er dir gebe einen ſtillen, freundlichen und feſten Geiſt, einen Geiſt des

Friedens und der Liebe, daß du alle deine deutſchen Brüder zu dir verſammeln magſt, und ſie weinen, daß ſie geſchieden waren in ihren Herzen. . . . Und ſollet es Alles zum Beſten kehren, auch wo etwas ungleich und ungerad iſt, und gegen die Irrenden ſanftmüthig und gegen die Thörichten liebreich ſein. . . . Und ſie werden rufen: Hie Pabſt! hie Luther! hie Calvin! . . . Und ſie möchten euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuern und euch die Hände in Bruderblut baden laſſen, damit ſie die Herren bleiben. Ihr aber ſollet nicht hören auf dieſe, ſondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin und daß mir Alle gefallen, die reines Herzens ſind und mit einfältigen Sinnen ſich zu mir wenden. . . . Und ſoll der chriſtliche Soldat mild ſein wie ein Lamm und muthig wie ein Löwe. Wer ſtark und gewappnet iſt, dem ziemt die Freundlichkeit. Das iſt der rechte Soldat, der in der Schlacht brennt wie eine verzehrende Flamme und niederreißt wie ein ſchwellendes Waſſer, der aber in friedlichen Häuſern friedlich iſt wie ein fröhlicher Frühlingsregen und mild wie die Abendſonne des Sommers. . . . Der Soldat ſoll ein Chriſt ſein. Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerkleid um die Bruſt gelegt und die rechten Waffen angethan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feſte Gewiſſen in einer treuen Bruſt. Wer Gott fürchtet, über den iſt Niemand: denn die Furcht Gottes geht über Alles. . . . Der Chriſt allein weiß, was iſt und was ſein wird, und die leeren Schrecken bewegen ſeine Seele nicht: denn die Furcht des Herrn macht das Herz fröhlich und giebt Freude und Wonne ewiglich. . . . Ja, deutſches Volk, Gott wird dir Liebe und Vertrauen geben, und du wirſt erkennen, wer du biſt und wer du ſein ſollſt. Gott wird dir Flammen in die Bruſt blaſen und den hohen und kühnen Geiſt der Freiheit in dir erwecken, der deine Feinde zerſchmettern wird. Gott ſelbſt wird mit deinen Heeren ſein und dir als Streiter voranſchreiten und deine Fahnen mit Sieg und Wonne

ſegnen, wenn du glaubeſt, daß eine ewige Gerechtigkeit iſt und daß im Himmel lebt, der Tyrannen zermalmt."

Denſelben Geiſt athmet Arndts Schrift: „Was bedeutet Landſturm und Landwehr?" die er in Königsberg drucken ließ, ein köſtliches Gedenkblatt an den herrlichen Aufſchwung Preußens, der in den erſten Monaten des Siegsjahrs 1813 in Königsberg ſeinen Anfang nahm. Auch in dieſer Schrift ſucht er den Krieg unter die Weihe des Gottesdienſtes und Gebets zu ſtellen. „Wenn alſo der Landſturm die Glocke läutet gegen den Feind und auszieht, ſo ſoll das große Werk mit Gottesdienſt und Gebet begonnen werden, denn die Herzen gehen deſto muthiger in den Streit. Bei der Landwehr aber wäre folgende Zucht wohl löblich: Sowie die junge Mannſchaft eines Kreiſes verſammelt iſt, wird feierlich Gottesdienſt gehalten, und es wird den Jünglingen ausgelegt, was Krieg überhaupt und Krieg für das Vaterland und gegen die Franzoſen bedeutet, und wie ſie ein viel beſſeres Volk ſind als die Franzoſen und alſo nicht leiden dürfen, daß dieſe ihre Herren bleiben; es wird ihnen erzählt und vorgehalten, wie ihr Land ſonſt glücklich und ruhmvoll geweſen und wie es durch ihre Tugend und Redlichkeit wieder werden ſoll; es wird ihnen eingeſchärft, daß der Tod für das Vaterland im Himmel und auf Erden ein großes Lob iſt; es wird durch Reden und Predigten und durch geiſtliche und kriegeriſche Lieder ihr Gemüth zu Treue, Ruhm und Tugend entzündet. — Das auch iſt eine fromme und chriſtliche Sitte, daß jeden Tag nach geſchehenen Kriegsübungen die Mannſchaft ſich feierlich in Reihen ſtellt, und, ehe ſie auseinander geht, ein geiſtliches Lied ſingt; das geſchehe auch vor und nach der Schlacht unter offenem Himmel. Solches giebt Muth und Freudigkeit und bewahrt vor vielem Böſen. . . . Beim Eintritt in die Landwehr wird ein theurer und feſter Eid geleiſtet, immer aber in großer Gemeinſchaft, ſo daß einige Hunderte oder Tauſende zugleich ſchwören und vorher feierlicher Gottesdienſt und Einſegnung iſt. — Auch werden die

Fahnen mit christlichem Gebet und ernster Andacht eingeweiht. — Zieht eine Landwehr aus der Heimath gegen den Feind, so ist feierlicher Gottesdienst und Einsegnung: die ganze Mannschaft empfängt das heilige Abendmahl zu christlichem Gedächtniß und zu christlicher Freudigkeit, und geht so mit Gott, wie er es will, in den Sieg oder in den Tod."

In welchen Jubel, welchen Preis Gottes mußte nach erfolgtem Sieg der Mann ausbrechen, der so redlich auf denselben hingearbeitet hatte durch seine Mahnung, einen frommen, einen heiligen Krieg zu führen! Bald nach der Leipziger Schlacht ließ er eine kleine Schrift ausfliegen: „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813." „Unvergeßlich," heißt es darin, „Jedem, dem ein deutsches Herz in der Brust schlägt, wird der Frühling und Sommer des Jahres 1813 bleiben. Wir können nun zu jeder Stunde sterben, wir haben auch in Deutschland das gesehen, weswegen es allein werth ist zu leben, daß Menschen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigsten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts. . . . Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Altern und Stufen vergessen und aufgehoben waren, daß Jeder sich demüthigte und hingab zu dem Geschäft und Dienst, wo er der Brauchbarste war, daß das Eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andern Gefühle verschlang, alle andern sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienst und Gehorsam. Und so sehr erhob die große Pflicht und das gemeinsame Streben, wovon sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine so weite Bahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage

iſt durch keine Ausſchweifung und Wildheit entweiht worden; es war, als fühlte auch der Kleinſte, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Beſcheidenheit und Rechtlichkeit ſein müſſe, wenn er den Uebermuth, die Unzucht und Prahlerei beſiegen wollte, die er an den Franzoſen ſo ſehr verabſcheut hatte. . . . Das iſt die Gewalt des überſchwänglichen Geiſtes, die Gewalt Gottes, die über die Menſchen kömmt, daß ſie aus ihnen ſelbſt heraus und über ſich ſelbſt emporgehoben werden und dann nicht mehr fühlen, wer ſie geweſen ſind, ja kaum fühlen, wer ſie ſind, wenn das Höchſte ſie beherrſcht. Ihr tapfern und frommen Kämpfer, wie habt ihr in Erſtaunen ſelbſt ausrufen müſſen: das haben wir nicht gethan, das waren wir nicht, das hat Gott gethan, das war Gott! Gott gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück. Gott wollte, wir haben wollen müſſen!“

Was Rückert nach der Leipziger Schlacht geſungen, das war auch Arndts Meinung: „der Gott, der lange drein geſehen, hat endlich drein geſchlagen.“ Er ſprach es nach dem Kriege in der kleinen Schrift aus: „Fünf oder ſechs Wunder Gottes,“ in welcher er den Finger Gottes in mehreren einzelnen Ereigniſſen jener Zeit nachweiſt, dann aber fortfährt: „Mehr Wunder könnte ich zeigen, worüber die Frommen anbeten und die Spötter lächeln: unter dieſen das größte Wunder, die deutſche Begeiſterung, welche die Lüge und Tyrannei durch ihre Gewalt wie Spreu zerſtäubt und das Vaterland wieder zu Ehren aufgerichtet hat. Dieſe wird von jedem frommen und redlichen deutſchen Mann immer im ſtillen und gläubigen Sinne gewogen werden.“

Denſelben Geiſt des Glaubens, daß Gott allein dem deutſchen Volke helfen könne, athmen auch die vaterländiſchen Lieder von Arndt, von welchen wir im Zuſammenhange mit den Liedern andrer vaterländiſcher Dichter ſpäter handeln werden. Hier muß aber noch ein Wort geſagt werden über Arndts Verdienſt um die Erneuerung des religiöſen Lebens, welches er ſich durch die Wiedererweckung des

alten Kirchenlieds erworben hat. Mit dem Kirchenlied war die Reformation groß geworden. Das Kirchenlied war von Anfang an der Widerhall der evangelischen Predigt, welcher aus der Gemeinde zurückkam. Zur Zeit, da die Predigt den alten Ton der Buße und des Glaubens nicht mehr gab, konnte das Kirchenlied der Gemeinde als ein Ersatz und zugleich als eine Art Führer gelten, damit sie nicht ganz in der Dürre des Rationalismus verkäme. Eben darum aber konnten die rationalistischen Führer das alte Kirchenlied nicht mehr dulden: im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ging man mit Eifer an die sogenannte Gesangbuchsverbesserung, an jene verhängnißvolle Neuerung, durch welche viele der kernhaftesten Lieder aus den Gesangbüchern gestrichen, andre auf unerhörte Weise mißhandelt und ihnen eine überwiegende Anzahl neuer, meist am Glauben und an der Poesie schiffbrüchiger Lieder zugefügt wurde. Arndts Jugend fällt in diese Zeit. Aber er hatte im Haus, im Volk, in der Kirche die alten Lieder schon so liebgewonnen, daß er das Gefährliche in der Neuerung erkannte. „Ich bin geboren," so erzählt er in seiner Schrift vom Wort und vom Kirchenliede, „aus dem kleinen Volk dicht an der Erde, — mit diesem kleinen Volke, unter diesem Volke und in diesem Volke habe ich mein Zeitalter erlebt, und wenn ich etwas weiß, so weiß ich es durch das Volk. Hier habe ich denn auch bei Menschen meines Bekenntnisses die große Hungersnoth gesehen, worin sie gerathen sind durch die magern und dürftigen Katechismen und Gesangbücher, die ihnen die alte Einfalt und Kraft des Worts, die alte Innigkeit und Fröhlichkeit der Sprache und des Glaubens verdünnt und weggewässert hatten. Daß Viele dabei auch irre geworden sind, versteht sich in einem Zeitalter, in welchem mehr geirrt als gefrebelt ist. Und weil das wirklich der Fall ist, darum ist uns Gott seit den Jubeljahren 1812 und 1813 auch wieder gnädig geworden. Diese Hungersnoth und dieser dünne, wässerige Jammer dauert noch an zu vielen Orten, wo evangelische Christen

leben.“ Als nun Arndt seinen Katechismus für den deutschen Wehrmann schrieb, fügte er demselben Lieder bei, im Tone des alten Kirchenliedes, Lieder, welche den alten Christenglauben nach den alten Weisen sangen. Er trachtete darnach, sein Volk aufzuwecken, aber er mochte sich das erwachte Volk nicht anders denken, als mit frommen, starken Liedern im Munde, wie in den Tagen Luthers. Etliche Jahre waren nach geendigtem Kriege vergangen: das Volk war in eine Bewegung gekommen, in eine Erregung seines tiefsten Wesens, die der Wiederaufnahme des alten Kirchenliedes im höchsten Grade günstig sein mußte. Aber die geistlichen Leiter des Volks fuhren noch immer mit der schlimmen Gesangbuchsverbesserung fort. Da trat Arndt 1819 mit einer Schrift hervor: „Von dem Wort und dem Kirchenliede;“ er zeigte darin, was das evangelische Deutschland am Wort und am Kirchenliede für unerschöpfliche Quellen der Erbauung habe, er forderte auf, der Gesangbuchsnoth durch ein neues christliches Gesangbuch abzuhelfen, in welchem hauptsächlich Lieder aus der Zeit von Luther bis 1750 aufgenommen werden sollten, aber auch sonst was geistesmächtig wäre, und gab im Anhang eine Reihe geistlicher Lieder von ihm selbst, in denen sich eine tiefe christliche Frömmigkeit kund giebt. So hat Arndt, der Wecker deutscher Gesinnung, durch Hinweisung auf die alten Liederschätze und durch eigene Lieder, auch um die Weckung christlicher Gesinnung im Volke sich ein großes Verdienst erworben. Er ist der Erste gewesen, der in der Gesangbuchssache wieder klaren Weg wies, und wer sich heute freut, daß das Volk fast überall seine alten Lieder zurückempfangen hat, der wird auch um deßwillen Arndts Andenken segnen. Er ist auch Einer unter den wenigen geistlichen Liederdichtern unsers Jahrhunderts, dessen Lieder mit vollem Recht Aufnahme in die Gesangbücher der Gemeinden gefunden haben.

Wir sind mit dem eben Gesagten schon über die Zeit der Befreiungskriege hinausgeschritten. Nachdem dem Vaterland der Friede zurückgegeben war, wanderte Arndt noch zwei Jahre hin und

her, bis er die Stelle fand, an welcher er sich eine neue Heimath gründen könnte. Im Herbst 1817 zog er mit der eben ihm angetrauten zweiten Frau, Nanna Marie Schleiermacher, des großen Theologen Halbschwester, in Bonn ein. Hier, wo er das Jahr darauf an der neugegründeten Hohen-Schule Anstellung fand, siedelte er sich an, baute sich ein Haus, pflanzte sich einen Garten an dem Ufer des Rheins, mit der Aussicht auf das Siebengebirge, und ging mit frischem Fahrwind neu unter das Segel des Lebensschiffleins. Es ist bekannt, wie bald die öffentliche Lehrwirksamkeit des kühnen deutschen Mannes unter der Jugend stillgestellt wurde. Aber in den zwei Jahrzehnten, da seine beste Kraft brach liegen mußte, bis Friedrich Wilhelm IV. ihn in alle Ehren wieder einsetzte, in der Zeit, da er die Wandelbarkeit der Welt schmerzlich erkennen mußte, blieb er sich selbst treu. Für die Einheit und Größe seines Vaterlandes ist er derselbe Wächter und Wecker geblieben, wie in den Tagen des Kriegs. Und der Christenglaube, der im Sturm und Drang der vaterländischen Begebenheiten zu größerer Lebendigkeit erwacht war, vertiefte sich in den Friedensjahren unter persönlichem Kreuz, das ihm theils unmittelbar aus Gottes Hand kam, theils mittelbar durch die Ungunst der Zeiten zugefügt ward. Viele fromme Lieder hat er noch gesungen, und während er in ihnen immer wieder sein Sündenleid, seine Freude an dem Heiland, seine Himmelssehnsucht ausspricht, tritt er zuweilen auch in das Gewirre der religiösen Tagesfragen mit seinem Urtheil ein, das evangelisch warm sich gegen alle Freigeisterei und protestantisch hell sich gegen allerlei römische Neigungen wendet. Der evangelischen Gemeinde in Bonn hat er treu gedient als Aeltester und Repräsentant. Wort und Sacrament blieben seiner Seele Nahrung, bis er im Glauben an seinen Erlöser selig, am 29. Januar 1860, starb. Kaum mag ein andrer Deutscher sein, dem das Volk bis ans Ende so zugejubelt hat, als Ernst Moritz Arndt. Aber die Meisten haben den ganzen Arndt nicht gekannt

oder nicht kennen wollen. Dem deutschen Mann galt ihr Jubel, nicht dem Christenmann. Aber an einem Manne, wie Arndt, der so aus Einem Gusse ist, gilt kein Halbieren. Er war ein Christ als ächter Deutscher, er war ein Deutscher als ächter Christ. Wir sehen in ihm eine vorbildliche Gestalt grade darum, weil in ihm das Deutsche und Christliche in gleicher Gesundheit und Kräftigkeit vorhanden ist; seine Bedeutung liegt, wie die Geschichte lehrt, darin, daß er die vaterländische Gesinnung nicht anders zu beleben gedachte, als mit der christlichen zugleich, daß er in der großen Bewegung, welche unser Volk vor fünfzig Jahren erlebte, ihm seinen Gott und Heiland als Licht und Heil unermüdlich vor die Augen führte. In seiner großen Freundlichkeit hat er bis zum letzten Lebenshauche jeden Gruß erwiedert, der ihm aus einem deutschen Herzen kam. Aber die deutschen Herzen sind ihm doch die verwandtesten, die mit ihm aus der Schrift täglich Nahrung ziehen, die mit ihm voll Andacht und Verlangen dem Tische des Herrn nahen, die mit ihm einstimmen, wenn er aus der tiefsten Erfahrung von der Sünde und des Heilands Gnade singen:

Wenn um mich Alles finster wird,
Als säß' ich in der dunkeln Hölle,
Wenn's in mir bangt und zagt und irrt,
Als wenn die Sündfluth um mich schwölle,
Wenn diese tiefste Seelennoth
Fast will am ew'gen Heil verzagen,
Wo dämmert dann das Morgenroth,
Der Sonne Zukunft anzusagen?

Aus dir, aus dir! du bist der Stern,
Du bist der Hoffnung lichte Sonne,

Der Knechte Knecht, der Herr der Herrn,
Der Kranken Arzt, der Schwachen Wonne,
Der Armen Schatz, der Finstern Licht,
Versöhner Aller, die verloren,
Erlöser von des Zorns Gericht,
Der ganzen Welt zum Heil geboren.

10.

Friedrich Schleiermacher.

So reich iſt die Wirkſamkeit dieſes Mannes für die Erneuerung des religiöſen Lebens im erſten Drittel dieſes Jahrhunderts, daß uns für unſre Darſtellung nur um das rechte Maß bange ſein kann. Seine erſte entſcheidende Geiſtesthat beſtand in der ſiegreichen Zurückführung der Frömmigkeit aus den Feſſeln ſtarrer Satzung, todten Wiſſens, äußerlichen Thuns zu ihren tiefſten Quellen in der allerinnerſten Berührung der Seele mit Gott. Und aus dem mütterlichen Schoß einer ſolchen Frömmigkeit, in welchem ſein geiſtiges Leben heraufgewachſen war, hatte er die klare Ueberzeugung, in jener Zeit faſt eine neue Entdeckung, mitgebracht, daß es kein Chriſtenthum gebe ohne Chriſtus, daß das fromme Leben von der unvergleichlich herrlichen Perſon des Herrn ausgehen und zu ihr zurückſtreben müſſe. Aber wie groß es auch ſcheinen muß, daß Schleiermacher in jener Zeit dieß Doppelte, die Wurzelung der Religion im unmittelbarſten Leben des Menſchen und die Vollendung des religiöſen Lebens durch Chriſtus, mit überwältigender Kraft verkündigte, ſeine Wirkſamkeit wäre doch eine viel beſchränktere geblieben, wäre er mit ſeiner Ueberzeugung nicht in den ganzen Reichthum des Geiſteslebens, der ſich damals über unſer Volk aus-

gegossen hatte, eingetreten, hätte er nicht neben den größten Geistern, die Stern bei Stern über Deutschland leuchteten, als ein völlig Ebenbürtiger gestanden. Sollte Deutschland, wenn es aus seiner religiösen Zerfahrenheit um die unversiegbaren Quellen der Frömmigkeit sich wieder sammelte, zugleich zurückkehren zu der Geschmacklosigkeit des orthodoxen, zu der Engigkeit des pietistischen, zu der Oberflächlichkeit des aufklärerischen Zeitalters? Sollte nicht das Evangelium seine Kraft bewähren, Alles zu durchdringen und darum die beste Gabe dem Volke bieten, ohne die andern, die Gott uns dargereicht, zu verwerfen? Schleiermacher war vorzüglich geeignet, der Einführung des christlichen Glaubens in den Reichthum des neuen Geisteslebens die Bahn zu brechen. Er stand auf der Höhe der philosophischen Forschung; als Philolog konnte er sich wohl zutrauen, Einer der besten Griechen in Deutschland zu werden, und seine Uebersetzung Platos gab Zeugniß, wie tief er das Alterthum begriffen hatte; künstlerische und kunstrichterliche Begabung stellte ihn eine Zeit lang in die romantische Genossenschaft zwischen die Schlegel und Hardenberg, und als deutscher Patriot und Staatsmann hat er Zeugniß abgelegt, daß der Staat, den er erstrebte, nicht der Religion baar war, und daß der Glaube, den er predigte, der Volksgemeinschaft nicht entbehren wollte. Ehe die großen Geschicke über die Nation hereinbrachen, hatten sich seine religiösen Ueberzeugungen im Wesentlichen schon festgestellt; eben darum konnte er sein Volk auf allen Stufen der Erniedrigung und Erhebung mit seinen furchtlosen Mahnungen, mit seinen glaubensvollen Tröstungen begleiten, und was er sprach, das nahmen die gebildeten Deutschen an, nicht als ein Wort der priesterlichen Zunft, sondern als die Rede eines Mannes, der an allem Weh und an aller Lust des Vaterlandes Antheil nehmend, ein sittliches Recht hatte, sein Volk zu neuem Leben aufzurufen. Aus dem vielseitigen Leben und Schaffen dieses großen Mannes ist nun ein reicher Stoff vor uns ausgebreitet; Jeder sucht sich aus ihm des Mannes Bild in eigner Weise zusammen,

an der Auswahl und Weglassung leicht Liebe und Abneigung verrathend; auch wir suchen es in unsrer Weise, hoffentlich ohne blinde Bewunderung, welche vergißt, daß auch dieser Gewaltige ein Werdender war, aber auch ohne jene christliche Plumpheit, die grade diesem Leben oft sehr ungerecht geworden ist; wir suchen mit geschichtlicher Treue eine liebevolle Versenkung in die Eigenthümlichkeit dieses bedeutenden Lebens zu verbinden.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher ist am 21. November 1768 in Breslau geboren, wo sein Vater damals als reformirter Feldprediger stand. Seine Mutter, die Tochter des Hofpredigers Stubenrauch, übte den größten Einfluß auf seine Kindheit und leitete hauptsächlich seine Erziehung. Ehe der Sohn sechs Jahre alt ist, freut sie sich schon seiner Aufmerksamkeit und guten Antworten in der Religionsstunde und läßt ihn einen Brief an den Oheim schreiben. Rasch durchlief er die untern Classen der Friedrichsschule. Zehn Jahre alt verließ er mit seinen Eltern Breslau und war die nächsten Jahre abwechselnd in Pleß oder auf der Colonie Anhalt. Vom zwölften bis vierzehnten Jahre war er in Pension in Pleß, wo er durch einen Schüler Ernesti's in der Kenntniß der Sprachen und in der Darstellung seiner Gedanken wesentlich gefördert wurde. Seine Eltern waren christlich fromm. Und als sie, mit Rücksicht auf ihre Kinder, die Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde zu Niesky in der Oberlausitz besuchten, wurden sie von dem Brüdergeist und seinem Walten ganz hingenommen. Zur größten Beruhigung gereichte es ihnen, daß hier die Wiedervereinigung mit Gott auf den einzig wahren Grund, das blutige Versöhnungsopfer Christi, gebaut, und daraus, wenn es erst im Glauben angeeignet sei, jegliche Tugend hergeleitet werde. „Ich habe für die armen Kinder schon recht gezittert," schrieb die Mutter dem Bruder, „wegen der seelenverderbenden Meinungen, Grundsätze und Sitten unsrer gegenwärtigen Zeiten, ach! wie hätten wir sie für dem feinen Gifte der jetzigen Zeiten bewahren können. Da danken

wir es denn unſerm lieben Herrn von ganzem Herzen, daß er ihren noch zarten Herzen den Sinn gegeben, daß ſie nicht mit der Welt ins Verderben laufen wollen, ach! Herr, erhalte ſie in deiner Wahrheit, daß ſie in deiner Liebe allein können glückliche und ſelige Menſchen ſein.“ Als das Loos die Aufnahme Schleiermachers in die Anſtalt zu Niesky entſchieden hat, ſind die Eltern glückſelig. Es iſt ihnen zu Muth, als hätten ſie damit die Kinder vor der Welt für immer geſchützt; mit der innigſten Dankbarkeit gegen den Herrn eröffnen ſie den Kindern die Ausſicht auf das ſchöne, friedliche, fromme Leben im ſteten Umgang mit ihrem Heiland, und von ahnungsvoller Sehnſucht erfüllt, ging Schleiermacher mit ſeinem jüngern Bruder 1783 nach Niesky, während die Schweſter Charlotte in Gnadenfrei Aufnahme fand. Die Briefe ſeiner Hand aus jener Zeit ſind für ſein Alter wunderbar klar, dabei friſch und kindlich; mit der liebenswürdigen Natürlichkeit geht Hand in Hand die in den Brüdergemeinden herrſchende fromme Stimmung. Nachdem er ſeiner Schweſter den Winter wider den Sommer gelobt, namentlich um der Studien willen, fährt er fort: „Doch kann mich weder die Liebe zum Winter, noch der Haß gegen den Sommer in meinem vergnügten Gange ſtören, ſondern nur, wenn ich ſehe, ich liebe den Heiland nicht genug, ich bin Ihm nicht ganz zur Ehre, und wenn der tägliche Umgang mit Ihm nicht ungeſtört und ununterbrochen fortgeht. Aber ſo oft man zu Ihm kommt als ein Sünder, der bloß aus Seiner Gnade ſelig iſt, ſo oft man ſich einen Gnadenblick von Ihm ausbittet, ſo geht man nie leer von Ihm. Er wird nie untreu, ſo oft wir es auch werden; — aber doch je ungeſtörter, deſto beſſer, je einförmiger, deſto ruhiger, deſto näher am Himmel — am liebſten aber ganz da. Aber Sein Wille geſchehe, er iſt doch der beſte.“ Und nach dieſem Erguß, deſſen letzter Satz gewiß am aufrichtigſten gemeint war, eine herzliche Erkundigung nach dem Befinden des Vaters und der Schluß: „Du kannſt den Vater daran erinnern, daß mein Beutel die Schwindſucht hat und

das vom Obſt, es ſollts Niemand glauben; Papa kann ihn curiren. Nun leb wohl unter des Heilands Schutz, dem ich Dich und mich empfehle.“ Ein andermal tröſtet er die Schweſter, daß ſie durch eine Verſetzung die Feier der Marterwoche und des Oſterfeſtes in der Gemeine hatte entbehren müſſen: die Sache ſei doch, wenn auch die Weiſe nicht ſo erbaulich ſei, an allen Orten dieſelbe. „Man genießt ebenſo Jeſu Leib, der für uns dahingegeben iſt und Jeſu Blut, das vergoſſen iſt zur Vergebung der Sünden, und die Wirkung dieſes Genuſſes muß eben dieſelbe ſein, wenn man mit einem Herzen, das beſchämt über des Heilands Gnade und über ſeine Verſehen, aber doch froh und getroſt iſt, weil es ſich an Ihm erlaben kann und mit einem ehrfurcht-, aber auch liebevollen Sinn hinzutritt — das wirſt Du wohl erfahren haben.“ Und dann welche Beſonnenheit und Reife in dem Rath des fünfzehn- oder ſechzehnjährigen Bruders an die Schweſter: „Erſtlich ſei doch froh, daß Du doch einmal wieder in Wirthſchaftsgeſchäfte hineinkommſt; es iſt für ein junges Frauenzimmer unumgänglich nöthig, etwas davon zu verſtehen: Du kannſt ja doch nicht wiſſen, wo Dich der Heiland noch einmal hinführt und ob es Deine Beſtimmung iſt, immer im Chorhauſe vor dem Näh-Rahmen zu ſitzen. Zweitens, ſei nicht zu ängſtlich, ob Du's auch recht machſt, denn das taugt gar nichts. Mein Grundſatz heißt: Friſch gewagt iſt halb gewonnen. Verſteht ſich, daß das friſche Wagen die nöthige Behutſamkeit und Ueberlegung nicht ausſchließt. Drittens, bedenke fleißig, daß man von allen Seiten auf Dich ſehen und von Dir auf die Gemeine ſchließen wird: darum ſei nicht zu niedergeſchlagen und melancholiſch, damit die Leute nicht in der Meinung beſtärkt werden, daß die Herrnhuter ſämmtlich Kopfhänger ſind. Viertens, rede ordentlich und bediene Dich keines Wortes, das Du im Schweſterhauſe erſt gelernt haſt, denn die taugen nichts, denn es wird ſie Niemand verſtehn.“ Wir ſehen, daß der Knabe mit freiem Urtheil über das Unweſentliche ſich erhebt, aber wir dürfen nicht

zweifeln, daß es ihm Ernst war, in das Wesen sich einzuleben. Er bittet die Schwester um ihre Fürbitte während seiner Vorbereitung zum Genusse des Abendmahls: „Ich will sie Alle zu mir ziehen, hieß es in der gestrigen Losung: das wird er in Gnaden auch an mir erfüllen; er ist auferstanden, zu helfen allen Elenden auf Erden, das giebt mir auch ein Recht an ihn; er ist meine Zuversicht allein, der Gott, der für mich am Kreuz erblaßt.“ Er gesteht, in den zwei Jahren seines Aufenthalts in der Gemeine viel erfahren zu haben, viel Schlechtes von seiner Seite und viel Gnade von Seiten des Heilands. „Ich habe Zorn verdient, heißt es meinerseits; ich habe dich versühnt, ruft das Lamm am Kreuz.“

In diese Zeit fällt der Tod der Mutter. Der Vater war nun doppelt glücklich, daß die Heimgegangene ihre Kinder an einem Gemeinort vor der Welt geborgen. Und wenn der Sohn klagte, daß er seinen Heiland nicht genug liebe, wenn ihm das Gefühl seiner Unwürdigkeit den Wunsch erweckte, bald aller Noth überhoben zu sein, so weist ihn der Vater auf die Wunden Jesu und ist ganz getrost. Aber eine unbestechliche Wahrheitsliebe, die schon dem jugendlichen Schleiermacher eigen war, litt es nicht, dem Vater zu verbergen, daß seine Hinweisung auf Jesu Wunden nicht die gewünschte Wirkung hatte, und wenn die Eröffnung ihm auch die bittersten Schmerzen bereiten mußte. Schon vor seinem Eintritt in die Brüdergemeinde hatte der Knabe öfter religiöse Kämpfe bestehen müssen. Die Lehre von den unendlichen Strafen und Belohnungen hatte seine kindische Phantasie auf eine äußerst beängstigende Art beschäftigt, und in seinem elften Jahre kostete es ihn mehrere schlaflose Nächte, daß er bei der Berechnung des Verhältnisses zwischen den Leiden Christi und der Strafe, deren Stelle dieselben vertreten sollten, kein beruhigendes Facit bekommen konnte. Nun in Niesky bereitete ihm die Lehre von dem natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen viele Sorgen. Daß er verderbt sei, davon hatte er Erfahrung, aber die über-

natürlichen Wirkungen, die er hoffen mußte, um aus der Tiefe des Sündenelends zur Luft des neuen Lebens wieder emporzutauchen und die er an den Gliedern der Gemeinde überall zu bemerken glaubte, wollten ſich bei ihm nicht einſtellen. Glaubte er etwas der Art glücklich erlangt zu haben, ſo erwies es ſich bald als Erregung ſeiner Phantaſie. Indeß fuhr er fort, mit kindlicher Treue dem Heiland nachzutrachten, von dem er doch unzweifelhaft ergriffen war. So gingen die Jahre zu Niesky hin, nicht in völliger religiöſer Befriedigung, aber im größten Fleiß. Mit dem nachmaligen Biſchof der Brüdergemeinde Albertini verband ihn damals eine Freundſchaft, die ihnen die Namen Oreſtes und Pylades eintrug. Ihre literariſchen Unternehmungen waren koloſſaliſch und abenteuerlich. Im Lateiniſchen erhielten ſie trefflichen Unterricht; die geringere Schulung im Griechiſchen hielt ſie nicht ab, raſch Homer, Heſiod, Theokrit, Sophokles, Euripides und Pindar zu verſchlingen; mit dürftigen Hülfsmitteln begaben ſie ſich ans hebräiſche alte Teſtament und blieben erſt, wie Schleiermacher ſich ausdrückte, in den Finſterniſſen des Heſekiel ſtecken. Das gemeinſame Schaffen und Ringen ſetzten die beiden Freunde in Barby fort, auf dem Seminar der Brüdergemeinde, wohin ſie 1785 verſetzt wurden. Aber die religiöſen Zweifel ſteigerten ſich hier und riefen einen erſchütternden Conflict zwiſchen dem Sohn und Vater hervor, der tragiſch genannt werden müßte, wenn nicht die Redlichkeit der Geſinnung, welche der offenen Ausſprache des Sohnes und der ſtrengen Zurechtweiſung des Vaters gleichermaßen zu Grunde lag, eine friedliche Löſung ſchließlich herbeigeführt hätte. Die geniale kritiſche Begabung, das vorſchreitende Alter, die kritiſche Luft, welche über Deutſchland lag und von der doch auch die abgeſchloſſenen Anſiedelungen der Brüdergemeinde manchmal ein Wehen verſpürten, ja nach welcher grade durch die Abgeſchloſſenheit die ſtrebſamen Jünger lüſtern wurden, — das Alles förderte in Schleiermacher den Zweifel und beunruhigend war es für ihn, daß

in den Vorlesungen die Einwendungen der neuern Theologie gegen die altgläubige Lehre nicht mitgetheilt und widerlegt wurden. „Nur Eins gefällt mir nicht," schreibt er dem Vater. „Ich möchte gern Theologie studiren und zwar recht von Grund aus; das werde ich mich aber nicht rühmen können, wenn ich von hier wegkomme, und daran ist unsre, wie mich däucht, etwas zu große Eingeschränktheit in der Lectüre Schuld; denn von allen jetzigen Einwendungen, Einwürfen und Streitigkeiten über Exegese und Dogmatik, bekommen wir nichts zu lesen als in den gelehrten Zeitungen: auch in den Collegien erwähnt man ihrer nicht einmal hinlänglich und doch ist die Kenntniß derselben einem angehenden Theologen schlechterdings nothwendig. Dies Verfahren erregt auch sogar bei Manchem den Verdacht, als müßten viele Einwände der Neueren sehr acceptabel und schwer zu widerlegen sein, weil man sich fürchtet, sie uns vorzulegen. So denke aber ich nicht, und überhaupt macht dies kleine Mißvergnügen für jetzt noch keine große Störung in meiner Ruhe und Sie sind der Einzige, mit dem ich davon geredet habe." Der Vater versichert ihn, er verliere nichts, wenn ihm die Einwendungen und Erklärungen der Neuern unbekannt blieben. „Vermeide diesen Baum der Erkenntniß — und die gefährlichen Lockungen zu demselben unter dem Schein der Gründlichkeit. Ich habe fast alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen: sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich habs erfahren, daß der Glaube ein Regale der Gottheit und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens sei. Du willst ja überdem kein eitler Theologe werden, sondern Dich nur geschickt machen, dem Heiland Seelen zuzuführen und dazu brauchst Du das Alles nicht und kannst es Deinem Heiland nie genug verdanken, daß er Dich zur Brüdergemeinde hat gebracht, da Du dessen gar wohl entbehren kannst." Dann weist er die Wißbegierde des Sohnes auf die ganze Tiefe, Höhe, Länge und Breite der Liebe Gottes hin und hofft, er werde glücklich zur seligen Einfalt zurückgeführt werden. Aber so leicht läßt sich der Trieb nach sicheren

Gründen der Wahrheit nicht dämpfen. Fünf Monate hielt der eingeſchüchterte Sohn nach dieſem Briefe des Vaters an ſich. Das neue Jahr 1787 kam heran. Wie gerne hätte er dem Vater aus der Fülle kindlicher Liebe Glück gewünſcht! Das Bewußtſein der Zweifel, die in ihm waren und die dem frommen Vater wie lauter Stiche ins Herz gehn mußten, hinderte ihn daran. Er ſchiebt den Neujahrswunſch hinaus bis zum 21. Januar. Freude an ſeinen Kindern wünſcht er dem Vater mit beklommenem Herzen. Dann aber ſagt ers heraus, was ſeit Monaten in ihm wie ein heimliches Feuer brennt. „Der Glaube iſt ein Regale der Gottheit, ſchreiben Sie mir. Ach, beſter Vater, wenn Sie glauben, daß ohne dieſen Glauben keine, wenigſtens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in dieſem Leben iſt, und das glauben Sie ja, o, ſo bitten Sie Gott, daß er mir ihn ſchenke, denn für mich iſt er jetzt verloren. Ich kann nicht glauben, daß der ewiger, wahrer Gott war, der ſich ſelbſt nur den Menſchenſohn nannte, ich kann nicht glauben, daß ſein Tod eine ſtellvertretende Verſöhnung war, weil er es ſelbſt nie ausdrücklich geſagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß ſie nöthig geweſen; denn Gott kann die Menſchen, die er offenbar nicht zur Vollkommenheit, ſondern nur zum Streben nach derſelben geſchaffen hat, unmöglich darum ewig ſtrafen wollen, weil ſie nicht vollkommen geworden ſind. Ach, beſter Vater, der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieſes Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geſchichte meiner Seele in Abſicht auf meine Meinungen und alle meine ſtarken Gründe für dieſelben umſtändlich zu erzählen, aber ich bitte Sie inſtändig, halten Sie ſie nicht für vorübergehende, nicht tief gewurzelte Gedanken; faſt ein Jahr lang haften ſie bei mir und ein langes angeſtrengtes Nachdenken hat mich dazu beſtimmt. Ich bitte Sie, enthalten Sie mir Ihre ſtärkſten Gründe zur Widerlegung derſelben nicht vor, aber, aufrichtig zu geſtehen, glaube ich nicht, daß Sie mich jetzt überzeugen werden, denn ich ſtehe feſt darauf.“ Das Geheimniß war mit klopfendem Herzen

herausgesagt und die Bitte hinzugefügt, der Vater möge ihn nach Halle gehn und sich für das Schulfach ausbilden lassen, da er in der Gemeinde mit seinen Ueberzeugungen kein Amt bekleiden dürfe und der Vater schwerlich die Zahl der ungläubigen Prediger in seiner Kirche durch den eigenen Sohn vermehrt zu sehen wünschen werde. Der Schmerz des Vaters, als er den Brief erhielt, war erschütternd. Wie aus seinem Himmel war er herniedergeworfen. Im ersten überwältigenden Gefühl seines Kummers, sah er in seinem Sohn einen verlornen Sohn. „O Du unverständiger Sohn!“ schrieb er. „Wer hat Dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorchest? welchem Christus Jesus vor die Augen gemalet war, und nun von Dir gekreuziget wird. Du liefest fein, wer hat Dich aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? Solch Ueberreden ist nicht von dem, der Dich berufen hat; aber ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Das nämliche Verderben Deines Herzens, welches vor vier Jahren Dir bange machte, daß Du mit demselben in der Welt werdest ganz verloren gehn und Dich damals zur Gemeinde hintrieb, ach! davon hast Du leider noch immer etwas bei Dir geheget, das hat Dein ganzes Wesen durchsäuert und treibt Dich wieder aus der Gemeine. Ach, mein Sohn! mein Sohn! wie tief beugst Du mich! welche Seufzer pressest Du aus meiner Seele! und wenn Abgeschiedene einige Notiz von uns nehmen, o welch grausamer Störer der Ruhe Deiner seligen Mutter bist Du denn jetzt, da selbst Deine Dir fremde Stiefmutter mit mir Dich beweint. — So gehe denn hin in die Welt, deren Ehre Du suchst. Siehe, ob Deine Seele von ihren Träbern kann satt werden, da sie die göttliche Erquickung verschmähet, welche Jesus allen nach ihm dürstenden Seelen schenkt. Hast Du denn nie ein Tröpflein Balsam aus seinen Wunden gekostet? und ist das alles Trug und Heuchelei gewesen, was Du geschrieben und zu empfinden so oft betheuert hast? Wars aber Wahrheit, so wirds mächtig an jenem Tage wider Dich zeugen, wo Du nicht umkehrst zu Deinem ewigen Erbarmer. Ev.

Joh. Cap. 12, V. 48—50; Hebr. Cap. 6, V. 4—6.“ Dann geht der Vater auf des Sohnes Zweifel ein, aber die ruhige Erörterung wird bald zur ſchmerzlichſten Beſchwörung, zur flehentlichſten Bitte, zum brünſtigſten Gebet. „Und nun, mein Sohn! den ich mit Thränen an mein beklommenes Herz drücke, ach! mit herzſchneidender Wehmuth entlaß ich Dich, und entlaſſen muß ich Dich — da Du den Gott Deines Vaters nicht mehr anbeteſt, — nicht mehr vor einem Altar mit ihm niederknieſt, — aber noch einmal, mein Sohn, ehe wir von einander ſcheiden, — ach, ſage mir doch: was hat denn der arme, ſanftmüthige und von Herzen demüthige Jeſus Dir gethan, daß Du nun ſeiner Erquickung, ſeinem Gottesfrieden entſageſt? war Dir denn nicht wohl bei Ihm, wenn Du Deine Noth, den Jammer Deines Herzens Ihm klagteſt? Und nun willſt Du für die Gottes-Langmuth und Geduld, mit der Er Dich trug, Ihn verleugnen? den Schwur brechen, den Du ſo oft vor Ihm thateſt: bei dir Jeſu will ich bleiben? — warum willſt Du von Ihm gehen — haſt Du keine Lebensworte von Ihm vernommen? . . . Kehre wieder, ach, mein Sohn, kehre wieder! . . . O du Menſchenhüter Herr Jeſu! führe du ſelbſt dein verirrtes Schäflein zurücke! thue es zu deines Namens Verherrlichung! Amen!“ Wie erwünſcht wäre in dieſem erſchütternden Zuſammenſtoß eines trefflichen Vaters und trefflichen Sohnes die vermittelnde Liebe der Mutter geweſen. Sie würde keinen geringeren Schmerz gefühlt haben als der Vater, aber ſie hätte mehr Vertrauen zu dem Sohn gehabt. Der Mutter Bruder, der Profeſſor der Theologie Stubenrauch in Halle, leiſtete dem Jüngling die treuſten Dienſte in der Ordnung ſeiner Angelegenheit. Der Vater ließ den Sohn nach Halle gehen, ward allmählig ruhiger und gewann vor ſeinem Tode wieder volles Vertrauen zu ſeinem Sohne. So war denn Schleiermacher aus der Brüdergemeinde wieder in die große, mit der Welt tauſendfältig durchwachſene Chriſtengemeine hinausgetreten, aber er bewahrte ihr Zeitlebens nicht bloß ein liebevolles Andenken, er nannte ſie den

mütterlichen Schooß der Frömmigkeit, in welchem er aufgewachsen; er liebte es, als Gast zu ihr zurückzukehren und in freier Weise hielt er für seine Gedanken von Kirche und Gemeinschaft Vieles fest, was er unter den Brüdern kennen und lieben gelernt; man darf sagen, das neue, warme, innige Tonlegen auf die Person des Erlösers und auf die Gemeinschaft mit ihm, dem Haupte, das ihn kennzeichnet, ist ein Erbe, das die Gemeinde ihrem scheidenden, selbständig gewordenen Sohne mitgegeben.

„Gott segne Dich in Halle, bewahre Dich durch seinen Geist vor allem Bösen und seine Vaterliebe ziehe Dich wieder hin zu seinem Sohne, den Du verleugnet hast, ja dieser treue Menschenhüter wolle selbst nicht ablassen, Dich zu suchen, bis Du mühselig und beladen zu Ihm, unserm sanftmüthigen und von Herzen demüthigen, mitleidigen Hohenpriester wieder zurückkehrst," das war des Vaters Segenswunsch bei des Sohnes Eintritt ins akademische Leben. Und jeder Brief versichert den Sohn von des Vaters Fürbitte, damit er in seinem Heile gewiß werde und giebt die treusten Rathschläge für sein irdisches Wohl. Während er vor der neuen Schriftauslegung warnt, ermuntert er doch zu einem gründlichen Studium der Philosophie, namentlich von Kants Kritik der reinen Vernunft. Für das irdische Fortkommen im Lehrerberuf empfiehlt er die Vervollkommnung im Englischen, Französischen und in der Mathematik. Nur warnt er, daß er die mathematische Gewißheit mit der theologischen nicht verwechsele, weil beide auf ganz andern Grundlagen beruhen. Besonders aber räth er das Lesen der Bibel an. Der Sohn war denn fleißig, nicht wie Jene, welche denken, was man schwarz auf weiß besitze, könne man getrost nach Hause tragen; er besuchte wenig Vorlesungen und diese nicht regelmäßig; aber mit Heftigkeit, wie er sich ausdrückt, warf er sich auf die Gegenstände, die ihm grade innerlich nahe traten. Als ein Jüngling von selbständigem Geiste stellte er sich dar, nachlässig im Aeußerlichen, in sich gekehrt, die Einsamkeit suchend, und wenn er, nach des Vaters Wunsch, zur Förderung der guten

Lebensart unter die Vornehmen ging, ſo vornehm in ſeiner Haltung wie ſie. Zwei Jahre trieb er es ſo in Halle, dann folgte er ſeinem Oheim Stubenrauch, der die Profeſſur mit einer Pfarrſtelle vertauſchte, an den neuen Wohnort, nach Droſſen in Brandenburg bei Frankfurt a/O. Die Stille des Pfarrhauſes, das Zuſammenwohnen mit einem ſo trefflichen väterlichen Freund und Rathgeber, war ſeinen Studien höchſt förderlich. Auch hier war es ihm unmöglich, nach einem Stundenplan bald dies bald jenes zu treiben, ſondern mit Dranſetzung aller Zeit und Kraft, mit der erregteſten Antheilnahme ſeines ganzen Menſchen liebte er es, eine Sache zu Ende zu ſtudiren, durchzudenken. Nicht auf die Aneignung trocknen Wiſſens war ſein Geiſt geſtellt, ruhig hörte er die Stimmen für und wider ab, beſonnen fragte er ſich, ob etwas davon ſein inneres Eigenthum werden könne. Wie er in ſeinen Lehrjahren nicht Wiſſen auf Wiſſen häufte, ſondern aus Allem, den Nettogewinn herauszufinden ſuchte, ſo war er in den Meiſterjahren kein Schriftſteller von ſich überſtürzender Fruchtbarkeit, aber was er ſchrieb, kam aus dem Vollgehalt ſeiner Perſönlichkeit. Im Sommer 1790 beſtand Schleiermacher die theologiſche Prüfung und wurde dann durch Vermittlung des Hofpredigers Sack Hauslehrer bei dem Grafen von Dohna-Schlobitten in Preußen. Der Aufenthalt in dieſer Familie war für ihn von der größten Wichtigkeit. Als Erzieher ward er ſelbſt erzogen: er lernte „Geduld und eine Geſchmeidigkeit, die aus dem Herzen kommt und in der Dankbarkeit für geſelliges Glück gegründet iſt.“ Der Umgang mit Menſchen von adlichem Geſchlecht erweiterte ſeine Anſchauungen und trug dazu bei, daß er ſich ſpäter mit Freiheit in großen Verhältniſſen zum Heile des Staats bewegen konnte. Der Hauptgewinn aber ſeines Aufenthalts in Schlobitten war die Anſchauung eines chriſtlich warmen Familienlebens, das Aufgenommenſein in dies Leben und die Bekanntſchaft mit edlen Frauen, die durch ihre ſtille Wirkſamkeit im häuslichen Kreiſe auf das große Geſammtleben einen unberechenbaren Einfluß üben. Solch ein Leben

bedurfte Schleiermacher; er mußte menſchlich unter Menſchen fühlen, ſonſt gedieh er nicht. „Ich ſtrecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe; ich muß ſie unmittelbar berühren, und wenn ich ſie nicht in vollen Zügen in mich ſchlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das iſt meine innerſte Natur, es giebt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins.“ So hat er etliche Jahre ſpäter ſein Weſen bezeichnet. Hier in Schlobitten fand er, was er bedurfte: ein mit bedeutenden Intereſſen erfülltes, religiös erwärmtes, durch innigſte Familienliebe glückliches Leben. Der Vater hatte gewünſcht, der Sohn möchte ſich der gräflichen Familie durch ſeine Thätigkeit gleichſam nothwendig machen. „Sie iſt mir beinahe nothwendig geworden,“ antwortet der Sohn. „Es ſind alles ſo gute Menſchen und es iſt eine ſo lehrreiche und zugleich ſo liebe Schule. Mein Herz wird hier ordentlich gepflegt und braucht nicht unter dem Unkraut kalter Gelehrſamkeit zu welken, und meine religiöſen Empfindungen ſterben nicht unter theologiſchen Grübeleien: hier genieße ich das häusliche Leben, zu dem doch der Menſch beſtimmt iſt und das wärmt meine Gefühle.“ Bei einem ſo ſchönen Glücke, das dem Fünfundzwanzigjährigen blühte, iſt es bezeichnend für die Unbeſtechlichkeit ſeines Wahrheitsſinnes, daß er in einem Widerſtreit zwiſchen ſeinen und den erzieheriſchen Anſichten des Grafen nicht ſeine Ueberzeugung ſeinem Glück, ſondern unbedenklich ſein Glück ſeiner Ueberzeugung opferte und im Frühling 1793 ſeine Stelle aufgab. Er ging zunächſt wieder zu dem Oheim nach Droſſen. Im Herbſt finden wir ihn in Berlin als Mitglied des Gedike'ſchen Seminars für gelehrte Schulen und als Hülfslehrer im Kornmeſſerſchen Waiſenhaus, in welchem er auch wohnte. Aber ſchon nach einem halben Jahre geht er von hier nach Landsberg an der Warthe, um dem Prediger Schumann, einem Verwandten, der durch Kränklichkeit an der Verrichtung ſeiner Amtsgeſchäfte gehindert war, beizuſtehen. Hier ereilte ihn im Herbſt 1794 die Nachricht vom Tode ſeines Vaters, die ihn tief erſchütterte. Wie tröſtlich, daß der

ehrwürdige Mann wieder volles Vertrauen zu ihm gefaßt hatte! Er hatte sich wieder verheirathet und bei der Geburt eines Töchterchens unter Andern auch seinen Sohn zur Pathenschaft eingeladen. Der Sohn war glücklich über diesen neuen Beweis der väterlichen Liebe. „Lieben will ich mein kleines Schwesterchen mit der besten Bruderliebe, und sorgen? O bester Vater! Gott gebe, daß ich es könne, ohne daß ich es zu thun brauche! Gottes Segen über das liebe kleine Geschöpf! O küssen Sie es doch in meinem Namen!“ So herzlich blieb das Verhältniß bis ans Ende. Nun aber drückte ihn alle Schuld, die er dem Heimgegangenen gegenüber je sich aufgeladen, noch einmal, obwohl sie längst verziehen war. „Du hast ununterbrochen im Genuß gegenseitiger Liebe mit ihm gestanden,“ schreibt er seiner Schwester Charlotte. „In meinem Leben hingegen giebt es eine Periode, deren Erinnerung sich mir jetzt oft unwillkürlich aufdrängt, wo ich das Herz des vortrefflichen Vaters verkannte, wo ich glaubte, er beurtheilte mich falsch, weil ich seinen Meinungen nicht zugethan war. Eine gewisse Kälte gegen ihn, welche daraus entstand, erscheint mir als die dunkelste Stelle meines Lebens. Doch ich habe mein Unrecht im Stillen erkannt und er hat verziehen, ohne daß ich darum gebeten hatte. Ich habe sein Herz seitdem besser schätzen gelernt und ihm doch einige Jahre mit warmer, ganzer Liebe und offener Vertraulichkeit gelohnt.“ Und wie denn seine Seele sich allezeit nach Liebe ausstreckt, fährt er fort: „Mit uns, meine Liebe, bleibt es übrigens dabei, daß wir das Band unsrer Freundschaft noch enger zusammenziehn, daß wir uns noch fester aneinanderhalten, da wir eine solche Stütze verloren haben, und daß wir uns oft auf den hinweisen, der uns verlassen hat. Friede, Friede mit seiner Asche und Wohlgefallen seiner Seele an seinen Kindern!“ Auch in Landsberg rühmt er reichlich genossen zu haben, was für ihn als Mensch über Alles gehe, ein glückliches Familienleben. In die Zeit seines Aufenthalts daselbst fällt auch seine erste schriftstellerische Thätigkeit. Von Hofprediger Sack an-

geregt, überſetzte er die Predigten des Engländers Blair, eine Thätigkeit, die indeß noch nicht entfernt ſeinem Weſen entſprach, aus der tiefſten Erregung des eignen Lebens heraus dem Publikum ſeine Gaben zu bieten. Auf der Kanzel gab er zu jener Zeit, bereits unter großem Zulauf, das Beſte, was er hatte, Predigten, die er nach ſeiner Weiſe nicht ſchriftſtelleriſch, ſondern in lebendiger Unmittelbarkeit zu Stande brachte; wenn er ſie niedergeſchrieben hatte, waren ſie doch aus einem lebendigen Gedankenfluß gequollen, öfter aber waren ſie ohne ſchriftliche Vermittlung, aber aus klarſter innerer Conception, unmittelbare Erzeugniſſe der heiligen Stunde.

Aus der kleinen Landſtadt ward Schleiermacher 1796 nach Berlin verſetzt. Es war ihm die Wahl gelaſſen zwiſchen einer einträglichen Stelle in Brandenburg und der Predigerſtelle an der Charité in Berlin. Uneigennützig überließ er die einträglichere Stelle einem ältern Manne und ward in Berlin durch einen großen Reichthum geiſtiger Genüſſe entſchädigt. Die ſechs Jahre, die er in der Hauptſtadt verlebte, ſind die folgenreichſten für ſeine geiſtige Entwicklung geweſen. Noch waren ſeine großen, auf die Erneuerung des geiſtigen Lebens zielenden Ideen in jungfräulicher Verborgenheit geblieben; im Umgang mit Freunden gönnte er ſich reiche Ausſprache, aber um in die Welt mit entſcheidender Geiſtesthat einzutreten, bedurfte ſein Geiſt der Reife im Zuſammenleben mit ebenbürtigen Geiſtern, mit empfänglichen Gemüthern. So natürlich ihm die angeſtrengteſte Geiſtesarbeit war, ſo nothwendig die Erholung im vertrauten Freundesgeſpräch. Was er bedurfte, bot ihm Berlin. Dort fand er ſeinen alten Freund Guſtav von Brinckmann wieder, eine dichteriſche Natur, fähig, in die tiefſte Gedankenwelt miteinzutauchen und zugleich von ſchönſter geſelliger Begabung. Dort fand er Männer wie Alexander Dohna, den nachmaligen Miniſter, und Scharnhorſt, den Mann von ſchlichtem Tiefſinn und unbeſtechlicher Redlichkeit, und vor Allen fand er dort Henriette Herz und Friedrich Schlegel. Dieſe beiden haben wohl in den nächſten Jahren den

größten Einfluß auf Schleiermacher gehabt, die Frau, weil er in ihr die gleichgestimmte, für die heiligste Lebensmittheilung allezeit offene und dann zum Leben wieder anregende Freundin fand, der Mann, weil er durch die Fruchtbarkeit seines Geistes und die Gewohnheit, die Geistesfülle schriftstellerisch hinauszugeben, auf Schleiermacher anregend und belebend wirkte. Es ist unmöglich, auf diese freundschaftlichen Verbindungen, so interessant sie sind, hier näher einzugehen. Und bei den vielen Mißverständnissen, die sie hervorgerufen, wäre nur eine genauere Besprechung von Werth. Von welcher Bedeutung zunächst die Freundschaft mit Henriette Herz, der schönen, geistreichen, später zum Christenthum übergetretenen Frau des jüdischen Arztes Marcus Herz, für Schleiermacher war, davon zeugt die Thatsache, daß er seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern," die er zu Anfang 1799 bei einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Potsdam niederschreibt, in beständiger geistiger Mittheilung mit seiner Freundin verfaßt und ihr Geschriebenes und Gedrucktes zuerst schickt. Und welches Werk hat die Frau dadurch fördern helfen! Mit siegender Kraft tritt er den gebildeten Verächtern der Religion entgegen. Er verachtet die Bildung nicht, keine der schönen Bildungen des menschlichen Geistes und Gemüthes ist ihm fremd, weder der Staat noch die Sittlichkeit, weder die Kunst noch die Geselligkeit, an allen diesen nimmt er mit lebendigster sittlicher Erregung Theil, aber eben darum kann er die Verachtung nicht ertragen, welche der Religion zu Theil wird, wenn man ihres selbständigen Wesens sie berauben und einer dieser Bildungen anhängen will. Ihren innersten Quellpunkt deckt er auf, aus welcher sie sich ergießt, in dem Gefühl, in dem unmittelbaren Selbstbewußtsein des Menschen. Wie tief er aber hinabsteigt in der Brunnenstube des religiösen Lebens, er kommt wieder hervor und zeigt, daß das lebendige Wasser für das gesammte Leben des Menschen Erfrischung bietet und daß die Religion Gemeinschaft wirkt, eine Gemeinschaft, in welcher der Einzelne sein Leben erhöht wieder findet in

dem Geiſte, der Alle durchdringt. Es iſt unmöglich, hier eine irgend zutreffende Vorſtellung von der Macht zu geben, mit welcher dieſe Reden in die Zeit einſchlugen. Claus Harms, der als Student das Buch las, hatte ein Gefühl, als würden zwei Schrauben an ſeine Schläfe geſetzt; ſo mächtig griff es das ganze Gebäude ſeiner ſeitherigen Gedanken an, und als er es hingelegt, geſchah es auf einſamem Spaziergange, daß er wie mit Einem Male allen Rationalismus und alle Aeſthetik und alles Selbſtwiſſen und alles Selbſtthun in dem Werke des Heils als nichtig erkannte und ihm die Nothwendigkeit wie einblitzte, daß unſer Heil von andrer Herkunft ſein müſſe. Und wie Claus Harms haben viele Andre von dieſen Reden den „Stoß zu einer ewigen Bewegung“ erhalten. Mit den Reden hatte Schleiermacher von dem alten Jahrhundert Abſchied genommen, mit den „Monologen“ begrüßt er das neue. In ihnen erfaßt der Menſch, der in der Religion in frommer Abhängigkeit, wie ſie die Reden ſchildern, ſein beſonderes Leben an das allgemeine hingegeben, dies ſein beſonderes Leben in heiliger Freiheit wieder. Das wird in ihnen als die höhere Geburtsſtunde des Menſchen bezeichnet, wenn er ſein beſſeres Ich, ſein Urbild, den Schöpfergedanken Gottes in ſeiner Individualität erkennt und in friſchem, fröhlichem Schaffen als Glied des Ganzen die ewige Jugend ſeines eigenthümlichen Daſeins. Die Reden führen den Menſchen durch das Mittel der Religion in die Tiefe ſeines Lebens, in den Quellpunkt deſſelben, die Monologen zeigen, wie ſich daſſelbe in ſchöner Sittlichkeit ausbreiten ſoll. In weitern Kreiſen als die Reden ſind die Monologe bekannt, und wenn der Leſer der Vermittelung nicht vergißt, durch welche der Einzelne in ewiger Verjüngung nicht nur ſich in Gott, ſondern auch Gott in ſich weiß, nämlich des Gottesſohnes, der Fleiſch geworden, ſo ſind ſie, nach Abzug von vielem der augenblicklichen Manier Angehörigem, noch immer eine ſchöne Darſtellung des urbildlichen Lebens. Denn dieſes wollte Schleiermacher ſchildern, nicht als ob ers ſchon ergriffen hätte, ſondern wohl bewußt, daß

„das erſcheinende Leben zwiſchen ſeinem Urbild und ſeinem Zerrbild beſtändig hin- und herſchwankt.“

Wie die genaue Bekanntſchaft mit Friedrich Schlegel überhaupt auf Schleiermacher die Wirkung hatte, daß er einmal ſchriftſtelleriſch aus ſich herausging, ſo wurde durch dieſelbe eine Schrift hervorgerufen, die den Verfaſſer am meiſten in ein falſches Licht gebracht hat. Mit der hingebendſten Freundſchaft hatte ſich Schleiermacher an Schlegel angeſchloſſen, ſie wohnten zuſammen, ſie theilten Alles, die kleinen Ereigniſſe des häuslichen Lebens wurden die Träger des lebendigſten geiſtigen Umgangs. Die ſchwärmeriſche Liebe Schleiermachers hielt Schlegel in jeder Beziehung überlegen, aber die Charakterfehler deſſelben blieben dem ſcharfblickenden und in beſonders hohem Grade ſittlichen Weſen Schleiermachers auch jetzt ſchon nicht verborgen. Später gingen beider Wege auseinander. Schlegel wandte ſich dem Katholizismus zu, Schleiermacher verläugnete proteſtantiſche Geiſteshelle und ſittliche Tüchtigkeit nie. Nun geſchah es, daß Friedrich Schlegel grade in jener Zeit ſeinen Roman „Lucinde“ ſchrieb, — ein in Inhalt und Form verfehltes Buch, ein Verſuch, der herrſchenden Gemeinheit und Oberflächlichkeit in der Anſchauung von der Liebe entgegen zu treten, bei welchem aber an die Stelle der im Tugendgewand einherſchreitenden Sinnlichkeit die nackte Schamloſigkeit des Genies trat. Der Beifall, den das Buch unter den Genies jener Zeit fand, läßt ſich nur aus einer tiefen Verſtimmung gegen das Philiſterthum der Zeit, aus einer lebhaften Sehnſucht nach dichteriſcher Lebensauffaſſung erklären. Doch fielen natürlich die Leute der guten, bürgerlichen Moral über das Buch her. Schleiermacher aber ſchrieb „vertraute Briefe über die Lucinde“, Erörterungen über Freundſchaft, Liebe, Schamhaftigkeit, voll feiner Ironie, zarter Verſenkung in den Gegenſtand, reich an treffenden Wahrheiten. Nur Schade, daß das Gute, was Schleiermacher in der Lucinde fand, hineingelegt, Schade, daß ſo viel Geiſt und Geſchmack und feiner Sinn an einen unwürdigen Gegenſtand verſchwendet war.

War dies Buch eine Verirrung, so war das Verhältniß, in welchem er in jenen Jahren zu der unglücklichen, geistreichen Frau eines Predigers stand, die er gerne gerettet hätte, und der Wunsch, daß sie durch Scheidung ihre Verheirathung mit ihm möglich machen möchte, eine viel größere, die größte seines Lebens, von der er aber nach bittern Schmerzen zurückkam, um hinfort durch Wort und That die Ordnung der Ehe nur in ihrer Herrlichkeit und Unverbrüchlichkeit darzustellen.

Eben dieses Verhältniß machte ihm die Versetzung als Hofprediger nach Stolpe 1802 willkommen. Der Gehalt war nicht bedeutend, den Titel, den er nicht begehrte, mußte er bezahlen. Unter unerquicklichen häuslichen Verhältnissen, da ihm das erwünschteste Lebenselement, die Familie, fehlte, fand er Ruhe zur Einkehr in sich selbst und widmete sich mit Eifer dem Amte und der Wissenschaft. Während er die „Kritik der Sittenlehre“ verfaßte, ein Buch von außerordentlicher Schwere des Verständnisses und darum nur für Wenige zugänglich, theilte er in begeisterter Predigt zugleich der Gemeinde sein inneres Leben mit. Während er Platons Dialoge übersetzte, schenkte er seine ganze Liebe den katechisirenden Unterredungen mit der Jugend seiner Gemeinde. Ihm war es, was er auch mit der wunderbaren Kraft, Tiefe und Weite seines Geistes erfassen mochte, doch um die Kirche zu thun, und der jammervolle Zustand, in welchen sie zum Theil durch Schuld ihrer Diener gekommen war, ging ihm zu Herzen. „Mittwoch war die Synodalversammlung der hiesigen Diöcese,“ schrieb er aus Stolpe, „und der Probst hatte die Artigkeit, mich dazu einzuladen. Damit ging fast der ganze Tag hin. Das hat mir einmal wehmüthige Empfindungen gemacht! Ach, liebe Freundin, wenn man so unter 35 Geistlichen ist! — ich habe mich nicht geschämt einer zu sein; aber von ganzem Herzen habe ich mich hineingesehnt und hineingedacht in die hoffentlich nicht mehr ferne Zeit, wo das nicht mehr so wird sein können. Erleben werde ich sie nicht; aber könnte ich irgend etwas beitragen,

ſie herbeizuführen! Von den offenbar infamen will ich gar nicht reden, auch wollte ich mir gerne gefallen laſſen, daß einige dergleichen unter einer ſolchen Anzahl wären, beſonders ſo lange die Pfarren noch 1000 Rthlr. eintragen — aber die allgemeine Herabwürdigung, die gänzliche Verſchloſſenheit für alles Höhere, die ganz niedre ſinnliche Denkungsart — ſehen Sie, ich war gewiß der Einzige, der in ſeinem Herzen geſeufzt hat; gewiß, denn ich habe ſo viel angeklopft und verſucht, daß ich ſicher den zweiten gefunden hätte!“ Schleiermacher hatte übrigens damals ſchon das befriedigende Gefühl, auf ſeine Zeitgenoſſen eine Wirkung auszuüben. Viele Seelen, Männer und Frauen, hatten ihm ihren Dank ausgeſprochen für die Erregung und Belebung des Religiöſen in ihnen durch die Reden und die Monologen. Das Neue, Geniale, durch und durch Kräftige in der Weiſe, wie er die Theologie erfaßte, konnte in Deutſchland nicht verborgen bleiben. 1804 ward er als Profeſſor der praktiſchen Theologie an die Univerſität nach Würzburg berufen. Der Gedanke, daß er Vorleſungen halten ſollte, überraſchte ihn; noch zu Vieles, namentlich Literaturkenntniß, ſchien ihm dazu zu fehlen. Doch wäre er auf den Ruf eingegangen, hätte ihm nicht die preußiſche Regierung den Abſchied verweigert und zugleich eine außerordentliche theologiſche Profeſſur und die Univerſitätspredigerſtelle in Halle angeboten. Dahin ging er im Herbſt 1804. Dahin rief er auch ſeine Halbſchweſter Nanny, damit ſeinem Hauſe die Sonne der Weiblichkeit nicht fehle, und ſie blieb bei ihm, auch nach ſeiner Verheirathung, bis ſie 1817 Ernſt Moritz Arndts Frau wurde. Der neue Beruf eines akademiſchen Lehrers ſetzte alle ſeine Kräfte in Bewegung: mit gleicher Macht arbeitete er für den Inhalt und die Form ſeiner Vorleſungen, die ſich hauptſächlich auf Ethik und Dogmatik und neuteſtamentliche Auslegung erſtreckten. Zum Predigen kam er ſelten, da der Univerſitätsgottesdienſt erſt 1806 eingerichtet wurde und die lutheriſchen Kanzeln dem reformirten Prediger nach damaliger Sitte noch verſchloſſen waren, obwohl die confeſſionellen Unterſchiede der

Mehrzahl der damaligen Geistlichen so „sinnlos“ vorkommen mochten, als Schleiermacher selbst. An Plato, der ihm, nachdem die Unzuverlässigkeit Friedrich Schlegels die gemeinsame Arbeit unmöglich gemacht, allein zufiel, arbeitete er fort. Und zugleich von seiner Beschäftigung mit diesem Meister im Dialog und von seinem religiösen Leben zeugt die in den Haller Aufenthalt fallende „Weihnachtsfeier,“ ein Gespräch, welches in der anmuthigsten Form die verschiedenen Auffassungen von der Person Christi bringt, Alles aber im Rahmen einer häuslichen Feier und von einer Wärme durchdrungen, die auch dem gläubigen Leser das Büchlein noch heute lieb macht. Als Freund gewann er in Halle Heinrich Steffens, mit dem er dann auch das furchtbare Geschick, welches nach der Schlacht von Jena über die Universität hereinbrach, in männlicher Vaterlandsliebe ertrug. — Nachdem wir Schleiermachers äußere Lebensführung bis zu diesem Punkte begleitet, könnten wir nun zur Darstellung des gewaltigen Einflusses übergehen, den er seit Deutschlands tiefster Erniedrigung auf die Erneuerung seines gesammten und insbesondere seines religiösen Lebens gehabt, aber wir halten noch ein wenig ein, um unsern Lesern das Bild von Schleiermachers „schöner Individualität“ zuvor zu vervollständigen. Denn nur aus dieser heraus handelte er für das Große und Ganze; seine wissenschaftlichen Bestrebungen gingen immer Hand in Hand mit der Pflege des Gefühls durch herzliche Freundschaft, nicht im Schreiben, sondern im Umgang, in der unmittelbaren Einwirkung des Menschen auf den Menschen, bestand seine eigentliche Lebensfreude. Und konnte er freilich keine volle Freude im Haus finden, so lange das Vaterland darniederlag, so fühlte und erfaßte er des Vaterlandes Herrlichkeit doch zunächst und mit dem lebendigsten Bedürfniß in der schönen deutschen Häuslichkeit.

Der nunmehr veröffentlichte Briefwechsel Schleiermachers muß dem großen Theologen in den Augen Vieler, die ihn nur aus seinen wissenschaftlichen Schriften kannten, eine ganz neue Bedeutung geben.

Während die christliche Glaubenslehre, zum Theil auf seinen Schultern, über ihn hinweggestiegen ist, erscheint die Persönlichkeit des Mannes noch einmal als eine vorbildliche für das gesammte sittliche Leben. In der That, wie viel wir auch an seiner Glaubenslehre vermissen, selten hat Gott unserm Volke einen Mann beschеert, der ein so reiches individuelles Leben so lauter in den Dienst des Ganzen gestellt, der die Pflege der Individualität und der Gemeinschaft in so harmonischer Weise vollzogen hätte. Ihm war die Gemeinschaft nicht die starre, in todten Satzungen beharrende, das schöne Leben des Einzelnen unterdrückende Ordnung, sondern der lebendige Leib, von dem Jeder sein Theil empfängt und zu dem Jeder sein Theil, nämlich ein erschlossenes, individuelles Leben, beizutragen hat. Immer war er darum bedacht, neben seinem Wirken für das Ganze sich selbst durch den Umgang mit edlen Menschen zu bereichern und Andern das Leben, das er hatte, mitzutheilen. Und die Frauen waren ihm in dieser Beziehung vorzüglich werth. Man darf dreist behaupten, daß das achtungsvolle Benehmen gegen die Frauen immer einen edlen, Geringschätzung derselben einen gemeinen Sinn verrathe. Man rühmt es dem deutschen Volke nach, daß es uranfänglich in dem weiblichen Geschlechte etwas Prophetisches verehrt, dem Christenthum, daß es die Frauen aus der heidnischen Gebundenheit befreit und grade dadurch dem Leben eine durch nichts anders zu ersetzende Anmuth und Wärme mitgetheilt, der Reformation, daß sie die christliche Ordnung des Familienlebens und dadurch den Einfluß der Frauen wieder in das rechte Licht gestellt habe. Man muß aber sagen: es giebt auch aus dem Gesichtspunkt der Achtung der Frauen schlechte Deutsche, Christen, Protestanten genug, wenn man betrachtet, in welchem nicht grade äußerlich, aber innerlich gebundenen Zustande noch immer ein Theil der Frauenwelt durch die Schuld der Männer erscheint. Der Ruhm der deutschen Frauen, die besten Hausfrauen zu sein, soll ihnen bleiben, aber die Männer sollten der Schmach sich wehren, daß sie das Beste, Innerlichste, Heiligste mit den Frauen nicht theilen mögen.

Vorbildlich erſcheint in dieſer Beziehung Schleiermachers Drang, in den Frauen den meiſt nur wenig bedeckten Quell höhern Lebens zu öffnen und aus dem erſchloſſenen Gemüth der Frauen für ſich ſelbſt Anregung zu holen.

Ueberraſchend reich iſt Schleiermachers Umgangsleben. Aus dem elterlichen Haus hat er einen unverwüſtlichen Familienſinn mitgenommen. Wunderſchön iſt ſeine Geſchwiſterliebe, wie ſie z. B. aus den Schilderungen hervorgeht, die er von ſeinem mehrwöchentlichen Zuſammenleben mit ſeinem Bruder Karl in Berlin der Schweſter Charlotte macht. Und wie innig war Zeitlebens das Verhältniß zu dieſer Schweſter! Sie war von dem Bruder durch religiöſe Anſchauung ſehr verſchieden. Während er mit ſeinem aufſtrebenden Geiſt die Schranken der Brüdergemeinde durchbrach, fühlte ſie ſich von der Kindheit bis ins ſpäteſte Alter wohl in denſelben. Sie gehörte nicht zu den ſeltenen Frauen, die in die Tiefe und Weite der Forſchung miteinzugehen Luſt und Kraft haben, ſie hatte einen ſchlichten, genügſamen Sinn. Aber mit welcher Sorgfalt pflegt Schleiermacher dennoch die geſchwiſterliche Verbindung, wie treu giebt er der ſtillen Herrnhuterin Kunde von dem Reichthum ſeines geiſtigen Lebens und verſchweigt ihr nichts, auch das nicht, was ſie mißverſtehen könnte. Sie ſoll an dem Beſten Theil haben, was er beſitzt. — Aus dem elterlichen Haus ausgetreten ſpürt Schleiermacher im Jünglingsalter den Trieb nach der Freundſchaft, der als ein Trieb nach idealem Leben ein Zug des Vaters iſt zum Sohne. Er erwähnt in einem Briefe, daß er in den erſten Zeiten der Entwicklung ſeines Selbſt zwei Freunde gehabt; eine Denkart, die ſie von allen ihren Umgebungen geſchieden, ein gemeinſchaftliches Streben ſei ihnen zugleich aufgegangen. Der Eine aber ſei bald geſtorben, den Andern, Albertini, hätten Pietät und Furchtſamkeit in Verhältniſſen gefeſſelt, die er verlaſſen; die Freundſchaft ſei aus Mangel an Mittheilung lahm geworden, obwohl ſie beide gewiß noch in inniger Liebe einander gedächten. Dann fand er von Schlobitten aus einen Land-

geiſtlichen, Wedeke, „einen herrlichen Mann von einfachem, ächtem Gemüth, ächter Sittlichkeit, reinem Wahrheitsſinne und einem patriarchaliſchen Stile des Lebens.“ Aber außer der Verſchiedenheit der Jahre ſeien doch wohl noch geiſtige Unebenheiten einer tieferen Freundſchaft hinderlich geweſen. In Schlobitten waren es die ältern Geſchwiſter ſeiner Zöglinge, namentlich die Gräfin Friederike, die einen bildenden Einfluß auf ihn übte. „Die Kunſt und die Frauen kannte ich noch gar nicht. Für die letzteren ging mir der Sinn erſt in dem häuslichen Cirkel in Preußen auf. Dieſes Verdienſt um mich hat Friederike mit in die Ewigkeit genommen, und es wird, hoffe ich, nicht das Geringſte ſein, was ihr ſchönes Daſein gewirkt hat. Und nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüthes habe ich die des wahren menſchlichen Werthes gewonnen.“ In Berlin ging das ſelige Freundſchaftsleben erſt recht an. Außer den früher Genannten, fand er dort auch Reimer, den Buchhändler, einen ächt deutſchen Mann, bei ſonſtiger Verſchiedenheit nur mit Perthes zu vergleichen durch den großen Sinn, mit welchem er die wiſſenſchaftlichen Unternehmungen um ihrer ſelbſt willen pflegte und dem Vaterlande mit freudiger Opferwilligkeit diente. Es war ein ſeliger Moment, in welchem ſich ihre Herzen einander erſchloſſen. Schleiermacher hatte einen Blick gethan in das ſchöne eheliche Verhältniß des Reimerſchen Ehepaars. Eine glückliche Ehe hatte für ihn immer etwas Entzückendes. Er drückte Reimer die Hand und ſagte nach einer kleinen Pauſe zu ihm: „Wenn mein Leben erſt klar und vollſtändig daſteht, ſollſt Du es auch ſo rein anſchauen.“ Reimer ſchloß den Freund in die Arme mit den Worten: „Nichts Fremdes ſei mehr zwiſchen uns.“ Schleiermacher war damals dreiunddreißig Jahre alt, Reimer nicht jünger. Die Verbindung hatte nichts jugendlich Schwärmeriſches, ſie bewährte ſich in heißer Arbeit für das Vaterland. Die letzte Zeit ſeines Lebens bis an ſein Ende wohnte Schleiermacher in dem ſchönen Reimerſchen Haus. Die beiden ſprachen damals viel darüber, wie die Freundſchaft ſich macht und

wie man den rechten Moment erwarten muß. Ein solcher Moment wars, in welchem er auch sein Herz vor Steffens erschloß. Die Universität Halle hatte die beiden zusammengeführt, sie gehörten beide zu den hervorragendsten Lehrern derselben. In beiden wohnte dieselbe Begeisterung, in Schleiermacher mit durchdringender Gluth, in Steffens mit aufleuchtender Lohe. Ihre Grundanschauung hatte viel Verwandtes und darum dienten sie sich in den verschiedenen Fächern, die sie betrieben, zur heilsamen Ergänzung. Bereits hatten sich ihre Seelen auf gemeinsamen Wanderungen nach den benachbarten Bergen und im traulichen Gespräch des Hauses gefunden. Im November 1805 kamen sie, nachdem Schleiermacher gepredigt, auf dessen Stube zusammen. Kaum waren sie allein, als Steffens dem Freunde herzlich und gerührt für die Predigt dankte, wie stärkend sie auf ihn und seine Frau gewirkt, so daß Schleiermacher im Innersten bewegt und wehmüthig glücklich wurde. Steffens redete dann von Schleiermachers hellem reinem Gemüth, das nichts verwirren könne. Da trat Schleiermacher heraus und öffnete sein Herz, an welchem grade damals der Schmerz bitterer Enttäuschung grimmig nagte. Unter einem durchsichtigen Flor umarmten sich in ihm der tiefste Schmerz und die reinste Freude. Die Freundschaft hatte tiefere Wurzeln geschlagen, und Schleiermacher, der damals glaubte, seinem Leben sei die Blüthe ausgebrochen, faßte Muth zum Leben um seiner Freunde willen. „Ja, lieber Bruder," schrieb er an Ehrenfried von Willich, „ich fühle es recht tief, wie ich selbst eigentlich nichts mehr bin; aber ich bin das Organ so manches Schönen und Heiligen, der Brennpunkt, aus dem alle Freuden und Leiden meiner geliebten Freunde zurückstrahlen, und das achte ich in mir und deshalb lebe ich."

Aber das Köstlichste, was Liebe und Freundschaft ihm bot, haben wir noch darzustellen. Im Mai 1801 fuhr Schleiermacher mit Henriette Herz und ihrer Tochter nach Prenzlau; er wollte dort einen jungen Theologen Ehrenfried von Willich kennen lernen, der durch

die Monologen zu Schleiermacher mächtig hingezogen worden war. Sie trafen ſich und kauften die drei Tage des Zuſammenſeins aus. Abends brachen ſie ſpät die lebendigſte Unterhaltung von den höchſten Dingen ab, Morgens ward ſie früh wieder angeknüpft. Die Abſchiedsſtunde kam. In einem befreundeten Hauſe war ein größerer Kreis von Menſchen zuſammen, die Punſchbowle dampfte, Lied drängte ſich an Lied. Und während Schillers Lied an die Freunde geſungen wurde, während die Ueberſchwänglichkeit des Gefühls in dem Rufe ausbrach: „Seid umſchlungen, Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt!“ ſaßen Schleiermacher und Willich im vertrauteſten Geſpräch, eine Tiefe des Gemüths nach der andern erſchloß ſich, ſie kamen ſich näher und immer näher. Und Henriette Herz, in dem ſchönen, von aller Eiferſucht freien Gefühl der Freundſchaft, ſieht, wie das Band ſich feſter und feſter zuzieht und wird aufs Freudigſte davon bewegt. „Mein Herz war ſehr voll, als Sie fortgingen,“ ſo ſchreibt ſie an Schleiermacher: „Ihr und Willichs Näherkommen während des Geſanges hatte ich mit inniger Freude und Rührung geſehn und ſtimmte ich nicht ins Chor mit ein, ſo war es die Unmöglichkeit, einen Ton von mir zu geben, denn die Bewegung des Gemüths erſtickte Worte und Töne: gern aber hätte ich Euer beider Hände an mein Herz gedrückt und dem Andern Freundſchaft gegeben, wie ſie der Eine ſchon hat. Sie gingen Alle und ließen mich zurück. Mir war es lieb, daß ich allein blieb, ich dachte Ihnen nach und wurde nicht geſtört; mir war wohler zu Muth als ſeit langer Zeit; mit wahrer Andacht fühlte ich Alles, was gut und ſchön iſt, mit Andacht und tiefer, reicher Rührung. Alles kam zurück, Willich ſetzte ſich neben mich, ihm war ebenſo und ſtill und heilig feierten wir Ihr Andenken. Er ſagte mir leiſe, er ſei lange nicht ſo religiös geweſen, als in dieſen Momenten; ich freute mich des Einklangs und ſchwieg.“ Das war die Weiſe der Freundſchaft, wie ſie in Schleiermachers Kreiſen geübt ward. Wer ſie nicht nachempfinden kann, denn außerordentlich hat in unſern Tagen die Macht individueller Anziehung der Men-

ſchen abgenommen, der ſoll ſich doch hüten, Unverſtandnes zu verunglimpfen. Für Schleiermacher war jene Stunde, wo er Ehrenfried von Willich fand, die Geburtsſtunde des ſchönſten Glückes. Er fühlte augenblicklich, daß ihm hier eine beſſere Freundſchaft geboten werde, als die Schlegels: „er hat nicht das Große, nicht den tiefen, Alles umfaſſenden Geiſt von Friedrich Schlegel; aber meinem Herzen iſt er in vieler Hinſicht näher und hat im Leben und fürs Leben mehr einen dem meinigen ähnlichen Sinn.“ Die Lauterkeit der Seele, das ſittliche Maßhalten, das wars, was ihn von Schlegel unterſchied und Schleiermacher ſo nahe brachte. Ein Beſuch Willichs in Berlin vertiefte die Freundſchaft. Und dann ward ſie durch fleißigen Briefwechſel genährt. Die Freundſchaft hat etwas Communiſtiſches. Der Freund hat Theil an des Freundes Freunden. Sobald Willich in ſeiner Heimath Rügen ein Pfarramt gefunden, führt er Schleiermacher in den Kreis der lieben Menſchen ein, die ihm das Leben auf der Inſel verſchönern. Mit Charlotte von Kathen, die auch mit Ernſt Moritz Arndt eine innige Freundſchaft hatte, einer herrlichen deutſchen Frau, voll hohen Sinnes und lebendigen Gefühls, wird er bekannt. Die Monologen waren auch hier das verknüpfende Band. Bald waren ſie im Briefwechſel über die heiligſten Angelegenheiten des Lebens. Dann führt Willich dem Freunde die Schweſter der Charlotte von Kathen als ſeine Braut vor, Henriette von Mühlenfels, ein ſechszehnjähriges Mädchen, in Vielem noch Knospe, aber eine Blüthe des Gemüths verſprechend, voll des ſüßeſten Duftes. Da erſcheint denn Schleiermacher wieder wie der Patron aller glücklichen Verbindungen, ſo Vieles hatte er über Liebe und Ehe gedacht und geſagt, ſo fern ſchien ihm ſelbſt das Glück, das er als das höchſte pries, daß er in der Fülle ſeiner Liebe ſich über jedes neue Verhältniß freute, als begrüßte er in ihm die freundlich tröſtende Weiſſagung ſeines eigenen Glückes. Rügen ward ihm durch die Freundſchaft mit ſo trefflichen Menſchen der leuchtendſte Punkt auf dem Erdenrund. Und als er endlich 1804 den lang erſehnten Be-

ſuch dort machen durfte, klang noch lange die genoſſene Liebe wie eine ſüße Melodie vom neuen Leben in ſeinem Gemüthe nach. Er hatte den Freund in ſeinem Amte und ſeiner Liebe geſehen, Beides war ihm köſtlich. „Glaube nur, Ehrenfried," ſchrieb er nach ſeiner Heimkehr in das einſame Stolpe, „ich kann mich ganz rein und ungetrübt über das freuen, was ich nicht haben werde. Euer Glück war mir nie eine ſtörende Mahnung, ſondern ein ſtärkender Troſt. Die Ueberzeugung, Ihr würdet ein ſolches Leben darſtellen, als ich wollte, und ich würde mit darum wiſſen und mein Theil daran haben, dazu hat Euch jeder meiner Blicke, jeder Händedruck und jeder Kuß geſegnet." Des Freundes Braut lehnte ſich, ſeit ſie Schleiermacher kennen gelernt, an ihn an, wie an einen väterlichen Freund, der Unterſchied der Jahre und der geiſtigen Kraft und Höhe berechtigte dazu. „Das ſind zwei große Epochen meines Lebens," ſchrieb ſie, „als mir die Liebe zuerſt aufging und nun Ihre Freundſchaft und wie viel liegt noch vor mir, wie viel Großes! Ich will auch recht dankbar ſein, recht fromm und gut werden, ich verſpreche es Ihnen, mein väterlicher Freund." Und Schleiermacher antwortet: „Freuen wollen wir uns noch recht oft, daß wir dieſe ſchöne Zeit gehabt haben, die immer eine der hellſten Stellen meines Lebens bleiben wird. Könnte ich Ihnen nur beſchreiben, wie ungläubig ich bin, wie höchſt ungläubig eben in dem Punkte des höchſten Glücks, und wie ich immer, auch bei unſers Gleichen zittre, daß ſich ein Irrthum eingeſchlichen hat! aber mit welchem ſichern Blicke ſah ich immer auf Euch beide!" Und an Charlotte von Kathen: „Ihr geliebten Seelen alle, auf der ſchönen Inſel, wie habt Ihr mir das Herz gefüllt und erweitert! was für ein herrliches Ganze bildet der Verein, dem ich auch angehöre! Wenig fehlt, ſo iſt alles Schöne darin zu finden, was wir in der Menſchheit lieben. Auch ich habe mein eigen Theil, was ſonſt keiner hat, und es ſtärkt mich, daß ich nichts mehr allein thue, ſondern Alles in Eurem Namen. Und wie ſchön ſchließen wir uns auch Alle in gleichem frommem Sinn an

den liebenden und bildenden Chriſtus an. Seit ich die Brüdergemeinde verließ, habe ich mich noch nicht wieder ſo meines Chriſtenſinns und Chriſtenthums gefreut und ſeine Kraft ſo lebendig um mich her verbreiten geſehn.“ Zur Hochzeit, die im September 1804 Statt fand, konnte Schleiermacher nicht in Rügen ſein. Aber in dem Augenblick, wo das getraute Paar ſich umarmte, nannten ſie Schleiermachers Namen, und dieſer ſchrieb am Tag der Trauung ſegnende Worte an die Freunde: „Ihr habt mich eingeladen, lieben Freunde, und da bin ich nun, unter Euch Allen, zu leben und zu lieben. Iſt nicht der Geiſt des Menſchen da, wo er wirkt? Dann bin ich gewiß nur bei Euch, und unſre Freundin in Berlin iſt aus ihrer einſamen Zelle auch bei Euch eingekehrt. Ich weiß nicht, wer Euren Bund einſegnet, vielleicht ein ganz fremder Menſch. Aber wenn er nicht nach Euren Herzen ſpricht, ſo hört nicht ihn, ſondern mich. Ihr wißt, wo das Weſentliche meiner Traurede ſteht, in den Monologen. Ihr kennt auch das ſchöne Geheimniß von Chriſto und der Kirche, wie ſie ſich bildet durch ſeine Liebe, wie ſie auch ihn verherrlicht und erhöht und wie ſie die ganze Welt aufs Neue gebiert und heiligt. Ihr wißt das ſchöne Gebet Chriſti, daß ſie mit ihm und in ihm eins ſein möge, und ſo könnt Ihr auch wiſſen, was ich Euch ſagen würde. — Liebe Tochter, ich vertrete heute Vaterſtelle, und gebe Dich dem Manne, der mein Freund und Bruder iſt. Du kennſt das Auge voll ſüßer Thränen, das oft auf deinem lieben Geſicht geruht hat. So ſchwimmt es auch jetzt in väterlicher Wonne und in heiliger Wehmuth und ſegnet Dich zu allen Freuden und Sorgen, die aber Dir immer beides ſein werden, und zu Allem, was die Menſchen Pflichten nennen, was aber aus deinem ſchönen Herzen immer als freie Liebe hervorgehn wird, und zu dem großen Berufe, dem Du entgegen gehſt, dem heiligſten, den der Menſch erreichen kann. — Und Du, mein geliebter Bruder, wenn Du das ſüße Mädchen aus den Händen unſrer theuren Charlotte empfängſt, nimm ſie auch aus den meinigen. Du wirſt ihr Alles ſein, Vater,

Bruder, Sohn, Freund, Geliebter; und doch werden wir Alle auch Euch ſein können, was uns gebührt. — Ich wiege Eure Ehe am Tage ihrer Geburt in Vaterarmen und lächle ſie an mit Vateraugen. Laßt mich ſie recht oft ſehen in ſchmeichelnder Kindlichkeit, in fröhlichem Muthwillen, in heiligem Ernſt! Laßt alle unſre Freunde mit mir Eurem Bunde zurufen, frühe Weisheit und ewige Jugend! Verborgenes Leben vor der Welt, aber reich und rüſtig im Gefühl der Unſterblichkeit! Ich fühle mich ſtark in Euch und Eurem Heil und umarme Euch mit aller Liebe, deren mein Herz fähig iſt.“ Und wie dann die erſten Nachrichten kamen von dem Glück, das die Freunde genoſſen, regen ſie immer neue Begeiſterung an in Schleiermachers Gemüth. „Habe ich nicht ordentlich geweiſſagt von Euch in den Monologen?“ ſchrieb er. „Glaubt nur, liebe Menſchen, ich ſchwärme ordentlich über Euch; ich liebe Eure Ehe gleichſam noch außer Euch ſelbſt, wie ein eignes Weſen, leidenſchaftlich möcht' ich ſagen, aber zart und heilig, und ſo ſoll es wohl auch ſein in mir; denn ſie iſt ja etwas Wahres, Schönes und Heiliges ganz eigen für ſich.“ Und weil er die Ehe der Freunde als ſo vorbildlich ſchön anſah, war es ihm ſehr darum zu thun, daß ſie einen wohlthätigen Einfluß auf Andere üben möchte: „Jede Familie,“ ſchreibt er, „und zumal eine ſolche wie Ihr, muß von Anfang an das Miſſionsweſen treiben und ſehen, wo ſie Einen an ſich ziehen kann oder retten aus der rohen Wüſte.“ Für ihn ſelbſt war dieſe junge Familie gewiß Rettung aus Kümmerniſſen, die damals, als ſich ſein eigenes Loos, wie er dachte, ſchmerzlich entſchied, auf ſeiner Seele lagen. Die Geburt des erſten Kindes begrüßt er mit den wärmſten Segenswünſchen und rührend iſt es, wenn man bedenkt, was die Zukunft brachte, wie ſich die junge Mutter auch hier wieder an den väterlichen Freund anlehnt: „Du guter Vater, mein Herz hängt recht an Dir, Du biſt ſo innig verbunden mit meinem ganzen Glück, mit jedem Gefühl, das in mir iſt. Du wirſt auch zweiter Vater meines Kindes ſein, Du

mußt es ſehr lieben, ich laß nicht ab mit Bitten, bis Du mir verſprichſt, daß Du mein Kind mit aufnehmen willſt unter Deine Kinder und es recht nahe Deinem Herzen legen. Ich verſpreche Dir auch dafür, daß ich nicht will künſteln und erziehen an der jungen Seele, ſondern das Kind ehren in ſeiner eigenthümlichen Natur.“ Wie wunderbar erfüllten ſich dieſe Worte als eine unbewußte Weiſſagung! Der innige Verkehr der Freunde dauerte fort, der Ernſt der Zeit brachte im Jahr 1806 in das trauliche Geſpräch den mannhaften Ton der muthigſten Vaterlandsliebe; da im März 1807 erfährt Schleiermacher durch einen herzzerreißenden Brief der jungen Wittwe, daß ihr Ehrenfried plötzlich heimgerufen worden iſt. „O mein Gott,“ ſchrieb ſie, „ich bitte Dich bei Allem, was Dir lieb und heilig iſt, wenn Du kannſt, ſo gieb mir die Gewißheit, daß ich ihn wiederfinde und wiedererkenne. Sag mir Deinen innerſten Glauben darüber, ach, ich bin vernichtet, wenn dieſer Glaube ſinkt.“ Wir müſſen geſtehen, daß Schleiermacher die völlige Einfalt des Chriſtenglaubens nicht hatte, die allein über den Tod geliebter Menſchen befriedigenden Troſt gewähren kann, aber voll Liebe und voll Glaubens an die Unſterblichkeit des wahrhaftigen Lebens, an die Unvergänglichkeit des Geiſtes waren ſeine Worte: „Liebe Jette,“ ſo ſchreibt er, „was ſoll ich Dir ſagen? Gewißheit iſt uns über dieſes Leben hinaus nicht gegeben, verſtehe mich recht, ich meine keine Gewißheit für die Phantaſie, die Alles in beſtimmten Bildern ſehen will, aber ſonſt iſt es die größte Gewißheit, und es wäre nichts gewiß, wenn es das nicht wäre, daß es keinen Tod giebt, keinen Untergang für den Geiſt. Das perſönliche Leben iſt ja aber nicht das Weſen des Geiſtes, es iſt nur eine Erſcheinung. Wie ſich dieſe wiederholt, das wiſſen wir nicht, wir können nichts darüber erkennen, ſondern nur dichten. Aber laß in Deinem heiligen Schmerz Deine liebende fromme Phantaſie dichten nach allen Seiten hin und wehre ihr nicht. Sie iſt ja fromm, ſie kann ja nichts wünſchen, was gegen die ewige Ordnung Gottes wäre und ſo wird

ja Alles wahr ſein was ſie dichtet, wenn Du ſie nur ruhig gewähren läſſeſt.“ Treulich hat Schleiermacher ſein Troſtamt brieflich verwaltet; die junge Wittwe, die bald nach dem Tode ihres Mannes ihr zweites Kind, einen Sohn gebar, nahm die Worte des Freundes in ihr offenes Gemüth auf und fühlte unter dieſer Leitung ihr Leben ſich vertiefen und erſtarken. Im Sommer 1808 konnte Schleiermacher von Berlin aus die Freunde in Rügen beſuchen. Das Wiederſehen führte zur Verlobung mit Henriette von Willich. Beide hatten die Gewißheit, daß der Heimgegangene dieſen Bund ſegnen, daß er ſein junges Weib und die beiden Kinder am Liebſten unter des beſten Freundes Schutz ſehen würde. „O Gott, mir iſt es oft,“ ſchrieb die Braut, „als könne ich es kaum tragen, daß ich es bin, der Du Dein Leben, Deine heilige Liebe weihen willſt. — Wie danke ich Dir noch, Du Theurer, für die ſchöne zarte Weiſe, mit der Du Dich mir genähert! — Sage es mir, mein geliebter Vater, iſt Dir das auch lieb an mir, daß ich mich ſo ganz hingebe dem Gefühl des Glücklichſeins und der Freude? — O ich darf es Dir nicht erſt ſagen, wie Ehrenfried im Grunde meiner Seele wohnt, wie mir jede Erinnerung von ihm ſo heilig iſt — Du weißt es. — Doch ich bin jetzt ſo ganz glücklich durch Dich — Gott, wie ich es nur immer ſein kann.“ Und mitten aus den politiſchen Bewegungen, in welchen auch Schleiermacher ſeine Rolle hatte, ſchreibt er der Braut voll ſüßer Freude und feſten Muthes: „Sei nur recht gutes Muths und denke, daß Vaterland, Du und die Kinder meine Looſung ſind. . . Es iſt Dir doch noch immer recht wohl? ſo wohl, ſo ſicher und glücklich als mir? Herzliebſte Jette, ich weiß, es kann ja nicht anders ſein, denn es iſt in Dir ganz daſſelbe und auf dieſelbe Weiſe geworden wie in mir; aber ſage es mir doch immer, es freut mich gar zu ſehr. — In Stralſund war ich noch an Ehrenfrieds Grabe und reichte ihm in ſchöner Zuverſicht in die andere Welt hinein die brüderliche Hand zum neuen Bunde; ſein Geiſt iſt gewiß mit uns.“ Bis in den Mai des folgenden Jahres

1809 währte der Brautſtand. Die Briefe, die wir aus dieſer Zeit haben, gehören zu den ſchönſten Briefen der Liebe, welche aus dem Nachlaß edler Menſchen uns erhalten ſind. Und das iſt ihr Vorzug vor vielen andern, daß in ihnen ein ernſter, gereifter Sinn mit der lieblichſten Jugendfriſche der Liebe ſich verbindet. Da iſt „keine wilde, ſchwärmende Sinnesübermeiſterung," da iſt „milde, wärmende, haltende Begeiſterung." Als der ſchöne Abſchluß einer wunderbaren Führung Gottes trieft dieſe Liebe von dem Thau ſeines Segens; von Gott kommt ſie, zu Gott will ſie, aber auf Erden baut ſie ſich an, ſich ſelbſt zum Genuß und den Freunden zur Erquickung.

Man hat in Schleiermacher etwas Weibliches ſehen wollen, weil er in ſich eine ſo friſche Unmittelbarkeit des Gefühls zu erhalten ſuchte, weil er ſo gerne auf die Frauen wirkte und ſie auf ſich wirken ließ, weil er mit ſo großem Eifer in Einzelnen die ſchöne Individualität und in den einzelnen Ehen eine ſchöne Eigenthümlichkeit des Lebens der Liebe pflegte. Aber dies Alles war nur der traute heimiſche Boden, von welchem aus er auf die große Gemeinſchaft wirkte; es beweiſt nur die harmoniſche Fülle ſeines Weſens, nicht einen Mangel an männlicher Kraft. Männlich war die wunderbare Geiſtesſchärfe, mit welcher er die Wiſſenſchaft von göttlichen Dingen neu aufbaute, männlich die Tüchtigkeit, mit welcher er jeden ihm angewieſenen Beruf erfüllte, männlich vor Allem die Kraft, der Muth, die Kühnheit und zugleich die Klarheit, Beſonnenheit und Ausdauer, mit welcher er ſeinem Vaterlande diente, ein Gleichberechtigter an Ehren mit den Stein, Scharnhorſt, Gneiſenau, Wilhelm von Humboldt. Dieſe ſeine vaterländiſche Thätigkeit iſt nicht zu trennen von dem, was wir nunmehr darzuſtellen haben, von ſeinem Einfluß auf die Erneuerung des religiöſen Lebens. Er gehört nicht zu denen, welche erſt in der Noth der Zeit zu Gott in Reue und Buße, in Glaube und Liebe zurückkehrten; ſchon ehe Deutſchland unter den Schlägen der ihm geſandten Gottesgeißel zuſammenbrach, hatte ſich ſeine religiöſe Ueberzeugung im We-

sentlichen festgestellt. Aber eben dadurch, daß er mit einer warmen Frömmigkeit, mit einer klaren Erkenntniß dessen, was das Leben zum Leben macht, mit völliger Hingabe an den göttlichen Willen und völliger Rührigkeit des geheiligten eigenen Willens den großen Geschicken entgegenging, eben dadurch stand er in prophetischer Höhe unter seinem Volk, konnte ihnen die Zeichen der Zeit aus der Erleuchtung des Geistes deuten und die Erschütterung der Gemüther für ihre Erneuerung zum göttlichen Leben verwerthen.

Schleiermacher gehörte, wie Arndt und Fichte, zu jenen hellen Geistern, welche Deutschland einen besondern Beruf für das Leben der Menschheit zuschreiben, und zwar vor Allem durch die Tiefe und Innerlichkeit seines religiösen Lebens, welche die Reformation, den Protestantismus als ein Zurücklenken zu der gottgegebenen Aufgabe des deutschen Volks, und den Kampf, der von Frankreich her drohte, nicht bloß als einen Angriff auf deutsches Land, sondern zugleich auf das innerste geistige, sittliche und religiöse Leben ansahen. Wie darum Arndt unermüdlich das Bewußtsein der Deutschheit in den Deutschen zu erwecken suchte, wie Fichte seine Reden an Deutsche schlechtweg richtete, so weiß auch Schleiermacher schon in den „Reden über die Religion“ sich nur an „Deutschlands Söhne“ zu wenden. Es war seine innige Ueberzeugung, daß diese „die Einzigen seien, welche fähig und also auch würdig seien, daß der Sinn ihnen aufgeregt werde für heilige, göttliche Dinge.“ Den stolzen Insulanern wirft er damals vor, daß sie keine andre Losung kennen, als gewinnen und genießen, und auch später, als der christliche Eifer in England außerordentliche Werke hervorgebracht, kann er dieselben von einem sich einmischenden politischen und merkantilischen Interesse nicht freisprechen. Die Ereignisse der Zeit nöthigten aber, das Deutsche vor Allem im Gegensatz zum Französischen zu fassen, wie es durch Napoleon Deutschland bedrohte. Daß dieser mit der deutschen Ideologie das tiefste Geistesleben, im Grunde den Protestantismus, das Innerliche, Freie und dadurch Weltüberwindende des Glaubens

haßte, war ſeine feſte Ueberzeugung. „Deutſchland iſt immer noch da und ſeine unſichtbare Kraft iſt ungeſchwächt und zu ſeinem Beruf wird es ſich wieder einſtellen mit nicht geahnter Gewalt, würdig ſeiner alten Heroen und ſeiner vielgeprieſenen Stammeskraft; denn es war vorzüglich beſtimmt, dieſe Erſcheinung (des Proteſtantismus) zu entwickeln und es wird mit Rieſenkraft wieder aufſtehn, um ſie zu behaupten," ſo ruft er in den Reden über die Religion aus. Unter den politiſchen Gewittern des Jahrs 1806 entfaltet ſich im traulichen Verkehr und in der kirchlichen Rede des Mannes heilige Vaterlandsliebe in prophetiſcher Macht. Als im Sommer 1806 die Befürchtung auftauchte, Napoleon möchte ſich gegen Schweden wenden, ſchreibt er den unter ſchwediſcher Herrſchaft ſtehenden Freunden in Rügen ermuthigende Worte. So an Charlotte von Kathen am 20. Juni 1806: „Und, liebe Freundin, wenn dann Ihr König den Gedanken einer ernſtlichen Vertheidigung faßt, dann faſſen Sie auch rechten Muth und geben Sie Alles hin, um Alles zu gewinnen, und rechnen Sie Alles, was Ihnen erhalten wird, für Gewinn. Bedenken Sie, daß kein Einzelner beſtehen, daß kein Einzelner ſich retten kann, daß doch unſer aller Leben eingewurzelt iſt in deutſcher Freiheit und deutſcher Geſinnung und dieſe gilt es. Möchten Sie ſich wohl irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden erſparen für die Gewißheit, unſer künftiges Geſchlecht einer niedrigen Sclaverei Preis gegeben zu ſehn, und ihm auf alle Weiſe gewaltſam eingeimpft zu ſehn die niedrige Geſinnung eines grundverdorbenen Volks? Glauben Sie mir, es ſteht bevor, früher oder ſpäter, ein allgemeiner Kampf, deſſen Gegenſtand unſre Geſinnung, unſre Religion, unſre Geiſtesbildung nicht weniger ſein werden, als unſere äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, ſondern die Völker mit ihren Königen gemeinſam kämpfen werden, der Volk und Fürſten auf eine ſchönere Weiſe, als es ſeit Jahrhunderten der Fall geweſen iſt, vereinigen wird,

und an den ſich Jeder, Jeder, wie es die gemeinſame Sache erfordert, anſchließen muß.... Mir ſteht ſchon die Kriſis von ganz Deutſchland, und Deutſchland iſt doch der Kern von Europa, ebenſo vor Augen, wie Ihnen jene kleinere. Ich athme in Gewitterluft, und wünſche, daß ein Sturm die Exploſion ſchneller herbeiführe; denn an Vorüberziehen iſt, glaube ich, nicht mehr zu denken." Und als der Krieg Preußens gegen Napoleon beſchloſſen war, freut er ſich und nimmt lebendigſten Antheil an der kriegeriſchen Stimmung. „Mir iſt ſchon oft zu Muthe geweſen," ſchreibt er an Willich, „ein politiſches Wort laut zu reden, wenn ich nur die Zeit dazu hätte gewinnen können. Auch auf der Kanzel laſſe ich dergleichen bisweilen fallen, wiewohl auf eine ganz andere Art, als ich es wohl von Andern höre." Seiner Freundin und nachmaligen Frau ſucht er eine muthige Stimmung einzuhauchen. Sie hoffte damals zum zweitenmal Mutter zu werden. „Gieb uns jetzt einen Knaben," ruft er ihr zu. „Die Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieſer Periode der Zerſtörung das Licht erblickt haben!" Als er dieſe Worte ſchrieb, war die Niederlage von Jena ſchon geſchehen, Halle ſchon in der Gewalt der Franzoſen. Gemeinſam mit Steffens hatte er die Einnahme und Plünderung der Stadt erlebt und ungebeugt blieb er, als die franzöſiſche Wirthſchaft jede deutſche Kundgebung zurückzuſchrecken verſuchte. Wenn Halle einem franzöſiſchen Prinzen zu Theil werden ſollte, ſo wollte er nicht bleiben, ſondern ſo lange es noch einen preußiſchen Winkel gebe, ſich in dieſen zurückziehen. Er machte ſich von Seiten des Haſſes, den Napoleon gegen den deutſchen Geiſt hatte, auf Alles gefaßt, ja er konnte wünſchen, in der gemeinſamen Sache den Tod zu finden. „Wenn das Glück nicht umſchlägt," das iſt ſeine Meinung von Napoleon, „ſo wird er gewiß bald wüthen gegen den verhaßten Proteſtantismus und dann wird es vor vielen Andern mein Beruf ſein, hervorzutreten. Niemand kann wiſſen, was ihm beſtimmt iſt in dieſer Zeit! es kann noch wieder Märtyrer geben,

wiſſenſchaftliche und religiöſe.“ Auf den König ſetzt er das Vertrauen, daß er keinen ſchimpflichen Frieden ſchließen werde, wie ihm denn unter ſo viel Furcht und Feigheit der König und die Königin durch ihre Haltung zur größten Erhebung gereichen. Er ſelbſt bewies, zu welchen Opfern er fähig ſei. Er lebte in Halle ſeit dem Einfall der Franzoſen in den armſeligſten Verhältniſſen. Und dennoch ſchlug er einen Ruf nach Bremen aus. In Halle wollte er bleiben, ſo lange Hoffnung war, eine Thätigkeit unter der Jugend wiederzugewinnen. Scheiterte dieſe Hoffnung, dann wollte er irgendwo ſonſt an der Wiedergeburt Preußens arbeiten; wie es aber auch komme, nur in Deutſchland deutſch wirken. „Napoleon haßt den Proteſtantismus,“ ſchreibt er an Willich, „wie er die Speculation haßt; meine Weiſſagung in den Reden iſt, glaub' ich, nicht falſch. Wenn das kommt, Freund, dann laß uns nur auf unſerm Poſten ſtehn und nichts ſcheuen. Ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich Keinem nachſtehn dürfte für dieſen Fall.“ Aus dem Tode Leben — das war ſeine Ueberzeugung auch in vaterländiſchen Dingen. Daß das zuſammengeflickte, unhaltbare Weſen, das ſich in der preußiſchen Monarchie fand, unterging, darüber trauerte er nicht. Er ſah klar, daß die Zuchtruthe über alles Deutſche gehen müſſe, wenn etwas recht tüchtig Schönes daraus werden ſollte. „Wohl denen, die es erleben,“ rief er aus; „die aber ſterben, daß ſie im Glauben ſterben.“ Und das war ſein Glaube: „Deutſchland, der Kern von Europa, wird in einer ſchönen Weiſe wieder ſich bilden!“ Er verließ Halle, als Preußen nicht mehr da war. „Nur den Vorſatz habe ich,“ ſchrieb er an Charlotte von Kathen, „meinem unmittelbaren Vaterlande Preußen ſo lange nachzugehen, als es beſteht und dieſes Vorſatzes nicht ganz unwürdig iſt. Sollte es dem Unglücke ganz erliegen, ſo will ich, ſo lange ich kann, das deutſche Vaterland da ſuchen, wo ein Proteſtant leben kann und Deutſche regieren.“ Von dem Augenblick an, wo Jerome Bonaparte in Halle das Scepter führte, war ſei-

nes Bleibens da nicht, selbst für den nachher eingetretenen Fall, daß er die Universität wieder herstellen sollte. „Nachdem das Kirchengebet für den König und die Königin von Westfalen verordnet war," erzählt er seiner Freundin, „war es mir nicht mehr möglich, die Kanzel zu besteigen." Er ging nach Berlin, um da sich einen Wirkungskreis zu suchen.

Die große Gesinnung, von welcher der Briefwechsel Zeugniß giebt, suchte Schleiermacher durch die Predigt dem Volke einzuhauchen. Das Neue, das er zu geben hatte, die frische, kräftige Fülle eines religiösen Lebens, das sich in keine der vorhandenen Formen einschließen, mit keinem der vorhandenen Parteinamen bezeichnen ließ, hatte schon vor Ausbruch des Kriegs auf die Gemeine eine große Wirkung geübt, ihm aber auch grade, weil er keiner Partei angehörte, die widersprechendsten Bezeichnungen eingetragen. Bald sollte er ein Rationalist, bald ein Spinozist, bald ein Herrnhuter, bald heimlicher Katholik sein. Daß er aber als Deutscher die Grundwahrheiten des Christenthums für Deutsche in erhebender Weise verkündige, darüber konnte keinen Zweifel haben, wer den Mann in den Tagen der vaterländischen Trübsal auf der Kanzel sah. Mit nicht geringerem Muth als Fichte rief Schleiermacher mitten unter der französischen Herrschaft in immer neuer Wendung derselben Grundgedanken der Gemeine zu, daß diese Herrschaft nicht dauern werde, wenn Deutschland nur Glauben habe an den Gott, der ihm einen großen Beruf zugewiesen. Der Natur der Sache gemäß bewegt sich der Prediger weniger im Gebiet des zweiten Glaubensartikels; aber die grundlegenden Wahrheiten des ersten, daß Gott im Regimente sitzt, daß er ein Reich hat der Wahrheit und Gerechtigkeit und daß es sich lohnt, Alles aufzuopfern um dieses Reiches willen, verkündigt er so, wie sie der Sohn, der in des Vaters Schooß gesessen, uns geoffenbart hat. Die wunderbare Geistesschärfe, die dialektische Virtuosität des Predigers dient ihm dazu, die schlechte Dialektik der Selbstsucht bis in ihre letzten

Winkel zu verfolgen, der gemeinen Geſinnung die blendendſte Maske abzureißen, und aus der Fülle göttlichen Lebens, das in ſeiner Bruſt entzündet iſt, giebt er das Bild des Neuen, das werden muß. Ein Neues war es in der That, was aus dieſen Predigten befruchtend in die Gemüther fiel: dieſe Verkündigung der Liebe vor einem Geſchlecht, das eben an der Selbſtſucht zu Grunde zu gehen ſchien, dieſe Erfaſſung des Lebens in der Geſammtheit ſeiner Erſcheinungen und in der Einheit ſeines Urſprungs und Ziels in einer Zeit, der Alles atomiſtiſch auseinanderfiel, Staat und Haus, Wiſſenſchaft und geſelliges Leben, und dieſe reine, mannhafte Sprache, die nur durch die Ergriffenheit des Redners, nur durch die Eigenthümlichkeit des Gegenſtandes Ton und Farbe erhielt. Wie mußte den erſchreckten Menſchen zu Muthe ſein, die aus der Verwirrung im Leben ſich in die Kirche flüchteten, wenn aus der Rede Schleiermachers ihnen Muth, Gewißheit, Klarheit zuverſichtlich zum Herzen ſprach! Als die Grundlage aller ſeiner politiſchen Predigten, wenn wir dieſen nicht ganz zutreffenden Ausdruck gebrauchen wollen, kann die im Sommer 1806 in Halle gehaltene angeſehen werden: „Wie ſehr es die Würde des Menſchen erhöht, wenn er mit ganzer Seele an der bürgerlichen Vereinigung hängt, der er angehört.“ Gegen den Weltbürgerſinn kämpft er hier für den Bürgerſinn, gegen eine Geſinnung, welche den Dienern des Staats die Sorge für die Volksgemeinſchaft allein überläßt, für die lebendige Theilnahme Aller an den öffentlichen Angelegenheiten. Indem er des Apoſtels Wort: „So ſeid ihr nun nicht mehr Gäſte und Fremdlinge, ſondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenoſſen“ auch auf die bürgerliche Gemeinſchaft deutet, zeigt er, wie die Weltbürger nicht allein in ihrem Volke, ſondern auch in der Menſchheit nicht rechte Bürger und Hausgenoſſen, ſondern nur Gäſte und Fremdlinge ſind, wie ſie überhaupt nur loſe mit der Gemeinſchaft der Brüder zuſammenhängen, weder rechte Liebe und Treue, noch rechte Einſicht und Theilnahme und keine tüchtige Thätigkeit haben. Die durch die Gemeinſamkeit

der Sprache, der volksthümlichen Eigenthümlichkeit begründeten bürgerlichen Gemeinschaften, werden als gottgewollt dargestellt und in trefflicher Weise gezeigt, welche Bereicherung für das gesammte menschliche Leben aus der lebendigen Einwurzelung in das Vaterland entspringt, wie der Mensch ohne Vaterlandsliebe auch ein fremdes Volk nicht wahrhaft in dem Besten, was es hat, erkennen und lieben kann, und wie in dem individuellen, häuslichen, wissenschaftlichen Leben Alles durch die Volksgemeinschaft einen höhern Sinn empfängt, die Freundschaft, die sich für das Vaterland verbindet, die Ehe, die ihm ihre tapfern Söhne zuführt, die Wissenschaft, die, wie weit sie hinausstrebt, doch am besten in der Volksgemeinschaft Wurzeln schlägt. Den Weltbürgern, die ihre schlechte Gesinnung gerne in einen schönen Schein kleiden, als sei ihnen das Volk für die Liebe zu klein, weist er auf das Bild Christi hin, dessen Erlöserthätigkeit in Israel ruhte und auf den Heidenapostel, dem eine brennende Liebe zu seinen Brüdern nach dem Fleisch eigen blieb. — Und wie dann das Geschick über Preußen hereingebrochen, Halle von den Franzosen besetzt war, die ganze Sehnsucht Schleiermachers dahin ging, daß nur kein Friede geschlossen werden möchte, aber natürlich in vielen schwachen Seelen der Wunsch sich regte: wenn nur Friede wäre, und die Hoffnung, sei erst wieder Friede da, so könne man doch sein Leben wieder in Ruhe gottselig gestalten, — da tritt er auf die Kanzel und wie mit heiliger Ironie gegenüber den Friedenswünschen, die er doch zu verurtheilen gedenkt, verkündet er, „daß überall, wo Gott waltet, Friede sein muß.“ Aber grade aus dem Walten Gottes erklärt er den unerbittlichen Krieg gegen das Gottwidrige und preist das Heldenthum, das in solchem Krieg sich verzehrt, und für die Anordnung des Lebens zieht er aus dem Frieden, der im Reiche Gottes wohnt, den doppelten Schluß, daß wir uns ja nicht verleiten lassen dürfen, der äußern Ruhe den innern Frieden aufzuopfern und dann, daß wir ja darüber halten, bei jedem äußern Streit unsern innern

Frieden zu bewahren. So verſtand ers, aus dem äußern Streit in den Gottesfrieden und aus dem Frieden des Gemüths zum begeiſterten Kampf mit dem ungöttlichen Weſen zu führen! — Und wie er immer in der einen Hand das Oel hält, um Erquickung in die Wunden zu träufeln, in der andern den Wein, um Kraft zum Aufſtehn zu bieten, ſo wird ihm das Wort „denen die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen“ in der Predigt „über die Benutzung öffentlicher Unglücksfälle“ zu einem Mittel, der Gemeinde zu Gemüthe zu führen, daß das Wort wahr ſei, aber nur für den, der Gott liebt, nicht für den, der äußere Güter liebt und dieſe von der Zukunft zurückzuempfangen hofft, daß das Beſte, wozu das Unglück des Vaterlandes dienen müſſe, eine vollkommnere Selbſterkenntniß und Gotteserkenntniß ſei, die Klarheit der Einſicht in die nationale Schuld, an der ein Jeder Theil habe, die Gewißheit des Glaubens, daß Gott dem göttlich Betrübten eine neue Freudigkeit ſchenken werde. Die aber nicht in das Ebenbild Gottes geſtaltet zu werden, ſondern nur ihr thieriſches Leben zu genießen und zu verſchönern trachten, die kann er nicht anders als der Furcht und Verwirrung überlaſſen. — Von dem Glauben, der da weiß, daß aus dem Tode das Leben grünt, zeugt die am letzten Sonntag des Unglücksjahres 1806 gehaltene Predigt, „daß die letzten Zeiten nicht ſchlechter ſind als die vorigen,“ weder in Bezug auf die häusliche, noch die bürgerliche, noch die kirchliche Gemeinſchaft. Solchen Troſt zu bieten iſt ihm dadurch möglich, daß ihm die im Unglück mit Stärke erwachende Liebe im Familienleben, die neue Anſpannung der Kräfte für den Staat, und der durch die Trübſal geweckte Sinn für die kirchliche Gemeinſchaft viel köſtlicher dünkt, als das Scheinleben, das in allen dieſen Gebieten vorher herrſchte. — Und am Neujahrstage 1807 tritt er dann mit dem Rufe hervor: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle“ und zeigt in jener Predigt, die ein Jahr ſpäter

dem Miniſter vom Stein in die Verbannung die rechte Stimmung mitgab, was wir zu fürchten und was wir nicht zu fürchten haben, indem er immer mit derſelben ernſten, tiefen, ſittlichen Geſinnung Sichtbares und Unſichtbares, Vergängliches und Unvergängliches, im weitern Sinne Leibliches und Geiſtiges unterſcheidet und ermuthigt, Alles hinzugeben, was Gott fordert, damit nur die Seele in ſeinem Wohlgefallen bleibe. — Und dieſelbe Geſinnung athmet jene meiſterhafte, wahrſcheinlich noch in Halle gehaltene Predigt über 1. Cor. 7, 29. 30, „daß wir Alles haben ſollen, als hätten wir es nicht,“ in welcher mit gleicher Entſchiedenheit das ernſtliche Sichbefaſſen mit der Welt, ihren Gütern, ihren Verbindungen als die Bewahrung der Freiheit von allen Feſſeln der Welt, als ächt chriſtlich dargeſtellt wird, damit in dem Zuſammenſinken des Lieblichen im Leben weder ſtumpfe Gefühlloſigkeit beim Verluſt, noch krankhafte Sehnſucht nach den verlornen äußern Gütern ſich einſtellen. „Wohlan denn,“ ſchließt er, „laßt uns wacker ſein und ſtark! Mögen Alle, die für eine gemeinſame Sache eifrig bemüht, Alle, die einander perſönlich werth ſind, ſich auch unter einander ermuntern und kräftigen, Einer bei dem Andern entgegenarbeiten allem weichlichen Weſen, aller verführeriſchen Anhänglichkeit, damit das Band der Liebe in Wahrheit ſei ein Band der Vollkommenheit und ſie uns ſtärke, in den Kampf für alles Schöne und Gute nachzufolgen dem Anfänger und Vollender unſers Glaubens, der, wie ihm ſelbſt kein anderer bereitet war, auch uns keinen andern Eingang bereitet hat, als den durch Leiden und Trübſal, in das Reich Gottes.“ Und abermals zum Kampf für das Gute mitten in der äußerlichen Niederlage fordert er auf, indem er nach Röm. 12, 21 „über die Beharrlichkeit gegen das uns bedrängende Böſe“ predigt. Unüberwindlich ſollen ſich die Chriſten zeigen, indem ſie ihren Muth nicht niederſchlagen, ihre Beſonnenheit nicht überraſchen, ihre Luſt und Lebensfreude ſich nicht rauben laſſen. Das ſind Alles Mahnungen für alle Zeiten, aber wer dieſe Predigten lieſt mit leben-

diger Vergegenwärtigung der damaligen Verhältniſſe, der muß den Prediger bewundern, wie ihm der Muth geblieben, die Beſonnenheit nicht ausgegangen, die Lebensfreude nicht erloſchen iſt und muß ſich freuen für die Hörer, die ſolchen Troſt, ſolche Stärkung erhielten. Was iſts doch in allgemeiner Erſchütterung für ein köſtlich Ding um einen Mann!

Die beiden letztern der angeführten Predigten ſind bereits in Berlin gehalten, wo ſich Schleiermacher, nachdem ihm in Halle jede Wirkſamkeit zerſtört war, Arbeit für ſein Vaterland geſucht. Er hielt hier im Sommer 1807 Vorleſungen über Geſchichte der griechiſchen Philoſophie, wie Varnhagen erzählt, vor einer anſehnlichen Zuhörerſchaft von Jünglingen und Männern, „ein geiſtreiches Collegium, noch beſonders merkwürdig durch den freien, redneriſchen Vortrag, der ohne Stocken im Ebenmaß gebildeter Sprache klar dahinfloß, ohne daß der Sprechende ein leitendes Heft, oder auch nur, bei ſo vielen griechiſchen Stellen, die er wörtlich anführte, ein aushelfendes Blatt zur Hand gehabt hätte.“ Daneben ergriff er gerne die Gelegenheit zum Predigen. Im Sommer finden wir Schleiermacher auf dem nicht fern von Berlin gelegenen Rittergute Friedersdorf, bei dem Dichter von Marwitz. Dorthin brachten Varnhagen und Reimer die Nachricht vom Frieden von Tilſit, über welchen Schleiermacher, nach Varnhagens Erzählung, ganz betäubt war. Aber entmuthigen ließ ſich dieſer Mann nicht, wie die darauf gehaltenen Predigten beweiſen. Und im nächſten Sommer, um dieſelbe Zeit, in welcher er das neue bräutliche Verhältniß zu pflegen hatte, ſehen wir ihn in der regſten politiſchen Thätigkeit. Preußen war aufs Tiefſte gedemüthigt und die franzöſiſche Heeresmacht, die im Lande blieb, hemmte die Erhebung. Und doch konnten die beſten Männer nicht anders, ſie mußten an eine Erhebung denken, für einen neuen Krieg gegen Frankreich rüſten. Man hoffte auf eine Verbindung mit Oeſtreich, mit dem nichtpreußiſchen Norddeutſchland, auf Englands Unterſtützung, auf den ſpaniſchen Krieg,

der Napoleons Fortſchritte in Deutſchland hemmte. Eine freie, öffentliche Kriegsrüſtung war nicht möglich; die Thätigkeit der Regierung mußte ſich auf die innerliche Befreiung und die geheime Waffnung beſchränken, wie ſie Stein und Scharnhorſt betrieben. Daneben aber galt es eine Vereinigung Aller, die das Vaterland brennend liebten, zu einem ſtillen Männerbunde, die Anknüpfung von Beziehungen zwiſchen den Patrioten durch ganz Norddeutſchland hindurch, die Einziehung der genauſten Erkundigungen über die eigenen und die Kräfte des Feindes. Kaum war Schleiermacher von ſeiner Verlobung heimgekehrt, als ihm von den Männern, die in Berlin die Befreiung des Vaterlandes am Eifrigſten betrieben, unter denen namentlich Eichhorn, der nachmalige Miniſter und der Graf Chazot, der von Arndt beſungene, genannt werden, eine politiſche Reiſe nach Königsberg angeſonnen wurde, wo damals der Hof und die Regierung ſich befand. In merkwürdigen Briefen, in welchen die öffentlichen Angelegenheiten unter dem verhüllenden Gewande von Familienverhältniſſen beſprochen und die Namen der hervorragenden Perſonen, mit andern vertauſcht werden — Stein heißt Chriſt — giebt Schleiermacher Kunde von ſeiner Reiſe. Er ſpricht den König, die Königin, Prinzeß Wilhelm, Stein, Scharnhorſt, Gneiſenau. Daneben hatte er die Freude, im Hauſe ſeines alten lieben Freundes Wedeke leben zu können. Und das erweckt die Sehnſucht in ihm, ſelbſt ein ſolches Haus zu gründen, eine Sehnſucht, die mit dem beſonnenen Muth, Alles für das Vaterland zu wagen, Hand in Hand geht. „Mir iſt recht zuverſichtlich zu Muthe,“ ſchreibt er an ſeine Braut, „und ich fühle mich grade im Zuſammentreffen dieſer äußern Lage mit unſerm Verein in einem ſo hohen Grade und auf eine ſo lebendige Weiſe glücklich, daß ich es gar nicht ausſprechen kann. Jedes erhöht das Andre und bringt es in das rechte Verhältniß. Könnte ich nicht, was ich thue — und ich fühle doch nun lebendig, daß ich es kann — ſo würde mir gar nicht ſo gewiß ſein, daß ich ein Recht hätte, Anſpruch zu

machen auf Dich, auf Dein ganzes Daſein und Deine Kinder. Und wiederum hätte ich Dich nicht, ſo würde ich gar nicht ſo gewiß wiſſen, wie viel eigentlich wäre hinter meinem Muth und meiner Vaterlandsliebe. Nun aber weiß ich, daß ich mich neben Jeden ſtellen kann, daß ich werth bin ein Vaterland zu haben und daß ich werth bin, Gatte und Vater zu ſein.“ Und ſo ſchlingt ſich in den Briefen das Zwiefache in Eins, die Liebe zu der Braut und die Arbeit für das Vaterland, bis ſie, in einer herrlichen Ehe vereinigt, gemeinſam alle Luſt und alles Weh, das von den öffentlichen Angelegenheiten kommt, miteinander tragen. Am letzten Abend des Jahrs 1808 ſchreibt er der Braut: „Niemals kann ich dahin kommen, am Vaterlande zu verzweifeln: ich glaube zu feſt daran, ich weiß es zu beſtimmt, daß es ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes iſt. Aber was auch begegne, ſo hoffe ich nicht, daß irgend etwas uns länger ſoll getrennt erhalten. Mit rechter Luſt habe ich mir die Bilder einer verhängnißvollen Zeit ausgemalt, Dich immer an meiner Seite oder mich zu Hauſe ſehnſuchtsvoll empfangend, wenn ich zurückkehrte von irgend einem Geſchäft, was alle Kräfte aufgeregt und in Anſpruch genommen hatte! Es iſt eine herrliche Gabe Gottes, in einer Zeit zu leben wie dieſe; alles Schöne wird tiefer gefühlt und man kann es größer und herrlicher darſtellen. Ja, auch wenn von reinem Genuß der Liebe die Rede iſt, will ich Dich lieber in dieſe Verhältniſſe hineinführen, als in irgend ein verborgenes, idylliſches Leben. Denn was kann die Liebe mehr verherrlichen, als wenn man ſo Alles, was es Großes giebt in der Welt, mit hineinzieht in ihr Gebiet. Darum laß uns friſch und ſelig Allem entgegengehen, was da kommen kann.“ Und im wunderſchönen Monat Mai des Jahrs 1809, als in Oeſtreich eine leider bald verwelkte Blüthe der Hoffnung für das Vaterland aufging in dem muthig begonnenen Krieg, holte Schleiermacher die Braut heim und gründete ein häusliches Glück, das friſch und grün blieb bis ans Ende.

In demſelben Jahre, in welchem ſein häusliches Leben feſte Geſtalt gewann, ward ihm auch wieder ein ſicheres Amt zu Theil: er ward Prediger an der Dreifaltigkeitskirche. Das führt uns zu den Predigten zurück, durch welche er mit Fichte nach dem Zeugniß der Zeitgenoſſen in den Jahren der Knechtſchaft die Geſinnung der preußiſchen Hauptſtadt umſchuf. Während er in den früheren politiſchen Predigten mehr im Allgemeinen die tüchtige vaterländiſche Geſinnung mitten in dem Zerfall des Staats zu erwecken ſucht, nehmen dieſelben mit dem Jahr 1808 eine beſtimmtere Richtung auf die Reform des Staats. Die Predigt Schleiermachers bereitet dem, was Stein und Scharnhorſt unternehmen, den Boden. Vollendet iſt die Weiſe, wie er am 24. Januar 1808, dem Geburtstag Friedrichs des Großen, die Verehrung gegen das einheimiſche Große aus früherer Zeit in die rechten Schranken weiſt. Anknüpfend an das Wort des Herrn über den Tempel zu Jeruſalem: Wahrlich ich ſage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde, zeigt er, wie eine abgelebte Form des Staatslebens zerfalle, aber der unvergängliche Geiſt in friſcher Jugend die neue, vollkommnere ſich ſchaffe. Die Sehnſucht nach der Rückkehr des großen Königs verwirft er, denn wenn das Volk Moſen und die Propheten nicht hört, wird es auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferſtünde; in einem Volke, das alles Vertrauen auf eine einzelne hervorragende Perſönlichkeit ſetzt und ſich ſelbſt damit aufgiebt, kann auch der gewaltigſte Herrſcher nichts ausrichten. Und wie die Rückkehr des Heldenkönigs, wenn ſie möglich wäre, doch nicht helfen könnte, ſo iſt es thöricht, die einmal zuſammengebrochene Verfaſſung und Einrichtung des Staats mit ihren Unvollkommenheiten, wieder herſtellen zu wollen, ſtatt die Hände zu regen zur Gründung eines neuen Staatsweſens. Aber wie er mit chriſtlicher Milde die beurtheilt, die von dem Alten das Heil erwarten, ſo will er den guten Kern des Staatsweſens nicht verwerfen, ſondern mahnt, feſtzuhalten an der Arbeitſamkeit und Sparſamkeit, an

dem rechtlichen Weſen und der Biederkeit, an der Gleichheit der Bürger vor dem Geſetz, an dem Beſtreben, richtige Erkenntniß unter allen Bürgern zu verbreiten und zuletzt an der Freiheit des Glaubens und Gewiſſens — alles Vorzüge, die dem Staate Friedrichs des Großen Ruhm erworben. — Die Einführung der Städteordnung, die ein Vermächtniß des damals ſchon geächteten Stein war, hat Schleiermacher durch eine Predigt über Röm. 13, 1—5 gefeiert, in welcher er das richtige Verhältniß des Chriſten zu ſeiner Obrigkeit darſtellte und zeigte, wie unanſtändig es dem Chriſten ſei, um der Strafe willen unterthan zu ſein; denn die Frömmigkeit ſei weſentlich Selbſtändigkeit und feſter Muth, Liebe und Freiheit, aller Heuchelei entgegen, Furcht könne ſich mit ihr nicht vertragen; wie es dagegen dem Chriſten natürlich ſei, um des Gewiſſens willen ſich zu unterwerfen, und welchen Segen ein ſolcher Gehorſam der äußern Theilnahme am Staat, ſowie dem Nachdenken über denſelben bringe. Die Predigt iſt ein kräftiges Zeugniß gegen die Vaterlandsliebe, welche der Frömmigkeit und die Frömmigkeit, welche des Vaterlandes entrathen zu können glaubt. — Als im Sommer 1810 der plötzliche Tod der Königin Luiſe das preußiſche Volk erſchütterte, da hat Schleiermacher mit der ganzen Liebe eines treuen Unterthanen das Bild der Seligen der Gemeinde vorgeſtellt, aber zugleich das Wort Jeſ. 55, 8 und 9 gebraucht, um die Gedanken über dieſen Trauerfall zu läutern, damit auch aus ihm Segen für das Vaterland komme.

Eins fehlte Schleiermacher noch, nachdem ihm Haus und Kanzel gebaut war, — der Lehrſtuhl. Seit er in Halle eine begeiſterte Jugend lauſchend auf ſein befruchtendes Wort um ſich verſammelt geſehen, war der Trieb zur Lehre unwiderſtehlich. Dazu kam mit dem Unglück des Staats „die tiefe Ueberzeugung, daß ein neues Geſchlecht aus dem Geiſte geboren werden müſſe, wenn das Vaterland eine große Zukunft haben ſolle.“ In Berlin hielt er ſofort, nachdem er dort ſeinen Aufenthalt genommen, öffentliche Vorleſungen,

diejenigen über Geſchichte der griechiſchen Philoſophie haben wir ſchon erwähnt, dazu kam Ethik und theologiſche Encyklopädie, ſpäter Glaubenslehre. Mit Fichte, Wolf und Schmalz bildete Schleiermacher gewiſſermaßen eine Univerſität in Berlin vor ihrer Gründung. Aber auch an dieſe Gründung ward Hand angelegt. Früher gehegte Pläne wachten wieder auf, als Halle franzöſiſch-weſtfäliſch geworden war. „Das iſt recht, das iſt brav," hatte der König geſagt, als man ihm bald nach dem Frieden von Tilſit davon ſprach, „der Staat muß durch geiſtige Kräfte erſetzen, was er an phyſiſchen verloren hat." Neben Fichte und Wolf ward auf Schleiermacher am meiſten gezählt. Durch ſeine „gelegentlichen Gedanken über Univerſitäten in deutſchem Sinn, nebſt einem Anhang über eine neu zu errichtende" förderte er die Sache weſentlich. Man wollte etwas ganz Ausgezeichnetes, die alten Schläuche akademiſcher Formen ſchienen für den jungen Moſt zu morſch; zwiſchen den philoſophiſchen Conſtructionen und den zu ſehr auf die einzelnen Fächer gebauten Plänen hindurch, hielt Schleiermacher die alte Idee der Univerſität feſt in verjüngter Geſtalt, auch hier wieder mit ſchöpferiſcher Genialität die klarſte Beſonnenheit im Erhalten des Guten verbindend. Endlich im Herbſt 1810 ward ſie eröffnet. Wie ſie aus den Wehen des Vaterlandes herausgeboren wurde, ſo nahm ſie Theil an der Erhebung. Ja man kann ſagen: die Univerſität Berlin hat dieſe Erhebung weſentlich mitbewirkt. Profeſſoren und Studenten haben in dem Kampfe, der ſich 1813 erhob, mit dem Schwert des Geiſtes und dem von Eiſen tapfer gerungen. Schleiermacher hatte nun die Stätte gefunden, wo ſein Wunſch, für die Erneuerung der deutſchen Kirche etwas Tüchtiges thun zu können, reiche Gewährung fand. Ein Vierteljahrhundert lang hat er Tauſenden von Jünglingen den Sinn für das Religiöſe erſchloſſen, Chriſtus als das A und O des religiöſen Lebens verkündigt und ſeine reine Begeiſterung für das Reich Gottes eingehaucht. Auch an der Regierung bekam er um jene Zeit ſeinen Antheil, indem er in der Abtheilung des Miniſte-

riums für den Unterricht arbeitete, bis 1814, wo er die Stelle aufgab, um als Secretär der Akademie Zeit zu gewinnen. Gott hatte ihm alle Wünsche erfüllt. „Komme ich noch irgend," schrieb er auf Weihnacht 1808 an seine Braut, „wenn auch nur vorübergehend, in eine Thätigkeit für den Staat hinein, dann weiß ich mir wirklich nichts mehr zu wünschen. Wissenschaft und Kirche, Staat und Hauswesen — weiter giebt es nichts für den Menschen in der Welt, und ich gehörte unter die wenigen Glücklichen, die Alles genossen hätten."

Und die Erhebung des Jahrs 1813 kam endlich. Vom 3. Februar war des Königs Aufruf an die Freiwilligen datirt. Er erregte in Berlin eine ungeheure Bewegung. Schleiermacher widmete der Sammlung, der Ausrüstung der sich Meldenden seine ganze Thätigkeit. Schon am 8. März dankt ihm von Breslau aus im Namen des Staats Scharnhorst für die Verdienste, die er sich um die schnelle Fortsendung der Freiwilligen nach den ihnen angewiesenen Orten erworben und bespricht mit ihm die von Schleiermacher vorgeschlagene Gründung einer Zeitung. Der kleine unansehnliche Mann war die Seele der kriegerischen Rüstung in Berlin. Der Aufruf „an mein Volk" erschien und sollte in der Kirche verlesen werden. Karl von Raumer schildert uns den tiefen Eindruck der Predigt, die Schleiermacher bei dieser Gelegenheit hielt. In der That, der wunderbare Frühlingsodem der vaterländischen Erhebung weht uns aufs Erfrischendste aus ihr entgegen. Er beginnt mit der Schilderung der letzten Ereignisse, unter deren Eindruck noch Alle stehen, wie die Franzosen gewichen, dem Namen nach Freunde, mit Freude entlassen, wie die Russen einzogen, dem Namen nach Feinde, mit Jubel begrüßt, wie die eigenen Truppen gekommen und wie in der ganzen Bevölkerung die Hoffnung sich regte, daß sie nun die rechte Bestimmung erhalten würden, den Kampf gegen den Nationalfeind, und wie die Hoffnung nun erfüllt sei durch das klare Wort, das der König zu seinem Volk gesprochen. Hierauf verlas der Pre-

diger des Königs Aufruf und ſchilderte das Glück eines ſolchen Zuſammenklangs der königlichen Macht und der Begeiſterung des Volks. Dann das herrliche Prophetenwort Jerem. 17, 5—8 u. Jerem. 18, 7—10. Buße iſt das Erſte, was er durch dieſes Wort erwecken will; mit bewundernswürdiger Klarheit, durch ſein demüthiges „Wir“ immer Theil nehmend an der allgemeinen Schuld, ſchildert er, wodurch das Volk die Züchtigung herabbeſchworen, das raſche Wachsthum Preußens unter Friedrich dem Großen, die fleiſchliche Sicherheit im Bewußtſein der erlangten Macht, die innere Fäulniß im Staatsleben, die ſchlechte Geſinnung, mit welcher Preußen den Frieden zu erhalten ſuchte, dann das Auflodern der vaterländiſchen Begeiſterung 1806 und den furchtbaren Sturz, hierauf durch die Knechtſchaft knechtiſche Geſinnung, nun aber Rückkehr zur Wahrheit aus der Heuchelei, die bis zu einer ſchauderhaften Vollendung getrieben worden war, Rückkehr zum freien Handeln, und dies in erhebendſter Weiſe, wie die freiwilligen Gaben und die freiwillige Kriegsbereitſchaft bezeugt. Hier verlieſt der Prediger des Königs Aufruf zur Landwehr. Dann zeigt er, was Jeder in dem Kampfe zu thun ſchuldig iſt; die Krieger ermahnt er, den Muth nicht zum Uebermuth oder Leichtſinn werden zu laſſen, die Angehörigen und Befreundeten, die Liebſten mit Freuden zu opfern, die Lenker des Staats zur Treue in der Verwaltung der mit ſolcher Aufopferung dargebotenen Kräfte, Alle aber ermuthigt er zu dem innern Krieg gegen die ſchlechte Geſinnung. „So ſtehe Jeder auf ſeinem Poſten und weiche nicht! ſo halte ſich Jeder friſch und grün im Gefühl der großen heiligen Kräfte, die ihn beleben! ſo vertraue Jeder Gott und rufe ihn an!“

Als im Mai 1813 Berlin bedroht ſchien, ließ Schleiermacher Frau und Kinder nach Schleſien gehen, eine Maßregel, die er nachher hundertmal verwünſchte, denn grade nach Schleſien wälzte ſich nach den erſten großen Schlachten der Krieg. Unter der Qual ſich verklagender und entſchuldigender Gedanken in Bezug auf ſeine Familie wich er ſelbſt nicht von ſeinem Poſten. Durch die Zeitung,

die er herausgab, wirkte er, namentlich in den trüben Tagen des Waffenstillstandes, für eine kräftige Politik, trotz den Quälereien der Censur, die am hellen Tag wie ein Nachtvogel sich vernehmen ließ. Die Siegstage im Spätsommer und Herbst 1813 kamen, und er konnte sie in wiederhergestellter, glücklicher Häuslichkeit verleben. Mit den kriegerischen Unternehmungen in Frankreich im folgenden Jahre stand er durch Briefwechsel mit seinen Freunden Steffens und Blanc in Verbindung, von denen der Eine als Freiwilliger, der Andre als Feldprediger den Feldzug mitmachte. Nach der zweiten Einnahme von Paris wendet er sich an Gneisenau wegen Zurücknahme der geraubten bibliothekarischen Schätze. Er konnte am Friedensfest 1815 als Einer, der selbst das Seine redlich gethan, ausrufen: „Wohlan denn, hat der Herr uns gnädig gezüchtigt, weil er uns liebte; hat er schlummernde Kräfte geweckt in schweren Zeiten; hat er fröhliche, wenn gleich theure Errettung verliehen von drückenden Uebeln; hat er mit unvergänglichem, wenn gleich theuer erkauftem Ruhme gekrönt das gesammte deutsche Volk und vornehmlich unsern König und sein Land; läßt er uns heute in blühender jugendlicher Kraft und mit schöneren Hoffnungen als je das fünfte Jahrhundert reicher vaterländischer Segnungen beginnen: o so mögen von so viel Gnade besiegt, jedem fremden Zuge sich weigernd, alle Herzen sich neigen und alles Volk in seinen Wegen wandeln.“

Noch zwei Jahrzehnte nach dem hergestellten Frieden war es Schleiermacher vergönnt, von Berlin aus eine ungemeine Wirksamkeit weithin zu entfalten. In diesen Jahren der heftigsten Parteiungen und der überraschendsten Wandlungen ist er sich gleich geblieben in seinem furchtlosen, unbestechlichen Wahrheitssinn. Als sein Schwager Arndt seines Amtes entsetzt ward, als man anfing, aus längst verschollenen Meinungen und Aeußerungen Anklagen gegen die Männer zu schmieden, welche am meisten zur Rettung des Vaterlandes gethan, als das in der Kammer gesprochene, im vertraulichen Briefe niedergelegte Wort vor dem Lauscher und Späher nicht sicher

war — da war auch Schleiermacher sehr verdächtig. Aber er ging seinen Weg, in treuer, aber lang unerkannter Liebe zum König, und erlebte die Freude, daß auch dieser ihm sein Vertrauen völlig wieder zuwandte. Auch in kirchlichen Dingen bewahrte er sich seine Selbständigkeit. Mag man bedauern, daß er zu der neu erstarkten Orthodoxie, mit welcher er doch die Richtung des gesammten religiösen Lebens auf Christum gemein hatte, keine innigere Stellung einnehmen konnte, so hatte er auf der andern Seite mit jenen sogenannten Denkgläubigen nichts gemein, welche die Religion als ein oberflächliches Denken und ein dürftiges Handeln predigten. Er bewahrte sich ein warmes, inniges, religiöses Leben. Die Kraft desselben, die er zur Zeit, da er die Reden und die Monologen schrieb, bereits fühlte, entfaltete er mehr und mehr in dem schönen frommen Leben, das er führte. Wer die Bedeutung eines Gottesgelehrten einfach nach der Zustimmung oder Nichtzustimmung zur überlieferten Lehre der Kirche bemessen wollte, der würde bei Schleiermachers Wirken kaum den Segen erkennen. Seine Bedeutung liegt in der Lauterkeit und dem Ernst, mit welchem er die Religion überhaupt und das Christenthum als von Christo ausschließlich ausgehendes religiöses Leben wieder zu Ehren brachte. Nicht quantitativ, sondern dynamisch ist seine religiöse Wirkung; nicht nach der Menge orthodoxer Sätze, sondern nach der Kraft der Ueberzeugung dessen, was er erfaßt hatte, ist er zu beurtheilen. Männer der verschiedensten theologischen Richtung rühmen seinen Einfluß. Das sind die ächten Schüler Schleiermachers, die in der Religion vor Allem jene mystische Einigung der Seele mit ihrem Gott suchen, in Jesus Christus den ausschließlichen Weg zu solcher Einigung, die ihr tägliches Leben durch das Wort Gottes und Gebet heiligen, die dahin trachten, die Familie zu einer Gemeinschaft der Heiligen zu machen, die die Kirche gegen alle unziemliche Beeinträchtigung vertheidigen, ob sie nun von dem „liturgischen Recht des Landesherrn“ oder von dem Majoritätsgelüste des Volks ausgeht. Denn in all diesen Stücken hat uns Schleiermacher vorgeleuchtet.

Die Ferienreiſen, welche er zur Erfriſchung, meiſt in Begleitung lieber Freunde, zu machen pflegte, dabei auch in vorgerücktem Alter keine Anſtrengung ſcheuend, ein immer rüſtiger Fußgänger, darunter einige Reiſen in fernere Länder, nach Tyrol, England, Schweden, ſind die Veranlaſſung zu dem Briefwechſel mit den Seinen geweſen, aus welchem uns ſein ſchönes Familienleben aufs Erquicklichſte anſpricht. Die Ehe, die er führte, entſprach völlig dem, was er vor der Schließung derſelben von ihr gehofft und geweiſſagt. Sie ſtellt ſich als eine ſo muſterhafte dar, daß das Buch der Familienbriefe aus ſeinem Leben als ein rechtes Familienbuch empfohlen zu werden verdient. Der Kinder, die ihm ſeine Frau aus der erſten Ehe zuführte und der eigenen nahm er ſich mit gleicher Vaterliebe an. Die trefflichſten Winke über Erziehung, namentlich der Knaben, bieten die Briefe. Er wußte das jugendliche Alter, das Gefühle mit Thaten, erſte Regungen eines nach Hohem ſtrebenden Sinnes mit bewährtem Edelſinn zu verwechſeln geneigt iſt, klar und beſtimmt auf die eigentliche Aufgabe: vor Allem zu lernen, zu werden, hinzuweiſen, dann aber der ernſten Mahnung ſo viel Liebe, ſo viel friſche Luſt am jugendlichen Leben beizumiſchen, daß das Vertrauen nicht geſtört werden konnte. Der einzige Sohn, den ihm Gott beſcheert hatte, ward ihm zwölfjährig entriſſen. Auch dies bezeugt den großen und innigen Sinn Schleiermachers, den ganzen Mann, daß er ſeinem Sohne ſelbſt die Grabrede hielt, „unter rinnenden Thränen“ freilich, aber doch mit wunderbarer Faſſung, abwehrend allerlei Troſt, mit welchem weniger ſcharf denkende Geiſter ſich wohl hinhalten, aber um ſo tiefer ſich verſenkend in den Troſt: Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir ſeien, die du mir gegeben haſt. Es giebt ein deutliches Bild von der Weiſe, wie auch der Sechzigjährige noch mit den Arbeiten ſeines Berufs die Pflege des Individuellen zu verbinden wußte, wenn er nach dem Tode ſeines Sohnes an ſeinen Freund Gaß ſchreibt: „Mir war es nun beſonders, ſeit der Knabe angefangen, das Gymnaſium zu beſuchen, ein

eigener Beruf, ihn unter meine nähere Leitung zu nehmen. Zuletzt hatte ich es mir eingerichtet, daß er in meiner Stube arbeitete, und ſo kann ich ſagen, es war keine Stunde, wo ich nicht des Knaben gedacht und um ihn Sorge getragen hätte, ſo daß ich ihn nun auch in jeder Stunde vermiſſe. Da iſt nun nichts zu thun, als ſich zu fügen und ſeinen Schmerz zu verarbeiten. Denn kämpfen kann und will ich nicht dagegen, und hingeben darf ich mich ihm nicht. Gleich an ſeinem Begräbnißtage habe ich angefangen, Alles zu verrichten, und das Leben geht ſeinen alten Zug fort, nur freilich geht Alles langſamer und ſchwerer."

Unter einem vielverbreiteten Bilde Schleiermachers ſteht das Wort: „nur das habe ich mir immer gewünſcht, recht bei voller Beſinnung zu ſterben, ohne Ueberraſchung und ohne Täuſchung, den Tod recht ſicher und beſtimmt kommen zu ſehen." Dieſer Wunſch ward ihm am 12. Februar 1834 erfüllt. In der Nacht vom 6. auf den 7. Februar, nachdem er vorher an Huſten und Heiſerkeit gelitten, ward er von ſo fürchterlichen Schmerzen befallen, daß er ſich äußerte, er könne nicht ſagen, wo er Schmerzen habe, ſondern nur, daß keine Faſer in ihm ſei, die nicht von Schmerz zerriſſen würde. Während der ſchweren Krankheit, die noch einige Tage währte, war ſeine Stimmung klare, milde Ruhe, pünktlicher Gehorſam gegen jede Anordnung, ohne einen Laut der Klage oder Unzufriedenheit, blieb er immer gleich freundlich und geduldig, wenngleich ernſt und nach innen gezogen. Das Opium, das ihm gegeben worden war, brachte ihn in einen ſchlummernden, zwiſchen Bewußtſein und Bewußtloſigkeit ſchwankenden Zuſtand, aber er hatte Klarheit genug, dieſen Zuſtand zu erkennen und fügte die für ſein Weſen ſo bezeichnenden Worte hinzu: „Aber in meinem Innern verlebe ich die göttlichſten Momente — ich muß die tiefſten ſpeculativen Gedanken denken und die ſind mir völlig Eins- mit den innigſten religiöſen Empfindungen." Einmal hob er die Hand auf und ſagte feierlich: „Hier zünde eine Opferflamme an!" Ein andermal: „Den Kindern

hinterlasse ich den Johanneischen Spruch: liebet euch unter einander!“ Sein Herz war voll Liebe und sein Mund ging davon über. Am letzten Morgen, als der Todeskampf sich einstellte, sprach er die erste und letzte Klage aus: „ach Herr, ich leide viel!“ Dann legte er, die Züge des Todes im Angesicht, die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er that, wenn er tief nachdachte und sprach: „Ich habe nie am todten Buchstaben gehangen, wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, seinen Leib und Blut. Ich habe aber immer geglaubt und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in Wasser und Wein gegeben hat.“ Dem Kranken war nämlich Wein verboten und so hielt er sich an die morgenländische Sitte, Wein und Wasser zu mischen, um zu entschuldigen, daß er nur Wasser genießen wollte. Während dessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge belebten sich, seine Stimme ward rein und stark. Er fragte, ob die Seinen mit ihm Eins seien, daß Jesus auch das Wasser in dem Wein gesegnet habe. Auf ihr Ja sagte er: „So lasset uns das Abendmahl nehmen, euch den Wein und mir das Wasser.“ Dann, als das Nöthige herbeigeholt worden war, fing er an mit verklärten Zügen und Augen, in denen ein wunderbarer Glanz, eine höhere Liebesgluth leuchtete, einige betende Worte zur Einleitung der Handlung zu sprechen. Und dann theilte er den Seinen und sich das Mahl aus, Jedem die Einsetzungsworte mit lauter Stimme sprechend. Und als die Handlung beendigt war, sprach er: „Auf diesen Worten der Schrift beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens.“ Dann sprach er den Segen und mit voller Liebe in den Blicken sich zu seiner Frau wendend: „in dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir Eins.“ Und sich auf das Kissen zurücklegend, suchte er einige Augenblicke eine bessere Lage, unter der Hülfe der liebenden Hände that er die letzten Athemzüge, und sein Auge schloß sich allmälig. In der Mitte seines Lebens hatte er in den Monologen gesagt: „Ja, ungeschwächt will ich den Geist in die spätern Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebens-

muth mir vergehen; was mich jetzt erfreut, ſoll mich immer erfreuen; ſtark ſoll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantaſie, und nichts ſoll mir entreißen den Zauberſchlüſſel, der die geheimnißvollen Thore der höhern Welt mir öffnet, und nimmer ſoll mir verlöſchen das Feuer der Liebe. Ich will nicht ſehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob' ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daſeins nicht trifft, und ewige Jugend ſchwör' ich mir ſelbſt!" Was er aus der Geſinnung des urbildlichen Menſchen, wir dürfen ſagen: aus dem Glauben, der in der Zeit die Ewigkeit ergreift und die Kraft Gottes ins creatürliche Leben herabruft, ſich ſelbſt gelobt, das hat ihm die Gnade Gottes in chriſtlicher Verklärung gegeben.

11.

Henrich Steffens.

An die drei großen Erneuerer des deutſchen Lebens, Fichte, Arndt und Schleiermacher, reiht ſich würdig, wenn auch nicht in gleich durchgreifender Wirkung, Henrich Steffens. Mit Fichte hatte er gemein, daß im Frühling 1813 ſeine akademiſche Vorleſung unmittelbar in einen Aufruf zum heiligen Krieg ſich verwandelte, mit Arndt, daß er den großen Krieg gegen Frankreich ſelbſt mitmachte, aber als Soldat und bis Paris; mit Schleiermacher verband ihn die verwandte Anſchauung von der Fülle und Einheit des Lebens, in deſſen Tiefe der Quell der Religion ſprudelt, zu inniger Freundſchaft. Aber ein Beſonderes nehmen wir noch an Steffens Leben wahr, daß nämlich die keimkräftige Fülle des Lebens, die in den Kriegs- und Siegsjahren geweckt ward, nachher nach verſchiedenen Richtungen ſich theilte: während der reformirte Schleiermacher bis an ſein Ende mit aller Kraft ſeiner Ueberzeugung zur Union ſtand, iſt der urſprünglich lutheriſche Steffens in ſpätern Jahren im beſtimmten Sinne dieſes Wortes „wieder Lutheraner“ geworden.

Henrich Steffens ſtammte aus einem der nordiſchen Reiche, in denen bis in die letzten Jahre das lutheriſche Bekenntniß ausſchließliche Herrſchaft beſaß. Dem däniſchen Staate gehörte er durch ſeine

däniſche Mutter, ſeine Geburt in Norwegen und den Dienſt ſeines Vaters an; ſeine Vorfahren von väterlicher Seite waren Deutſche aus Holſtein, und in Deutſchland hat auch Steffens „die ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft“ gefunden. Am 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren, wo ſein Vater als däniſcher Diſtrictschirurgus ſtand, zog er in ſeinem dritten Jahre mit den Eltern nach Trondheim, im ſiebenten nach Helſingör, im Jahr 1785 nach der alten däniſchen Königsreſidenz Roeskilde, wo ſein Vater Regimentsarzt geworden war. Der Vater war von Natur leicht erregbar, zornig, nicht ohne Schuld ſeines Charakters oft in bedrängten äußern Verhältniſſen. Rouſſeau hatte auf ſeine Erziehungsgrundſätze Einfluß gehabt. Damit vertrug es ſich, daß er die Kinder viel ſich ſelbſt überließ. Nur die körperliche Erziehung, zu welcher ihn ſein Beruf als Arzt beſonders ermunterte, betrieb er mit Eifer. Früh wurden die Kinder an kalte Bäder gewöhnt und im Meere waren ſie faſt zu Hauſe wie auf dem Lande. Steffens war ein frühreifer Knabe, im vierten Jahre konnte er ſchon leſen, bald machte er kleine Gedichte. Der Unterricht in den alten Sprachen wurde ihm durch die geiſtloſe Weiſe verleidet, in welcher er ertheilt ward. Den tiefſten Eindruck auf die Seele des Knaben machte die Geſchichte, die Natur, die Religion. Es iſt bekannt, daß bis in die neueſte Zeit das zu geringer Macht heruntergekommene däniſche Volk ſich von der Erinnerung an die größere Vergangenheit zu ſchwindelnder Höhe der Ruhmſucht emportragen läßt. Nirgends mag die Gegenwart mit der fernſten, in Sagendämmerung verſchwindenden Geſchichte durch die Erziehung, durch die Belebung des Nationalgefühls unmittelbarer verknüpft werden, als in Dänemark. Auch Steffens erfuhr in ſeiner Jugend, wie ſtark Sage und Geſchichte von Göttern und Königen, von Kriegs- und Seefahrten, durch die feſten Baudenkmale aus alter Zeit und die beſtändigeren Erinnerungszeichen einer gewaltigen Natur unterſtützt, auf das Gemüth des Menſchen wirken. Stärker aber noch als die Macht nationaler Erinnerungen wirkte auf Steffens

die Natur. Die mannigfaltigen großen Bilder, welche bei dem öfteren Wechsel des Wohnorts sich dem Auge des Knaben darboten, und die Bücher, die er in der Bibliothek des Vaters fand, weckten wetteifernd den angebornen Sinn für Betrachtung und Durchforschung der Natur. Und nachdem er einmal geweckt war, haftete der Knabe nicht an dem, was dem Auge unmittelbar sich darbot, die beflügelte Phantasie trug ihn in fernste Länder; aus den hohen, wilden, kahlen Gebirgen, in deren Mitte er geboren war, aus dem rauhen Meer mit seinen empörten Wellen und seinem Gewimmel von Schiffen, fühlte er sich oft unwillkührlich in die Mitte großer, schattiger Wälder, in die Gluth tropischer Gegenden versetzt. „Zwar mochte ich mich gerne," so erzählt er von sich selbst, „wie andere Kinder, in der freien Natur leicht und fröhlich herumtreiben, und in Gesellschaft, von der Sonne beschienen, von der reichen Pflanzenwelt umgeben, bewußtlos in das Meer der Luft tauchen, welches sie mütterlich aufschließt; aber diese Freude war nicht meine höchste. Eine andere, tiefere ergriff mich dann, wenn ich einsam, von den Gespielen getrennt, in ein geheimes Gespräch — ich habe keinen andern Ausdruck für die Seligkeit, die mich durchdrang — mit ihr versank. Alles, was sie befaß, drängte sich dann an mein warmes, kindliches Herz; der innere Jubel war mit einer stillen, tiefen Rührung verbunden, ich muß sie Andacht nennen; ich frohlockte, daß ich in ihrer Mitte lebte, daß ich ihr zugehörte, daß ich das geliebte Kind der Alles beseligenden, Alles belebenden, unendlichen Schöpfung war." Dieses lebendige Gefühl, von dem Weltall ein Theil zu sein, Leben von ihm zu empfangen, Leben in dasselbe zurückzuströmen, bei leicht erregbaren, dichterischen Naturen, wie Steffens, oft die Brücke zur pantheistischen Weltanschauung, wurde in dem Knaben durch den Glauben, wie die lutherische Kirche ihn hat, geregelt. Im reifsten Mannesalter fand Steffens grade in der lutherischen Lehre, namentlich in der vom Abendmahl, eine von ihm in eigenthümlicher Weise vollzogene Versöhnung des Natürlichen und Geistlichen, eine An-

ſchauung, nach welcher Gott „Natur in ſich, ſich in Natur hegt“ und der Menſch eine volle Seligkeit ohne Leiblichkeit nicht haben kann. Jetzt aber in der Jugendzeit nimmt Steffens einfach an, was ihm von der Kirche und vom Hauſe geboten wird. Bis zum ſiebenten Jahr waren Hübners bibliſche Hiſtorien des kleinen Schülers Wonne. Auch in der höhern Schule ward ein ziemlich ausgedehnter Religionsunterricht nach Guldbergs Lehrbuch der natürlichen und geoffenbarten Religion gegeben. Die Sprache des Buchs, die Weiſe des Unterrichts unterſchied ſich vortheilhaft von dem Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen. Steffens ward lebhaft angeregt, nur das Auswendiglernen der Paragraphen des Buchs war ihm unmöglich. Während die Mitſchüler die vorgeſchriebene Aufgabe buchſtäblich lernten, nicht mehr und nicht weniger, verſenkte er ſich in die Sache, in ihre Tiefe, ihren Zuſammenhang; was ihm gegeben ward, regte eigene Gedanken auf, er fühlte ſich gedrängt zur ſelbſtändigen Bearbeitung, es entſtanden Aufſätze über die Gegenſtände der Religion, die er nicht ohne Eitelkeit in der Schule vortrug, die aber für ihn den Gewinn eigenen Denkens und Fühlens auf einem Gebiete brachten, wo der Buchſtabe nie ohne den Geiſt, die objective Norm nie ohne ſubjective Erſchloſſenheit ſein ſoll. Am Tiefſten aber erſchloß die Mutter das Gemüth des Knaben für ſeinen Gott, ſeinen Heiland. „Jegliche Regung der Andacht,“ ſo bekennt er, „ein jedes religiöſe Gefühl verdanke ich meiner Mutter; recht eigentlich muß ich ſie den guten Engel meines Lebens nennen. Sie war es im tiefſten Sinne des Wortes, und wenn je, ſelbſt im ſpäteren Alter, das ſtrafende Gewiſſen ſich aus der Verworrenheit und den Verirrungen des Lebens erhob, ſo ſtellte es zu jeder Zeit mir ihre wehmüthig ſorgende Geſtalt vor die Seele, wie ſie, durch die Sprache einer höhern Welt ſeit früher Kindheit mit mir verbunden, dann warnend winkte.“ Der Vater war durch ſein Amt, die Sorgen, die ihn drückten, ſeine aufkläreriſchen Meinungen an einer tieferen Wirkung auf das religiöſe Leben des Sohnes gehindert, die Mutter

kränkelte, die Kinder liefen in der Freiheit umher. Aber je ungebundener durch ſtrenge Feſſeln der Zucht ſich Steffens fühlte, deſto feſter fühlte er ſich durch den ſtillen Einfluß der ſchönen, frommen, leidenden Mutter gebunden. Ein doppeltes Leben führte der Knabe, für das doch in der Tiefe eine Einheit gefunden werden konnte. War er draußen, ſo berauſchte er ſich in den Spielen der Jugend: in der Kammer der Mutter verſenkte er ſich in den Ernſt des Lebens. Hatte er mit ſchwärmeriſchem Entzücken ſich dem Genuß der Natur hingegeben, ſo zog ihn dann das Wort der Mutter wieder auf die Knie zum Gebete nieder. Während das bunte Leben der Welt ihn fortzureißen ſchien, dachte er doch nicht anders, und die Mutter beſtärkte ihn immer aufs Neue darin, als daß er einmal Geiſtlicher werden würde. Einmal, mehrere Jahre vor ihrem Tode, wurden die Kinder in die Wochen lang unzugängliche Krankenſtube eingelaſſen. Sie ſtellten ſich um das Bett der Kranken her, der Vater, tief bewegt, lehnte ſich an das Bette, Henrich las ein Gebet, die Mutter richtete ſich empor, ſprach mit Freudigkeit von ihrem nahen Heimgang, befahl die Kinder getroſt in die Vaterhut Gottes, dann wandte ſie ſich zu Henrich, weihte ihn zum Dienſte des Herrn und ſprach den Segen über ihn. Laut weinend ſtürzte dieſer auf ſeine Kniee, wünſchte mit der Mutter zu ſterben, und doch durchdrang ihn ein freudiges Gefühl, er fühlte ſich in der That geweiht. Die Mutter ward ihren Kindern noch einmal erhalten. Und hinfort durfte Henrich, als ob er auch zu dieſem traulichen, tief innerlichen Verkehr eine beſondre Weihe empfangen hätte, viel an dem Bette der Kranken weilen. Ihr ſchönes, liebevolles Vertrauen löſte dem Sohn die Zunge, er ſagte ihr von dem, was er gelernt, er geſtand ihr die Zweifel, die ihn quälten. Gebet- und Erbauungsbücher wurden geleſen, Stillings Jugend übte auf den Knaben ihre wundervolle Wirkung, Fenelons Geiſt, mehr geahnt, als begriffen, trat ihm nahe. Die religiöſen Eindrücke, die er in der Krankenſtube der Mutter empfing, begleiteten ihn hinaus. Seinen Brüdern erſchien

ſein Weſen ſeltſam, er ſelbſt fühlte ſich ſelig. Er las die ganze Bibel durch, ſuchte ſich die Hauptlehren des Chriſtenthums durch Niederſchreiben anſchaulich zu machen und eine Kirchengeſchichte begann er zu ſchreiben, welche, wie die Stolbergs, mit Adam begann, aber nur bis zu Samuel voranſchritt. Auch in der Kirche fand er in dieſer glücklichen Zeit, was er ſuchte. In die Domkirche mußten die Schüler regelmäßig kommen, um beim Geſang zu helfen, aber beim Beginn der Predigt pflegten ſie ſich davonzuſchleichen. Die große Kirche blieb ihm fremd. Da hörte er von einem Geiſtlichen einer entfernten Vorſtadt, welcher eine Landgemeinde um ſich hatte. Er ging dorthin, der Geiſtliche mit dem offenen, klaren Antlitz, der hellen, deutlichen Stimme und dem kurzen, warmen Gebete machte gleich das erſtemal einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er mit neuer Seligkeit heimkehrte. Aber eben die Tiefe des Eindrucks, die Erregung, welche von dem geſammten Gottesdienſt gekommen war, waren die Urſache, daß er nichts Einzelnes im Gedächtniß behalten hatte, daß er der Mutter die Predigt nicht wiedererzählen konnte. Weinend erſchien er vor ihr. „Nimm dirs nur vor, Henrich,“ ſagte die gütige Mutter, „denke recht lebhaft daran, daß du die Predigt nicht bloß für dich, ſondern auch für deine arme, kranke Mutter hörſt, die leider keine Kirche beſuchen darf, und es wird ſchon gelingen.“ Hinfort lauſchte er jeden Sonntag dem Worte des geliebten Predigers, ſammelte dann auf einſamem Gang durch die Felder das Gehörte und vor der Mutter und den Geſchwiſtern in der Krankenſtube quoll dann aus überfließender Seele die Rede wie erfriſchendes Waſſer. Von der Mutter, die in dem Sohne mit Wonne den künftigen Geiſtlichen ſah, aufgefordert, ſchrieb er damals ſelbſt ein Paarmal Predigten auf und trug ſie vor. Wenn nun auch die Domkirche dem Knaben in der Predigt nichts bot, ſo hatte doch auch ſie ihre Wirkung auf ſein Gemüth. Die Denkmäler der Könige, die ſie enthielt, Erinnerungen an die in der Geſchichte des Volks offenbar gewordenen Gerichte Gottes verbanden ſich mit der

gottesdienſtlichen Feierlichkeit zu einem gewaltigen Eindruck. An gewiſſen Tagen der Woche mußte ein Schüler, Morgens früh um ſechs Uhr, zwiſchen die immer offenen, eiſernen Gitterthüren des großen Thores treten und laut ein Gebet leſen. Steffens freute ſich, ſo oft die Reihe an ihn kam, und gerne übernahm er das Amt für Andre. Ein Kirchendiener begleitete ihn dann, ſchloß den Chor auf, zündete die Lichter an, der junge Liturg trat in den Chor. Die weiten Räume waren noch in nächtliches Dunkel gehüllt. Nur hie und da ſaß ein Andächtiger, vor ſich ein Licht. Als ob er in das offene, dunkle Grab der Vergangenheit ſchaute, ſo war es ihm dann zu Muthe. Wenn er aber das Gebet mit heller, lauter Stimme in die Dunkelheit hineinſchallen ließ, dann ergriffen ihn die einfachen Worte tief; oft war die Stimme unſicher, ſie klang wie eine fremde, die ihm warnend zurief; Thränen der Reue, der Sehnſucht, der zweifelnden Hoffnung ſtrömten die Wangen herab und ernſte Wehmuth geleitete ihn aus der Kirche und durch die nächſten Tage. In der Domkirche war es auch, wo ihn an einem Oſtermorgen, nachdem er draußen in der heitern Landſchaft mit fröhlichem Gefühle die erſten Blüthen begrüßt hatte, der geiſtliche Geſang eines Liedes nach der deutſchen Weiſe „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“ mit jener Macht ergriff, die uns Göthe im Fauſt unnachahmlich geſchildert hat. Oftmals ſah er dort auch mit ahnungsvollem Erzittern der Seele der Feier des Abendmahls zu. Wenn gar die kranke Mutter in warmer Sommerzeit noch einmal mitwallen durfte und von freundlichen Frauen unterſtützt mit ſchwankendem Schritte dem Altare nahte, wenn aus den großen, ſchönen, ſonſt matten Augen die Freudigkeit des Himmels ſtrahlte und ſie nun hinkniete — dann war es, als hätte des Sohnes Weſen ſich mit dem ihrigen verſchmolzen. „Ich zitterte,“ ſo erzählt er, „als träte mir ein Heiliges entgegen, deſſen Nähe ich kaum ertragen konnte, wenn der Prediger ſich der kranken Mutter näherte, wenn ihr das geweihte Brod gereicht wurde und ihr die geweihten Tropfen über die blaſſen Lippen floſſen: dann

ſtrömten die Thränen mir aus den Augen, ich glaubte ſelbſt das Heiligthum genoſſen zu haben und hatte keine Ruhe, bis ich der Mutter weinend in die Arme ſtürzte, damit ſie — die Geſegnete — mich ſegnen möchte.“ Als ſie das letztemal mit der Gemeinde in der Domkirche das Mahl des Herrn genoſſen hatte, trieb es Steffens, dem der matte Glanz der Augen den baldigen Heimgang der Mutter verkündigte, hinaus in die Einſamkeit. Mit überwältigendem Schmerze fühlte er die bevorſtehende Trennung, und daß ſein Vater und ſeine Brüder ſein innerſtes Leben nicht verſtanden, mehrte ſein Weh. Wie gerne wäre er einem Freunde ans Herz geſunken! Laut weinend warf er ſich ins hohe Gras: erhalte meinen Glauben rein, rief er ängſtlich ringend im Gebet. Dann ſah er ſich wieder in den Dom verſetzt, die blaſſe Mutter näherte ſich dem Altar, und er genoß, mit ihr verſchmolzen, den Leib und das Blut des Heilands. Ihn durchdrang die ganze Fülle eines ungetheilten Daſeins; jede Geſtalt der Natur war ihm ein geoffenbartes Wort, deſſen innerer Sinn ihm bekannt ſchien, auch ohne daß er es in einen Begriff zu faſſen vermochte, jedes bedeutende Wort gewann eine Geſtalt. Er, der geliebte Heiland, der Mittelpunkt des Lebens und der Liebe, ſchien ihm durch alle Adern der Natur zu ſtrömen, ſprach durch jede Form zu ihm, und geſtaltete ſich durch alle ſeine Gedanken; er war es, er ſelbſt, den das kindliche Gemüth überall als perſönlichen Gegenſtand der Liebe faßte. Aber nicht immer blieb der perſönliche Gott, die Perſon des Heilands bei ſeiner Naturbetrachtung das lebhaft empfundene Eine in Allem. Die Natur an ſich übte eine ergreifende Gewalt über ihn aus, ſobald er durch Büffons Naturgeſchichte auf eine neue Betrachtung derſelben hingeführt worden war. Eine Umwandlung ging mit ihm vor, die in dem Verkehr mit der Mutter ſich ſpüren ließ. Sie forderte den Sohn auf, ihr zu eröffnen, was ihn ſo ganz einnehme. Er that es mit der größten Lebhaftigkeit. Von der Natur redete er ihr, von der Gewalt, mit welcher dieſe inmitten der ſcheinbaren Zerſtörung und Unordnung ein ſtilles Geſetz der Bildung

feſtzuhalten vermöge, ein Geſetz, deſſen immer tiefere Erforſchung dem Jüngling unendlichen Genuß verſprach. „Henrich,“ ſagte die Mutter mit ſchwacher Stimme, „wie kannſt du etwas ſo Wundervolles erfahren, ja ſo tief davon ergriffen werden, ohne an den Herrn zu denken, der Himmel und Erde bewegt hat, der die Sterne zuſammenrollt wie ein Tuch, aber ſich am tiefſten offenbart in der innerſten Bewegung der Seele in ſich ſelber, in der Reue des bekehrten, ſündhaften Gemüths.“ Sie zeigte ihm, daß, was ihn jetzt ſo lebhaft beſchäftige, Sache des Naturforſchers ſei. „Du aber biſt beſtimmt,“ fuhr ſie fort, „ſein unmittelbares Wort an die Menſchen zu verkündigen.“ Aber ſelbſt die Stimme der todtkranken Mutter konnte den Sohn nicht mehr von der Bahn zurückbringen, auf welche ihn Gott ſelbſt durch den eingebornen Trieb geführt hatte. Auf dem Todtenbette, als ſie ſchon das Abendmahl empfangen hatte, wandte ſie ſich noch einmal an ihn: „Henrich, du ſollſt das Wort des Herrn verkündigen, er hat dich berufen und mit Gaben ausgerüſtet; bleibe ihm, bleibe deinem Berufe treu und dann ſegne dich Gott!“ Die Macht des Augenblicks, als er laut weinend neben der Leiche der Mutter kniete, rief in ihm noch einmal das Gelübde auf, der Sterbenden Wunſch zu erfüllen. So wie ſie gehofft, hat er ſein Verſprechen nicht gehalten. Die Confirmation, die er bald nach dem Tode der Mutter empfing, wirkte nur auf ſeinen Verſtand, der in den Unterrichtsſtunden glänzte und auf ſeine Phantaſie. Bei dem Genuß des Abendmahls trat ihm ſeiner Mutter Bild mahnend vor die Seele, aber bald war der Eindruck verwiſcht und Jahre lang hat er den Tiſch des Herrn nicht wieder aufgeſucht. Doch iſt ihm ein Kern religiöſer Geſinnung durch den Segen der Mutter geblieben und im reifen Mannesalter kehrte er zum Glauben der Jugend zurück und ward, wenn auch nicht auf der Kanzel, ein Prediger der Wahrheit von Chriſtus.

Wir haben das fromme Jugendleben ausführlicher erzählt, weil unſere Aufgabe in der Hervorkehrung des Religiöſen liegt.

Durch die folgenden Jahre werden wir rasch eilen, um zu Steffens patriotischer Thätigkeit zu kommen. Er ward 1790 Student in Kopenhagen; als aber sein Vater, weil er sich in Kopenhagen nicht wohl fühlte, sich in die holsteinische Heimath nach Rendsburg versetzen ließ, fehlten die Mittel, in Kopenhagen weiter zu studiren. Er war genöthigt, eine Zeit lang bei Verwandten auf einem Gute zu Odsherred eine Hauslehrerstelle anzunehmen. In dieser Zeit war sein Bruch mit der Theologie noch kein offener. Er hatte sogar als Student ein Paarmal gepredigt, „sentimentale Moralitäten," wie er selbst sagt. Aber der Trieb zur Naturwissenschaft war so stark, die rationalistische Weise, mit welcher damals die Dogmatik die orthodoxen Sätze äußerlich festhielt, war ihm so zuwider, zugleich war das Genialische, Ungebändigte in ihm ein so starker Gegensatz gegen das würdevolle Benehmen, das man von einem Geistlichen verlangte, daß er endlich es wagte, seinem mütterlichen Oheim, dem Professor Bang in Kopenhagen, sich zu offenbaren. Dieser sah ein, daß hier durch Zwang nichts auszurichten sei und nahm den Neffen in sein Haus auf. Durch Stundenhalten suchte sich der Jüngling seinen Unterhalt zu verdienen. Bald kam er in den lebhaftesten Verkehr mit bedeutenden Männern und gleichgesinnten Jünglingen, namentlich mit dem nachmaligen Bischof Mynster. Man versuchte sich in theatralischen Vorstellungen, bewegte sich in der dichterischen Literatur, genoß die Freuden der Geselligkeit. Von Thorwaldsen ward ihm der Blick in das Reich der Kunst geöffnet. Und auch die Religion kam wenigstens zuweilen wie eine Freundin aus vergangenen Jahren und begehrte Einlaß. Lavater erschien bei Gelegenheit seines Besuchs bei den Holsteinschen Freunden auch in Kopenhagen und predigte in der reformirten Kirche. Die Zuversicht des Glaubens, die herzliche Innigkeit, die aus seiner Rede sprach, ergriff Steffens gewaltig. Er predigte vom Gebet, und das Leben, das Steffens mit seiner Mutter geführt, schien wieder zu erwachen, schien den Schlummernden mit

Donnerſtimme aufzurütteln. Mit der ergreifenden Wahrheit eigener Erfahrung ſchilderte Lavater jene äußern und innern Kämpfe, in welchen der Sieg nur durch Gebet zu erringen ſei. Nach jeder Schilderung eines hoffnungsloſen Zuſtandes hielt er ein wenig ein und rief dann mit lauter Stimme: Betet! Die Stimme ſchnitt dem Hörer durchs Herz, aber die Zeit war noch nicht gekommen, wo eine dauernde Wirkung hätte erwartet werden dürfen. Nach mehrjährigem Studium wurden ihm von einer Geſellſchaft die Mittel zu einer naturwiſſenſchaftlichen Reiſe in Norwegen geboten. In der trübſten Stimmung ging er auf das Schiff und nur vorübergehend wich dieſelbe während der Reiſe. Die verhältnißmäßig geringe Summe, die ihm zu Gebote ſtand, war vor dem Beginn der Reiſe durch Schuldentilgung ſchon bedeutend geſchmälert. Mit dieſer äußern Lage ſtimmte die Düſterheit eines in der Gährung begriffenen Gemüthes. Als die Zeit zu Ende lief, in welcher er ſeine Aufgabe gelöſt haben ſollte, ſchien ihm das Ergebniß ſeiner Forſchungen gering, und um das, was er hatte, zu ordnen, fehlten ihm nicht nur die nothwendigen Bücher, ſondern auch die zur klaren Durchdringung und Löſung einer Aufgabe unentbehrliche Freudigkeit. Die Zerriſſenheit in ſeinem Innern ſteigerte ſich bis zu jenem Zweifel, dem zuletzt das eigene Daſein nur noch wie eine Täuſchung erſcheint, der die ſchaffende Thätigkeit völlig hemmt. Die einzelnen hellen Tage ſchwebten grundlos über der verſchlingenden Tiefe eines zertrümmerten Daſeins. Da ihm der Gedanke ſchrecklich war, mit dem dürftigen Ergebniß ſeiner Unterſuchungen in Kopenhagen zu erſcheinen, ſo faßte er plötzlich den Entſchluß, nach Deutſchland zu gehen und von dort aus ſeinen Reiſebericht in die Heimath zu ſenden. „Alles, was die Deutſchen wollen," ſagte er ſich, „was ihre größten Geiſter ſuchen, iſt auch Gegenſtand deines ſehnſüchtigen Strebens; dort regt ſich ein geiſtiger Kampf, an dem du Theil nehmen mußt: du biſt hier, aber jetzt ſchon lebſt du dort; erſt, wenn es dir gelungen iſt, dich auszuzeichnen, wirſt du nach

Kopenhagen zurückkehren.“ Er stellte sich vor, daß er bei seiner gänzlichen Entblößung von Geldmitteln durch vieles Harte hindurch müsse. Um sofort die Probe anzustellen, ob er etwas ertragen könne, hielt er einen Finger an die Lichtflamme, bis er voller Blasen, ja tief verwundet war. Ein Freund in Bergen schoß ihm eine Summe vor; den Freunden in Kopenhagen schrieb er, sie möchten seine Bibliothek und seine Naturaliensammlung verkaufen. So glaubte er für die nächste Zukunft gesorgt zu haben und bestieg das Schiff, — als ein Schiffbrüchiger, aller seiner Habe, aller Sammlungen, die er auf der Reise gemacht, beraubt, kam er nach einer schrecklichen Fahrt, dem Tode mit Mühe entronnen, nur mit seinem treuen Hunde, in Blankenese an. Er begab sich nach Hamburg und brachte dort Wochen der größten Noth zu, zuletzt verfiel er in eine gefährliche Krankheit, in welcher ihn theilnehmende Freunde zum Glücke aufsuchten, sonst wäre er vielleicht in seinem Dachstübchen elend verkommen. In solcher äußersten Bedrängniß brachte er es über sich, bei seinem mit Schulden schwer belasteten Vater in Rendsburg eine Zuflucht zu suchen und ward mit offenen Armen aufgenommen. Die schlimmsten Gerüchte hefteten sich an sein Unglück. Aus Kopenhagen kam statt des ersehnten Geldes für die Bibliothek und Sammlung die Nachricht, daß diese letzte Habe, an welche die Wasserwellen nicht herankommen konnten, in einer Feuersbrunst verzehrt worden sei. Aber mitten unter diesen Schlägen des Geschickes erwachte die ursprüngliche Kraft in ihm; nie war er fleißiger, als damals in Rendsburg, und die zerstreuten Anschauungen gewannen durch die zusammenfassende Kraft des in die Tiefe dringenden Geistes Einheit. Er fühlte eine unergründliche Freude. Die neue Erkenntniß theilte er seinem geistig regsamen Bruder mit, — eine Vorbereitung zu der Lehrthätigkeit, die er alsbald in Kiel suchte. Es war im Frühjahr 1796, als er, um zu lernen und zu lehren, diese deutsche Universität bezog. Bald fand er Gelegenheit, durch naturgeschichtlichen Unterricht etwas zu

verdienen. Nach bestandener Prüfung erhielt er die Erlaubniß zu naturwissenschaftlichen Vorlesungen, die mit dem schönsten Erfolg gekrönt wurden. In den letzten Monaten des Jahrs schrieb er seine erste deutsche Schrift „über die Mineralogie und das mineralogische Studium.“ Im Frühjahr 1797 ward er Doctor. Nun wagte ers, in Kopenhagen einen Besuch zu machen und verlebte einige fröhliche Wochen mit den alten Freunden. Alle bösen Gerüchte waren wie weggeweht. Nach Kiel zurückgekehrt und dem stillen Forschen, wie es auf den kleinen deutschen Universitäten besonders heimisch ist, wieder hingegeben, fühlte er, daß eine geistige Umwandlung mit ihm geschah. Eine Zeitlang hatte er sich durch die Führung eines Tagebuchs der schärfsten sittlichen Controle unterworfen, aber diese Weise, über Soll und Haben des innern Menschen Buch zu führen, widerstrebte dem ihm angebornen Trieb, das Leben in seiner Fülle und Einheit zu schauen. Auch Kants einseitige Moralität konnte ihm nicht genügen. Da ward er, durch Göthe und Shakespeare bereits aufs Mächtigste angeregt, durch Jacobis Schrift „über die Lehre des Spinoza in Briefen an Mendelssohn“ auf Spinoza hingeführt. Daß die Philosophie dieses Mannes aus dem Hunger der Seele nach innerer, in allen Wechselfällen des Lebens sich gleich bleibender Gewißheit, aus einem praktischen, nicht aus einem bloß theoretischen Bedürfniß hervorgegangen war, gewann ihn, sobald er die Vorrede zur Ethik gelesen hatte. Alles drängte auch ihn dahin, „feste, unwandelbare Sicherheit, innere, geistige Uebereinstimmung, nicht mit andern, sondern mit sich selbst, einen unerschütterlichen Mittelpunkt zu finden, aus welchem so Leidenschaften wie Gedanken und Gefühle, Denken, Wollen und Dasein hervorgehend, die Besinnung behielten, und zu welchem sie immer wieder den einmal erkannten Rückweg finden würden.“ Er fand denn in Spinoza eine gewisse Ruhe und Sicherheit, aber eine solche, die mit dem Aufgeben aller einzelnen Wünsche und Hoffnungen verbunden war, eine Gelassenheit und Uneigennützigkeit,

durch welche die ganze lebendige Natur, das ganze bunte Leben zu erblaſſen ſchien. Dennoch wirkte die Ruhe, die aus dem ſtillen Grunde des Alls ihm kam, nicht niederſchlagend, ſondern erhebend. Und als er, tief erſchüttert vom Sterbebette ſeines Vaters heimkehrend, Schellings „Ideen zu einer Philoſophie der Natur“ fand, ſchien ihm der Jude Spinoza nur noch von altteſtamentariſcher Bedeutung, denn nur den in ſich verborgenen Gott hatte dieſer ihm gezeigt; bei dem, was Schelling gab, war es ihm, als „vernähme er den erſten bedeutenden Pulsſchlag in der ruhenden Einheit, als regte ſich ein göttlich Lebendiges, die erſten Worte der zukünftigen Weihe hoffnungsvoll auszuſprechen.“ Bald darauf erhielt er durch den Miniſter Graf Schimmelmann, der ſich des jungen Gelehrten aufs Freundlichſte annahm, ein Reiſeſtipendium, — Deutſchland ſtand ihm offen, über deſſen Schwelle er bereits in Kiel den erſten, geſegneten Schritt gethan, Deutſchland, mit dem er eben durch Jacobi und Schelling neu verknüpft worden war, nach deſſen geiſtigem Leben ihm Leſſing und Göthe und Schiller, der kleineren nicht zu gedenken, eine unauslöſchliche Sehnſucht eingeflößt hatten.

Wir müßten den ganzen Reichthum des geiſtigen Lebens, welches damals in Deutſchland aufgegangen war, ſchildern, wir müßten mit nach Jena, Weimar, Freiberg, Dresden, Berlin gehen, den Thüringer Wald und den Harz durchwandern, Rheinland und Franken beſuchen und uns an all die bedeutenden Männer erinnern, welche den verſchiedenen Städten und Ländern zum Ruhme gereichten, wenn wir von dem Einfluß ſeiner deutſchen Reiſe auf Steffens uns eine Vorſtellung machen wollten. Für die Naturwiſſenſchaft fand er bei Werner in Freiberg die reichſte Anregung, aber ſeine Fachwiſſenſchaft betrieb er aus einer tiefen Geſammtanſchauung, und kein Gebiet des geiſtigen Lebens blieb ihm fremd. Die Philoſophen Fichte und namentlich Schelling, die Dichter Schiller und namentlich Göthe, dann die Genoſſenſchaft der Romantiker, die beiden Schlegel und Tieck, traten ihm nahe. Novalis, der tiefſin-

nige Dichter und Philoſoph, machte einen bedeutenden Eindruck auf ihn. Steffens bekennt, daß durch den Umgang mit ihm der tiefe Ernſt des Glaubens, wie er ſeine Kindheit einſt durchdrungen, wieder anfing, ſich in ihm zu regen und immer mächtiger alle geiſtige Unterſuchung zu tragen. Bezeichnend iſts, daß für Steffens in den ungemein reichen Tagen ſeines Aufenthalts in Deutſchland, wo von allen Seiten der innerſte Grund ſeines Weſens heilſam angeregt ward, wo er unabläſſig in ſich arbeitete, um die Geſammtheit des erſcheinenden Lebens in ihrem Quellpunkt erfaſſen zu können, die Tage von Roeskilde ſich ihm erneuert zu haben ſchienen. Wir ſehen darinnen den Beweis, daß auch ſein philoſophiſches Bemühen im Grunde religiös war, daß der jugendliche Glaube und das männliche Forſchen denſelben Urſprung und daſſelbe Ziel hatte, Gott in Allem und Alles in Gott zu haben und zu ſchauen. „Wunderbar war es," ſo bezeugt er ſelbſt, „wie alle Aeußerungen um mich her, ſelbſt wo ſie anſcheinend feindſelig gegen die Religion auftraten, mir niemals ſo erſchienen; vielmehr war es mir, als müßte meine frühſte Jugend, ja Kindheit zurückkehren, als läge in dem, was ich jetzt ſuchte, die friſche, blühende und heitre Natur verborgen, die mich in meiner Kindheit entzückte, als müßten auch bei mir alte Zeiten jung werden. Es ruhte eine tiefe Erinnerung an die ſtille Hingebung der Religion hinter dem zuverſichtlichen Streben, und als die in ſich ſelbſt ruhende Subſtanz das Antlitz erhob, um ſich blickte und zu ſprechen anfing, als ſpräche hinter den Conſtructionen der Vernunft ein Höheres, als blickte hinter den bunten, ja faſt betäubenden Blüthen der Poeſie aller Blumen ſchönſte Blume, als regte ſich in der großen, Alles tragiſch vernichtenden, und wieder zum neuen Leben hervorrufenden Geſchichte ein Geiſt, der mächtiger war als ſie. Wenn ich mich in dieſe Zeit verſetze, ſo erkenne ich eine ſeltſame Aehnlichkeit zwiſchen ihr und dem ſtillen Leben in Roeskilde. Was mich damals beſaß und beherrſchte, hoffte ich jetzt als eigenen Beſitz zu erlangen." Steffens

kehrte im Frühling 1801 nach Dänemark zurück. Er war nach Deutschland gekommen, um zu lernen, er kehrte heim als ein Gelehrter von Ruf, den er sich durch seine „Beiträge zur innern Geschichte der Erde“ erworben; er galt bereits nächst Schelling als der bedeutendste Vertreter der neu auflebenden Naturphilosophie. Deutschland hatte ihm viel Gutes gethan, auch die Braut hatte es ihm zugeführt, eine Tochter des Kapellmeisters Reichardt in Giebichenstein.

Aber der „deutsche Doctor“ fand bei den im Punkt der Nationalität überaus empfindlichen Dänen nicht überall leichten Eingang. Seine neue Erkenntniß, die durch öffentliche Rede mitzutheilen er als die schönste Aufgabe seines Lebens ansah, entbehrte in der herrschenden Anschauung jeder Anknüpfung. Und dies ganz Neue sollte aus Deutschland eingeführt werden! Mochte mans mit Recht bedenklich finden, daß die Minister Bernstorf und Schimmelmann, von denen der letztere Steffens entschieden begünstigte, nicht dänisch sprachen, so wurde über Steffens nun das Gerücht verbreitet: er könne nicht dänisch denken. Wie verächtlich mußte der damals schon gegen Deutschland gereizten dänischen Nationalität ein Mann vorkommen, der zwei Jahre abwesend war und nun nicht mehr in der Sprache seiner Heimath sollte denken können! Es kam Alles darauf an, daß durch die beabsichtigten naturphilosophischen Vorlesungen der Gegenbeweis kräftig geführt ward. Im October 1803 konnten dieselben beginnen. Unmittelbar vorher hatte er seine Frau heimgeholt. Steffens hatte ganz das Gefühl, daß nach der Wirkung derselben seine äußere Stellung und die Schätzung des Gehalts seiner Persönlichkeit sich bemessen würde. Eine große Angst, bei tüchtigen Persönlichkeiten kein schlimmes Zeichen, ergriff ihn, als die Eröffnung heranrückte. Er fühlte, daß es hier nicht bloß um die Vertheidigung einer Theorie sich handle, sondern um gesinnungsvolles Eintreten für die Verkündigung des Lebens, des Ewigen, Gottes. „Der letzte Augenblick

vor meinem Auftreten auf meiner einſamen Kammer, war ein ſtilles Gebet," ſo erzählt er ſelbſt; „es war vielleicht das erſte, wahre Gebet ſeit meiner früheſten Jugend. Ich hatte viel vom Chriſtenthum geſprochen, hier lag der Keim zur chriſtlichen Geſinnung, wie er mich damals durchdrungen hatte. Dieſer ernſthafte Moment war nicht ohne Einfluß auf meine Vorträge. Von dieſem Augenblicke an lag im Hintergrunde alles meines Wiſſens ein Glaube, der nie verſchwand." Durchs Gebet geſtärkt, von dem Dichter Oelenſchläger und einem andern Freunde, denen das Herz ſchlug, wie dem Redner ſelbſt, abgeholt, drängte er ſich mühſam durch die Menge, die gekommen war, um zu hören und die der große Saal nicht zu faſſen vermochte. Sobald er auf dem Katheder ſtand, fühlte er wieder volle Freudigkeit. Wie der gewaltſam hervorquellende Strom eines innern Lebens, der mühſam durch beſonnene Ueberlegung in heilſamen Schranken gehalten wurde, wirkte die Rede. Vorleſungen, die ſich nicht bloß als Lehre, ſondern als warme Geſinnung offenbarten, waren in Kopenhagen neu, der Inhalt fremd, aber für Alle, welche noch Luſt und Kraft fühlten, morſche Formen der Erkenntniß zu zerſchlagen und in neuen Bahnen zu wandeln, hinreißend. Nicht bloß Studenten waren die Hörer, ſondern, wie bei Fichte und Schleiermacher, Profeſſoren, hohe Beamte, Kaufleute, neben den Jünglingen Greiſe, denen das Räthſel des Lebens noch nicht gelöſt ſchien. Und wenn auch die verkündete Lehre eine freie, philoſophiſche war, die ſich unabhängig von dem Chriſtenthum darſtellte: „daß Gott als die lebendige, perſönliche Einheit ewiger, lebendiger Perſönlichkeiten von uns erkannt wird und ſo die Quelle alles Erkennens ſei," das lag ſchon damals, obgleich noch unentwickelt, vor dem Redner. Indeß, Steffens wollte nicht blos als Philoſoph wirken, er hoffte durch geognoſtiſche Vorleſungen und geognoſtiſche Reiſen nach Norwegen ſeinem Vaterlande nützen zu können. Dazu mußte der Miniſter Graf Reventlow die Mittel bieten, und dieſer, aller Speculation feind,

hielt an dem Satz, daß ein Philoſoph durchaus unfähig wäre, eine praktiſche Beſchäftigung zu treiben. Vorübergehend zwar war er durch Schimmelmann in eine ſolche Thätigkeit gekommen, da er den Auftrag erhielt, die Salzquellen bei Oldesloe und die Gipsberge bei Segeberg geognoſtiſch zu unterſuchen. Auf die Länge konnte er ſich vor der Thatſache nicht verſchließen, daß er, wie er einmal geworden war, in Dänemark den Boden für eine geſegnete Wirkſamkeit nicht finden könne, den er ſuchte. Und fortwährend befand er ſich in Geldverlegenheiten! Welch eine fröhliche Botſchaft mußte ihm darum ein Brief Reils, des Profeſſors und Arztes, aus Halle ſein, der ihm eine Berufung nach dieſer Hochſchule in Ausſicht ſtellte, und bald darauf die Berufung ſelbſt! Welch eine Freude für die Frau, die in dem fremden Lande viel Trübſeliges, darunter den Tod des Erſtgebornen, zu tragen gehabt, nun in der Nähe des elterlichen Hauſes ſich anſiedeln zu dürfen! Welch eine Ausſicht für Steffens, mit Schleiermacher zugleich an eine Univerſität zu kommen, welche durch Männer wie Friedrich Auguſt Wolf und Reil ſchon einen bedeutenden Ruf genoß! Es waren zwei Jahre des ſchönſten Wirkens, der freundlichſten Lebensgeſtaltung, die er in Halle verlebte. Die Freundſchaft mit Schleiermacher brachte Gewinn für die öffentliche Wirkſamkeit; die Beiden ergänzten ſich gegenſeitig, indem eine verwandte Anſchauung von dem Einen mehr auf dem Gebiete des Geiſtes, von dem Andern auf dem der Natur vertreten ward. Eine frühlingshafte Werdeluſt war in Beiden! Sie iſt uns bezeichnet durch jenen berühmt gewordenen gemeinſamen Spaziergang auf den Petersberg. Am Tag nach ihrem Ausgang hatte Schleiermacher in der Frühe die Gedächtnißpredigt auf die eben verſtorbene verwittwete Königin zu halten. Doch blieben ſie in der Nacht nach dem ſchön verlebten Frühlingstag auf dem Lande. „Noch immer, erzählt Steffens, „erſcheint mir dieſe Nacht wie eine der merkwürdigſten meines Lebens, wie geheiligt. Im Hintergrunde lag der fröhlich genoſſene Tag, die weite, fruchtbare Gegend mit

ihren Dörfern, von dem erſten Frühlingshauche belebt. Wie eine feierliche Tempelhalle umgab uns die unendliche Natur, trug, durchdrang, beflügelte einen jeden Gedanken, und der keimende Frühling erwärmte, wie die Natur, ſo den Geiſt. Die tiefe Religioſität ſeiner Sittlichkeit trat mir nie näher. Der Erlöſer war in unſre Mitte getreten, wie er es verſprochen hatte, daß er da ſein würde, wo zwei oder drei in ſeinem Namen verſammelt ſind. Damals ward es mir klar, daß ein Poſitives des Chriſtenthums, wenn es auch namenlos blieb, ihn dennoch von ſeiner früheſten Kindheit in der Brüdergemeinde an, durchdrang, und daß, was er theologiſch-wiſſenſchaftlich Gefühl nannte, zum chriſtlichen Bewußtſein geſteigert, das Ewige, Poſitive der göttlichen Liebe ſei. Dieſes Gefühl war wie Liebe, ſo Glaube, wie Geſinnung, ſo Sinn, der Letzte als der Träger und Pfleger der Erſteren.“ Es iſt intereſſant neben das, was Steffens Jahrzehnte nachher aus der Erinnerung erzählt, die Schilderung zu ſtellen, die Schleiermacher in einem bald nach jenem Spaziergang an Henriette Herz geſchriebenen Brief von ſeinem Freunde Steffens giebt: „Ich habe Dir wohl lange nichts von Steffens geſprochen und ich habe ihn ſeitdem erſt näher kennen gelernt, ſo daß ich Dir jetzt ganz anders von ihm reden kann. Und wie? Du weißt, liebe Freundin, ich bin eben ſo wenig hochmüthig, als beſcheiden; aber nie habe ich einen Mann ſo aus vollem Herzen und in jeder Hinſicht über mich geſtellt, als dieſen, den ich anbeten möchte, wenn es Mann gegen Mann gezieme. Zuerſt, ſeine Ehe iſt eine rechte Ehe im ganzen Sinn. Man ſieht äußerlich nicht viel davon, aber es iſt innerlich die ſchönſte Wahrheit. Mit welchem Enthuſiasmus ergießt er ſich über ſein Verhältniß mit ihr, mit welcher Kindlichkeit giebt er den vertrauteren Freunden kleine Züge von ihrer Tiefe, von ihrer Religioſität, von ihrer Eigenthümlichkeit, immer mit den ſchönſten Thränen in den Augen. Und dann, der ganze Menſch iſt über alle Beſchreibung herrlich, ſo tief, ſo frei, ſo witzig, als Friedrich Schlegel nur immer ſein kann. Im Philo-

ſophiren mit einer viel größeren Lebendigkeit noch, mit einer glühenden Beredtſamkeit, ſelbſt in unſerer, ihm eigentlich fremden Sprache, iſt er nicht nur durchaus rechtlich und von aller Parteiſucht entfernt, ſondern durch und durch heilig, und in dem Sinn, in welchem ich es ehren und lieben muß, milde. Kannſt Du Dir denken, wie der erſte Naturphiloſoph bis zu hellen Thränen gerührt von einem köſtlichen Sonnenuntergang ſcheidet, den wir oben hatten? Aber dieſer iſt auch ein wahrer Prieſter der Natur. Es war, ſeit er verheirathet iſt, d. h. ſeit beinahe zwei Jahren, das erſte Mal, daß er 24 Stunden von ſeiner Frau getrennt war. Du kannſt Dir denken, wie voll er von ihr war, und nun das Leben unter den alten Felſen und die herrliche Ausſicht oben, und die Luſt, die uns die friſche Luft gab und die Freiheit! Der heiligſte Ernſt und die luſtigſte Tollheit gingen ſo durcheinander und machten ein ſo ſchönes Ganze, wie man es nur ſelten in dieſem Leben findet. — Es iſt auch zwiſchen Steffens und mir eine wunderbare Harmonie, die mir große Freude macht und mir gleichſam eine neue Bürgſchaft giebt für mich ſelbſt. Wenn er im Geſpräch ſittliche Ideen äußert, ſo ſind es immer die meinigen, und was ich von der Natur verſtehe und von mir gebe, fällt immer in ſein Syſtem. Auch unſere Zuhörer bemerken es, wie wir uns (von ganz verſchiedenen Seiten ausgehend, alſo daß es nichts ſein kann, als die reine innere Harmonie) immer im Mittelpunkt vereinigen und einander in die Hände arbeiten.“ Es verdient keineswegs zur Nachahmung empfohlen zu werden, was der geniale Briefſchreiber that, daß er am Sonntag Morgen erſt mit Steffens nach Halle zurückkehrte, als ſchon die Glocken das Gedächtnißfeſt der Königin verkündigten, denn es möchte ſelten Einem gelingen, was Schleiermacher vermochte, daß er mit der intenſivſten Sammlung unmittelbar aus dem Naturgenuß und dem Freundesgeſpräch auf die Kanzel ging, um eine ſeiner geiſtesklaren, folgerichtigen, in ruhiger Rede die Hörer mächtig anfaſſenden Predigten zu halten. Aber welche Jugendfriſche in

den Männern, von welchen Schleiermacher bereits die Danteſche Lebensmitte, das fünfunddreißigſte Jahr, überſchritten hatte! Welch eine Wirkſamkeit mußten ſie entfalten, da ſie die reifen Früchte ihres Forſchens mit ſo vollem, begeiſtertem Herzen darreichten! Wie ſchön mußte es damals in Halle ſein! Aber es dauerte nicht lang, ſo haben die ehernen Tritte der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft auch dieſe Saat des deutſchen Geiſtes zertreten, hineingetreten in den Boden, daß ſie ſpäter mit neuer Triebkraft aufſprösse!

Kurz vor dem Ausbruch des Kriegs mit Frankreich hatte Steffens Gelegenheit, durch einen Beſuch in Berlin die in Preußen vorhandenen Kräfte noch genauer kennen zu lernen. Er wohnte bei Georg Reimer, hatte lange Unterredungen mit Alexander von Humboldt, ward in die Kreiſe eingeführt, in welchen damals die nationale Begeiſterung ihre Flügel regte. Im Herbſt deſſelben Jahres 1806 lernte er dann in Halle die Heeresmacht, die gegen Thüringen ſich zuſammenzog, näher kennen. Sie flößte ihm kein Vertrauen ein. Der Uebermuth, den die Offiziere zur Schau trugen, ließen ihn den Fall fürchten. Die Niederlage bei Jena erfolgte. Halle ward von den Franzoſen eingenommen. Wir können die von Steffens erzählten Einzelheiten, wie er mit Schleiermacher und Gaß die gewaltigen Ereigniſſe durchlebte, hier nicht wiederholen. Napoleon kam. Er ſpürte alsbald heraus, daß die deutſche „Ideologie“ der Schleiermacher, Steffens, Wolf ſeiner Herrſchaft nicht günſtig ſein könne und hob die Univerſität auf. Die „Ideologen“ verloren den Muth nicht. „Je mehr alle äußere Ausſicht und Hülfe verſchwand, je drohender die Verhältniſſe um uns herum wurden, deſto mehr ſtärkte ſich, aller äußern Unwahrſcheinlichkeit zum Trotz, die innere Zuverſicht, die feſte Ueberzeugung, daß das Heilige und Große, wie es in Deutſchland keimte, die göttliche Macht, die in der Geſchichte waltet, ein ſo herrliches Gut ſein mußte, daß der rohe Fußtritt ſiegreicher Heere es nie vernichten konnte. In dieſem Sinne wagte ich es auszuſprechen, was von

dieſem Augenblick an auch das leitende Princip meiner ganzen Geſinnung wurde, ſo lange die Franzoſen das Land beſetzt hielten. Die Schlacht von Jena, behauptete ich, eben in dieſen Tagen der Hoffnungsloſigkeit, wäre der erſte Sieg über Napoleon, denn er hatte die mit ihm im Bunde ſtehende Schwäche vernichtet und von jetzt an in allen Preußen die innere großartige Erbitterung hervorgerufen, die ſich endlich bewaffnen und ſiegen mußte. Die Gewißheit, daß ich ſeinen Sturz erleben würde, verließ mich nie.“ Die Profeſſoren geriethen in die dürftigſte Lage. Aber ſie behalfen ſich und fuhren in ihrer lebendigen Geſelligkeit fort: Die Abende, welche die Freunde Schleiermacher, Steffens, Blanc, Marwitz, Varnhagen und Andere miteinander zubrachten, waren von dem friſcheſten Hauch der Vaterlandsliebe belebt. Steffens ward indeß bald in die Heimath gerufen und ging. Er ſah ſich noch immer als Profeſſor in Halle an und erklärte das dem Miniſter. Nur mit Urlaub ging er in die Heimath, um ſeine Familie ernähren zu können.

Neujahr 1807 kam er nach Hamburg, wo die Großmutter ſeiner Frau wohnte. Erſt im März konnte er nach Kiel gehen, um ſich dem Prinz-Regenten vorzuſtellen, der ihn in die Heimath hatte zurückrufen laſſen. „Es iſt mir lieb,“ ſagte dieſer, „daß Sie wieder zu uns kommen; Sie ſind ein guter Kopf, wir werden Sie brauchen können; aber Vorleſungen dürfen Sie nicht halten.“ „Ich bedaure,“ antwortete Steffens, „Ew. Königl. Hoheit, daß ich dann mich aus meinem Vaterlande, aus dem Dienſte ausgeſchieden betrachten muß.“ Steffens war von der Ausſicht, das nicht thun zu dürfen, worin er ſeine Lebensaufgabe ſah, ſo betroffen, daß er gegen alle Sitte Miene machte, ſich ſtillſchweigend zu entfernen. „Sind Sie ſo kurz angebunden?“ fuhr der Prinz-Regent fort. „Wir können doch miteinander ſprechen.“ Steffens blieb ſtehen. „Ich kann Sie nicht leſen laſſen, Sie machen mir meine Unterthanen verrückt.“ Dieſe Aeußerung bezog ſich auf eine viel ausgebeutete Geſchichte, daß nämlich ein unglücklicher, durch ganz andre Dinge leiblich und geiſtig zerrüt-

teter, aber von Steffens Vorleſungen angefaßter Jüngling in ſeinem völlig gewordenen Irrſinn öfter die Namen Steffens und Oehlenſchläger rief. Es gab eine längere Erörterung zwiſchen dem Prinzen und dem Profeſſor, die Beiden einen bittern Eindruck hinterließ. Steffens eilte nach Kopenhagen, um ſeinen Gönner Schimmelmann zu ſprechen. Die Bezeugungen der fürſtlichen Ungnade waren ihm zuvorgekommen. Es war klar, daß für Steffens im däniſchen Staate jetzt keine Stellung, keine Exiſtenz zu finden ſei. Er befand ſich in der traurigſten Lage. Da ward ihm durch ein grade in die Tage der größten Verlegenheit fallendes Ereigniß nicht nur für die erſte Zeit äußere Hülfe, ſondern eine Glaubensſtärkung zu Theil. Grade an dem Tage ſeiner Ankunft in Kopenhagen ward die Wittwe eines mütterlichen Oheims begraben und die einzige Erbſchaft, die er zu erwarten, mit deren Entziehung ihm aber ſein unphiloſophiſcher Oheim gedroht hatte, fiel ihm zu. „Ich war Jahre lang von einer Anſicht beherrſcht," äußert Steffens bei dieſer Gelegenheit, „die eine ewige Nothwendigkeit alles Daſeins annimmt, eine Nothwendigkeit, die zwar in ihrer Urwurzel auf den Willen einer Intelligenz hindeutet, aber einen Willen, der einmal ausgeſprochen, alle Freiheit verliert. — Aber es giebt Begebenheiten des Lebens, die den innerſten, reinſten Kern der noch nicht ganz verſunkenen Perſönlichkeit unmittelbar treffen. Sie erhalten die Bedeutung einer Offenbarung, ſie treten uns bei der erneuerten Erinnerung als innere, mahnende Glanzpunkte eines durch freie göttliche Liebe beſtätigten Daſeins entgegen." So wirkte die Erbſchaft, die ihm wie aus Gottes Hand zufiel, dazu, ſeine Kindſchaft zu befeſtigen. Aermer an irdiſchen Hoffnungen, reicher an Erfahrungen von der ewig waltenden Liebe, kehrte er nach Hamburg zurück. Der Aufenthalt dort, der Umgang mit dem Sievekingſchen Hauſe, mit Perthes, Runge, die Bekanntſchaft mit dem ſpaniſchen General Romana, zuletzt ein Beſuch in Lübeck bei Rumohr, dem Kunſtkenner und Kenner der Kochkunſt,

war anregend genug, aber drückend, ſchwer drückend war dennoch die Lage, in welcher er ſich mit Frau und Kind befand.

Mittlerweile war das Königreich Weſtfalen errichtet, Halle ihm zugetheilt und die Univerſität wieder eröffnet worden. So wenig Verlockendes jetzt unter franzöſiſcher Herrſchaft der Aufenthalt in Halle hatte, kehrte Steffens doch dorthin zurück, um ſeiner peinlichen Lage ein Ende zu machen. Von den Männern, mit denen er durch wiſſenſchaftliches Streben und tüchtige Geſinnung verbunden geweſen war, fand er nur noch Reil, den Arzt und Blanc, den Prediger. Niemeyer, der Kanzler der Univerſität, benutzte, ohne die Liebe zu Preußen und Preußens König zu verläugnen, jede ſich darbietende Gelegenheit klüglich, um der Univerſität wieder aufzuhelfen. An der Spitze des ganzen Unterrichtsweſens ſtand Johannes von Müller als Staatsrath in Kaſſel, bereits innerlich gebrochen durch das „Umdenken“, das er unter der Wucht der Ereigniſſe vorzunehmen für nöthig gehalten hatte. Aber was unter preußiſcher Regierung möglich war: eine friſche Blüthe des geiſtigen Weſens, eine fröhliche Werbeluſt auf allen Gebieten des Erkennens und Lebens, das mußte unter franzöſiſcher Regierung verkümmern. Von 1200 Studenten, die vorher in Halle geweſen, kamen nur 300 wieder, meiſt Brodſtudenten; Steffens fühlte ſich unter der Zuhörerſchaft, die er nun fand, gedrückt, während er früher das erhebende Gefühl der Wirkung und Gegenwirkung, des wechſelſeitigen Gebens und Empfangens gehabt hatte. König Jerome kam nach Halle. Steffens ließ ſich durch die Neugier beſtimmen, an dem Empfang Theil zu nehmen. Blumen waren dem jungen Wüſtling geſtreut. „Heute,“ ſagte der Profeſſor Rüdiger in dem Kranz der harrenden Profeſſoren, „wird das Wahrzeichen der Stadt Halle dargeſtellt: ein Eſel, der auf Roſen geht.“ Die Profeſſoren wurden dann vor den König geführt: eine wahrhaft kümmerliche Geſtalt; eine nichtsſagende Phyſiognomie; jugendliche Züge, durch Ausſchweifungen entſtellt, ſeine Augen matt, ſeine Haltung unſicher. Er verſicherte die Profeſſoren,

daß er die Wiſſenſchaften ganz vorzüglich liebe und die Univerſität beſchützen werde. Mit Johannes von Müller hatte Steffens darauf eine eingehende Unterredung. Der Staatsrath warnte den Profeſſor vor unvorſichtigen Aeußerungen, an denen es Steffens freilich nie fehlen ließ; er könne keinen ſchützen. Nach einer halben Stunde reichte der Geſchichtsſchreiber, der einſt in Berlin mit dem Naturphiloſophen auf dem Grund gemeinſamer großer Geſinnung zuſammengekommen war, mit Thränen in den Augen die Hand: „Sie müſſen ſich entfernen, ein zu langes Geſpräch könnte verdächtig werden,“ und mit innigem Mitleid ging Steffens. Zur vollen Freudigkeit des Wirkens und Lebens konnte Steffens in Halle nicht kommen. Die Geldnoth hatte ihn nach Halle begleitet, die Beſoldungen der Profeſſoren mußten ſich mancherlei Schmälerungen gefallen laſſen, das Familienleben war durch den Tod zweier Kinder ſehr getrübt, das wiſſenſchaftliche Streben verkümmert, die politiſche Lage im höchſten Grade widerlich. Als die Univerſität in Berlin eröffnet ward, ging auch Reil dorthin. Wie gerne wäre Steffens ihm gefolgt! Reil und Schleiermacher boten Alles auf, einen Ruf für den Freund zu erwirken; ſie erklärten ſich ſogar bereit, zu ſeinen Gunſten einen Theil ihres Gehaltes zu opfern; Schleiermacher machte die wünſchenswerthe Ergänzung, die ſeine Vorleſungen bei großer Verwandtſchaft der Anſchauung durch die des Naturphiloſophen finden würden, geltend; manchmal ſchien die Berufung ganz nahe, aber Steffens blieb ausgeſchloſſen aus der Zahl der Männer, welche der neuen Hochſchule ihre weltgeſchichtliche Bedeutung in der Entwicklung der rettenden, ſittlichen und geiſtigen Kräfte zu geben berufen waren. Endlich als die Univerſität in Frankfurt a/O. nach Breslau verlegt ward, erhielt er einen Ruf nach dieſer Stadt. Im Herbſt 1811 ſollte er dort aufziehen. Vorher beſuchte er noch einmal Jena und traf dort Göthe. Er ſchwelgte noch einmal in einem bedeutenden wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Leben, wie er denn in den Jahren des tiefſten Jammers in Halle ſich in ſtetem Zuſammenhang mit

dem überall ſich regenden Neuen, namentlich mit den dichteriſchen und deutſch-volksthümlichen Beſtrebungen Achims von Arnim, Clemens Brentanos, der Gebrüder Grimm, geblieben war. Dann machte er im Sommer einen Beſuch in Berlin. Der Komet von 1811 ſtand am Himmel. Eine Schauſpielerbande, die in Halle in der Kirche Schleiermachers eine Zeitlang geſpielt hatte, war um dieſe Zeit weggezogen. „Die Komödianten ſind fort," fragte eine Frau aus dem Volke. „Warum ſteht der Komödiantenſtern noch am Himmel?" Aber dieſe Auffaſſung war doch vereinzelt. Das Volk im Ganzen ſchaute mit geheimnißvollem Schauer in den hellen Sommernächten nach dem wunderbaren Stern und ahnte gewaltige Welterſchütterungen. Dieſe konnte Steffens aus den Gährungen in Berlin deutlich vorausſehen und aus dem, was er ſelbſt bisher erlebt und woran er mitgearbeitet. Niemals hat er in dem Reiche Jeromes ſeine deutſche Geſinnung verläugnet. Seine Schrift „über die Idee der Univerſitäten" enthielt einen keineswegs verſteckten Aufruf, die innern, im tiefſten Sinne eigenthümlichen Kräfte des Landes in ſich zu vereinigen und ſo den Druck fremder, vernichtender Kräfte abzuwehren und zu beſiegen. Aber das war nur eine „Idee", das war „Ideologie", das ſchien den Franzoſen nicht gefährlich. „Sie würden verloren ſein," ſchrieb damals der deutſchgeſinnte franzöſiſche Emigrant Villers an Steffens, „wenn Sie nicht für Ihre Darſtellung eine Sprache gewählt hätten, die den Franzoſen ein völlig unverſtändliches Sanskrit iſt." Gefährlicher als dieſe Schrift, die doch unter der Jugend viel zur Belebung der die franzöſiſche Herrſchaft gefährdenden Geſinnung beitrug, ward für Steffens die Theilnahme an jenen geheimen patriotiſchen Verbindungen, durch welche der Sturz Napoleons in Norddeutſchland vorbereitet ward. Jeden Tag konnte er erwarten, daß er aufgehoben, abgeführt, vielleicht gar hingerichtet wurde; ſeine nächſten Freunde wurden in der That, nach ſeiner Abreiſe gefänglich eingezogen. Zur rechten Zeit, im September 1811 verließ er Halle und zog nach Breslau.

Nicht leicht war es für Steffens, hier heimisch zu werden. Doch fand er Gaß hier, den Theologen, Schleiermachers Freund und Karl von Raumer, der um diese Zeit eine Tochter Reichardts heirathete und so sein Schwager ward. Die häuslichen und wissenschaftlichen Angelegenheiten traten übrigens bald hinter die vaterländischen zurück. Steffens athmete unter preußischem Regimente wieder freier, nur drückte es ihn nieder, daß grade um die Zeit seiner Rückkehr in den preußischen Staat derselbe durch das Bündniß mit Napoleon gegen Rußland einer neuen Erniedrigung entgegen zu gehen schien. Er fragte sich: was unternehmen jetzt jene kühnen Männer, die mich, während ich in Halle war, in jene gefahrvolle Thätigkeit hineingerissen hatten? Haben Gneisenau, Chazot, Eichhorn, Schleiermacher jetzt alle Hoffnung aufgegeben, oder sind sie noch in der alten Weise thätig? Er selbst fühlte sich mit seinem Glauben an den Sieg Deutschlands über Frankreich, des Geistes über die Gewalt, der Sittlichkeit über die Gewissenlosigkeit, ziemlich allein in Breslau. Aber dieser Glaube war bereits ein religiöser geworden, der mit fester Zuversicht aller äußern Wahrscheinlichkeit Trotz zu bieten vermochte, und so harrte er aus. Der Frühling 1812 kam heran und mit ihm erschienen auf einmal zum Staunen der Behörden und der Bevölkerung merkwürdige Gäste in Breslau, Gneisenau, Chazot, Justus Gruner, Ernst Moritz Arndt, zuletzt Blücher! Sie knüpften mit Steffens die patriotische Verbindung wieder an. Oft in Steffens Haus oder an einem andern stillen Orte trat dieser „starke, deutsche Männer-Chor“ zusammen. Die Befreiung des Vaterlandes, an welcher sie trotz allem Augenschein erneuerter Knechtschaft nicht zweifelten, war der Gegenstand ihrer ernsten und kühnen Besprechungen. Der Sommer ging hin, Preußen mußte mit gegen Rußland ziehen. Aber der Winter kam auch, und mit ihm Gottes Gericht über Napoleon. Steffens gerieth in die tiefste Bewegung; er fühlte, daß der große, seit sechs Jahren in den Gemüthern der kühnsten Männer vorbereitete Augenblick ge-

kommen ſei. Nur Eins ſchien ihm jetzt eine peinliche Hemmung für die Geltendmachung ſeiner patriotiſchen Begeiſterung und Opferwilligkeit, daß nämlich Breslau, wie er glaubte, vom Schauplatz der zu erwartenden rettenden Thaten zu entfernt ſein würde. Da kam der König mit den königlichen Kindern nach Breslau, Ende Januar, und bald ward offenbar, daß grade von hier aus die deutſche Erhebung, die in Königsberg begonnen, weiter nach Weſten ſich fortpflanzen werde. Der Krieg ward von dem König erklärt, der Feind zwar nicht ausdrücklich bezeichnet, aber das Herz jedes Deutſchen in den preußiſchen Landen kannte ihn. Steffens hatte ihn längſt ſcharf ins Auge gefaßt. Eines Abends erfährt er, daß am andern Morgen der Aufruf an die Freiwilligen in der Zeitung erſcheinen würde. Eine Abſchrift ward in der Geſellſchaft, in welcher er ſich befand, vorgeleſen. Auch in dieſem Aufruf war der Feind nicht genannt. Geſpannt, freudig erregt und doch zugleich beunruhigt, verließ Steffens nach Mitternacht die Geſellſchaft. In wilden, unruhigen Träumen brachte er die Nacht zu. Um acht Uhr ſollte er eine naturphiloſophiſche Vorleſung halten. Unter der Vorbereitung dazu ging ihm der Aufruf durch den Kopf. „Es ſteht ja bei dir," ſagte er ſich ſelbſt, „den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt dir es, und was der Hof beſchließen wird, wenn es geſchehen iſt, kann dir gleichgültig ſein." Seiner Frau hatte er nichts davon geſagt, die Folgen, die für ihn aus dieſer Kriegserklärung gegen Napoleon, nur aus dem Drang und der Macht des Gewiſſens, entſtehen konnten, ſtellte er ſich vor. Er blieb bei ſeinem Gedanken. Am Schluß ſeiner Vorleſung ſprach er: „Meine Herren, ich ſollte um elf Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenſtand mit Ihnen zu ſprechen, der wichtiger iſt. Der Aufruf Sr. Majeſtät an die Jugend, ſich freiwillig zu bewaffnen, iſt erſchienen oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieſer wird Gegenſtand meiner Rede ſein. Machen Sie meinen Beſchluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieſer Stunde verſäumt werden, iſt gleichgültig.

Ich erwarte ſo Viele, als der Raum zu faſſen vermag.“ Die Bewegung war an dieſem Tage grenzenlos. Truppen, Munitionswagen, Kanonen drängten ſich auf den Straßen; mit den Bewohnern der Stadt wogten Tauſende, die vom Lande gekommen waren, um etwas zu erfahren, hin und her; wo ein Wort von der großen Angelegenheit des Vaterlandes geredet ward, fiel es in lauſchende Ohren und wurde von raſchen Zungen weiter geſprochen. Schon um zehn Uhr ſtrömten die Studenten zu Steffens Hörſaal. Bald war er gedrängt voll, Thüren, Treppen, Fenſter, die nächſtliegenden Räume der Straßen waren von Menſchen beſetzt. Seiner erſtaunten Frau ließ Steffens ſagen, ſie möge ſich gedulden, ſie werde bald Alles erfahren. „Ich hatte,“ erzählt er ſelbſt, „dieſe zwei Stunden in einem ſeltſamen Zuſtande zugebracht; was ich ſagen wollte, regte mein ganzes innerſtes Daſein auf; ich ſollte jetzt und unter ſolchen Verhältniſſen ausſprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerſchwer auf meinem Gemüthe gelaſtet hatte: ich ſollte der Erſte ſein, der nun öffentlich laut ausſprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutſchland, ja von ganz Europa da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens ſuchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geiſter ſchienen mir zuzuflüſtern, mir Beiſtand zu verſprechen, ich ſehnte mich nach dem Ende dieſer quälenden Einſamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrſchend hervor: Wie oft haſt du dich beklagt, ſagte ich mir, daß du hier in dieſe Ecke von Deutſchland hingeſchleudert wurdeſt; und ſie iſt jetzt der Alles ergreifende, begeiſternde Mittelpunkt geworden: hier fängt eine neue Epoche in der Geſchichte an, und was dieſe wogende Menſchenmenge bewegt, darfſt du ausſprechen. — Thränen ſtürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und beſtieg mein Katheder. Was ich ſprach, ich weiß es nicht, ſelbſt wenn man mich nach dem Schluſſe der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenſchaft davon haben ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war

das warme Gefühl der zuſammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich ſagte, war die ſtille Rede Aller, und ſie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines Jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend ſo aufforderte, zugleich meinen Entſchluß erklärte, mit ihnen in den Kampf zu theilen, verſteht ſich von ſelbſt.“ Kaum war die Rede gehalten, kaum hatte er ſeiner Familie einige beruhigende Worte geſagt, ſo ſtrömten die Studenten in ſein Haus und baten ihn, die Rede im großen Fechtſaal zu wiederholen. Aber nicht die Studenten allein kamen, es erſchien auch der Rector der Univerſität, vom Staatskanzler Fürſt Hardenberg geſandt. Der franzöſiſche Geſandte, St. Marſan, hatte bei dieſem bereits Beſchwerde eingelegt: „Was hat das zu bedeuten?“ rief der beſtürzte Diplomat. „Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben,“ ja wir betrachten Sie als unſere Bundesgenoſſen, und nun wagt es ein Univerſitätslehrer unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären!“ Hardenberg gab die kluge Antwort: die Geſinnung der Jugend und des Volks könne dem Geſandten nicht unbekannt ſein, die Rede ſei ſo plötzlich geſchehen, daß ſie nicht zu verhindern geweſen. „Fordern Sie Genugthuung,“ fuhr er fort, „ſie ſoll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln und eine Bewegung erregen wird, die uns in große Verlegenheit ſetzen würde und die wir ſchwerlich zu hemmen vermöchten.“ Der Staatskanzler ließ durch den Rector Steffens ſagen, er wolle die Wiederholung der Rede auf dem Fechtſaal nicht hindern, er bitte ihn nur, Napoleons Namen nicht zu nennen. Das konnte Steffens leicht, um ſo mehr, als er durch eine Art von Inſtinct auch in der erſten Rede die Nennung des Namens vermieden hatte. Kaum war der Rector weg, ſo eilte Steffens zu Scharnhorſt. Der General ſtürzte dem Profeſſor in die Arme und rief: „Steffens, ich wünſche Ihnen Glück! Sie wiſſen nicht, was Sie gethan haben.“ Der

Wurf war gewagt. Auf Scharnhorsts Rath, der durchaus nöthig fand, daß Steffens wenigstens für den Anfang mitten unter der von ihm begeisterten Jugend blieb, wandte er sich an den König mit der Bitte um Urlaub und daß er den Feldzug in irgend einer vom König zu bestimmenden Weise mitmachen dürfe. Der König belobte seinen Entschluß und verstattete ihm, die Offiziersuniform als Volontär zu tragen, bis er zum Lieutenant ernannt würde. Er trat in das Jäger-Detachement des Gardejägerbataillons ein. Nun mußte er exerciren lernen und unendliche Arbeit wuchs ihm täglich durch die Meldung der Freiwilligen zu und später durch die Einkleidung derselben. Er hatte die Ehre, die ersten fünfzig Eingekleideten dem König vorstellen zu dürfen.

Bald begann der Feldzug, den Steffens von Breslau bis Paris mitmachte, anfangs in gebundener Stellung als Secondelieutenant, später in der freieren eines dem Hauptquartier angeschlossenen, zu allerlei Aufträgen gebrauchten Offiziers. In Dresden trat er dem Minister vom Stein näher, der schon in Breslau ihn an sein Krankenbett gerufen und seine That gelobt hatte. Stein war kein Freund der Speculation, er griff den Philosophen mit Härte an, als er mit Arndt an seiner gastlichen Tafel saß. „Eure Constructionen a priori," sagte er, „sind leere Worte, armseliges Schulgeschwätz und recht eigentlich dazu gemacht, alle Thaten zu lähmen." — Steffens bewies daraus, daß er, der Mann der Wissenschaft, im Offiziersrock neben dem Mann der That saß, die praktische Richtung seiner Philosophie und wies darauf hin, daß das Streben Alles, was man erfährt und erlebt, als das, was es ist, nicht blos als das, was es scheint, in geistiger Einheit zu erkennen, ein wahrhaft deutsches sei. — „Ja," antwortete Stein, „das weiß ich wohl, daß die deutsche Jugend von dieser leeren, speculativen Krankheit angesteckt ist; der Deutsche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht, und ist von jeher eine sichere Beute seiner schlaueren und gewandteren Feinde geworden." — „Excellenz," ant-

wortete Steffens, „zwar hat die Jugend auf eine erfreuliche Weise sich in Masse erhoben, dennoch ist eine nicht geringe Zahl zu Hause geblieben. Ich möchte eine Wette darauf wagen, daß kein einziger Angesteckter unter diesen ist. Wer ist kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entschiedener entflammt, als es galt, den Feind mit geistigen Waffen zu bekämpfen, als die zwei speculativ grübelnden Deutschen, Fichte und Schleiermacher? Das a priori Construiren findet oft da statt, wo man es eben bekämpft, und Ew. Excellenz haben ein zu großartiges, thätiges Leben geführt, als daß Ihnen viele Zeit bleiben sollte, sich um unsre Grübeleien zu bekümmern; doch selbst unpraktisch scheint es mir, eine Geistesrichtung zu übersehen, die, wie Sie bekennen und beklagen, ein wesentliches Element der Nation ist." Stein polterte und that zornig, lachte aber dabei laut auf. „Am Ende," rief er aus, „bin ich selbst ein unpraktischer Grübler, der sich über das Grübeln in unnütze Grübeleien verliert." Der speculative Philosoph und der thatkräftige Staatsmann kamen trefflich überein in dem gemeinsamen deutschen Sinn, der um keinen Preis die Herrlichkeit des Vaterlandes hinzugeben bereit war. Noch öfter fand Steffens Gelegenheit, mit seiner aus der Fülle des geistigen Lebens quellenden Beredtsamkeit zur That zu rufen, so in Gießen, wo er in Blüchers Auftrag in der Aula der Universität die Jugend aufrief, und in Marburg, wo er als Herold der deutschen Freiheit begrüßt ward und dem Gefühl des treuen hessischen Volks, mit dem er unter Jeromes Herrschaft gemeinsam gelitten und gestritten hatte, Worte verleihen konnte. Er hatte den Auftrag, in Westfalen überall das Volk zu den Waffen zu rufen. Es bedurfte kaum seiner Bemühungen. So machte er durch Hessen und Westfalen einen Ritt in freier deutscher Luft, blieb längere Zeit in Düsseldorf, bis er sich über Köln, Koblenz und Trier zu Anfang des folgenden Jahrs wieder zur Armee begab. Nach der Einnahme von Paris zog er bald den Waffenrock aus und verfolgte namentlich im Umgang mit Cuvier die Interessen seiner Wissenschaft. Dann

ſuchte er, von dem König ehrenvoll des Kriegsdienſtes entlaſſen, Familie und Amt in Breslau wieder auf.

In die erſten Jahre des hergeſtellten Friedens fällt die Abfaſſung von Steffens umfangreicher Schrift: „Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden, mit beſondrer Rückſicht auf Deutſchland.“ Die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten war in den Kriegsjahren auch bei denen, die durch keine amtliche Stellung zur Ordnung und Leitung des Staatsweſens berufen waren, allgemein geworden. Beſonders glaubten ſich die, welche mit in den Krieg gegen Frankreich gezogen waren, berechtigt, ihre Stimme abzugeben. Für Deutſchland war man in den Kampf gegangen, aber nicht für das alte, das eine leichte Beute des Feindes geworden war, ſondern für ein neues Deutſchland, das erſt werden ſollte. Wie es werden ſollte, darüber ſprach Jeder, dem das Herz davon voll war, gern ſeine Meinung aus. Aecht deutſch war es, wenn die Frage nach der zukünftigen Geſtaltung Deutſchlands nur im Zuſammenhang mit den höchſten Fragen des Lebens überhaupt und mit einem geſchichtlichen Gemälde der Stellung der Völker zu einander beſprochen wurde. Wer in Deutſchland damals über das deutſche Reich ſich ausſprach, gab zugleich ſeine Anſicht vom Reiche Gottes, vom Chriſtenthum, von der Erziehung, von der Familie und ſeine geſammte Geſchichtsanſchauung. Arndt hatte dieſe Bahn zuerſt betreten und mitten im Kriegsgetümmel in ſeinem „Geiſt der Zeit“ dieſelben Ueberzeugungen in immer neuer Wendung und Färbung ausgeſprochen mit der heißen Leidenſchaft ſeines Zorns und ſeiner Liebe. Ruhiger betrachtet Steffens im Frieden die Dinge. Für uns iſt die tiefe Religioſität, mit welcher der Naturphiloſoph aus der Unruhe des Kriegs in die ſtille Wirkſamkeit eines Lehrers der Jugend zurückkehrt, von beſonderem Intereſſe. „Glaube,“ ſo ſchreibt er auf den erſten Blättern, „iſt eine ewige unveränderliche Zuverſicht. Daß es bei dem Glauben nicht darauf ankomme, *was* man glaube, hat ſelbſt einer der geiſtreichſten Männer unſrer Zeit behauptet. Ein

tiefer Irrthum. Vielmehr giebt es nur einen Glauben, nur Eins, was geglaubt werden muß; alles Uebrige iſt nicht Gegenſtand des Glaubens. Und dieſes iſt der Glaube an das Myſterium der Verſöhnung. Wie alles Wankende, ſich Widerſtrebende und Vernichtende ſeine verborgene Wurzel hat in einer tiefen Selbſtſchuld, iſt uns Allen innerlich bewußt; wie wir dieſes Grundübel nicht aus eigener Kraft zu heben, das Leben in ſeiner innerſten, erkrankten Wurzel nicht zu heilen vermögen, fühlen wir wohl. Und doch iſt das ganze Daſein hohl und leer und alle Erſcheinung ein furchtbares Gaukelſpiel finſterer, täuſchender Geiſter, wenn wir an dieſer Heilung zweifeln. Daß ein perſönlicher, lebendiger Gott Alles erhält und zum Beſten lenkt, iſt nur dann ein Gegenſtand des Glaubens, wenn wir an ihn als einen verſöhnten Gott glauben; denn die Selbſtſchuld verwandelt ihn in einen ſtrafenden. Daß wir alle Fäden des trennenden, zerſtreuenden Lebens zerreißen, das ganze Daſein in ſich ſelber verſenken ſollen, um uns ungetheilt Gott zu weihen, das ſagt uns ein inneres Gefühl; aber der Menſch vermag das nicht. Drängt ſich nicht alles Daſein nach dem Menſchen zuſammen, deuten nicht alle Zeichen der verſchloſſenen Natur wie zerſtreute Weiſſagungen auf ihn? Und in ſeinem Innern findet er einen Abgrund von Kraft und Streben, in jedweder Richtung gleich unendlich, eine nicht abzuweiſende Forderung, das Tiefſte und Höchſte, das Göttliche ſelbſt darzuſtellen. Aber wie ein geſtürzter Fürſt wandelt er rathlos und zerſtört unter den Trümmern ſeiner eigenen Herrlichkeit, und wir fühlen es wohl, daß wir der innigſten Gemeinſchaft mit der höchſten Gewalt verluſtig ſind. Ja, eben in der eigenen, von Gott getrennten Kraft, in dem leeren Hochmuth der innern Trennung liegt die unendliche Schwäche, die äußere furchtbare Verſchmelzung und Abhängigkeit. Wie alle Elemente der Natur zur Ruhe kamen in der menſchlichen Geſtalt, wie mit dieſer ein heiteres Daſein aus dem Chaos hervorquoll, und wie dieſes ſelbſt die Zeit der Verheißung unter den Trümmern verwüſtender Kräfte die Spuren der Weiſſa-

gung einer zukünftigen Erlöſung verbirgt, ſo zeigt uns das Chriſtenthum in Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, den reinſten Menſchen, alle Kraft und Herrlichkeit in ihm, alle Klarheit und Göttlichkeit dem Menſchen gegeben, und das Höchſte und Mächtigſte, geheiligt durch ein unendliches Opfer. Die ganze alte Welt und ihre Schickſale deuten auf ihn, das Bild der ewigen Liebe iſt die heitere Sonne des Lebens geworden nur durch ihn, und wie der harte Stein in Fleiſch zerſchmolz und die wilden Gewäſſer in Blut verwandelt durch die Adern rollen, nachdem die Erde die Kräfte der Zerſtörung in ihre verſchloſſenen Tiefen zurückdrängte, und ſich der Sonne ganz weihte; ſo hat das wilde Geſchlecht einen Mittelpunkt des höchſten Daſeins gefunden, wo die Schickſale der Völker und die ſtille Sehnſucht eines verſchloſſenen Gemüthes gleiche Befriedigung finden können. Denn eine tiefe Schuld, unerklärbar in ihrer Entſtehung, hat das Geſchlecht ergriffen, und, wie ſie entſtanden ſein mag, uns ſelber müſſen wir ſie zuſchreiben; nur aus der Mitte des Geſchlechts, doch nicht durch irdiſche Kraft, konnte die Rettung entſpringen, und wir bedürfen eines perſönlichen Verſöhners, wie eines perſönlichen Gottes. Ja, durch ihn iſt uns Gott erſt wahrhaft perſönlich, und wo der Glaube an ihn verſchwindet, verwandelt ſich für die verirrte Seele die Anſchauung Gottes in ein ruchloſes Spiel mit Begriffen, in todte, nichtige Formeln, entſpringt nicht heiligend, erhebend, andächtig aus den innerſten Tiefen eines bewegten, ſich ſelbſt in ſeiner Nichtigkeit ergreifenden, nur durch Opfer zu rettenden Gemüths. Das iſt das verborgene Wunder des Chriſtenthums, daß es das innerſte Weh eines jeden einzelnen Menſchen in den trübſten Stunden, wo er ſeine tiefe Zerrüttung fühlt, und des ganzen Geſchlechts in ſeinem verworrenen Treiben, mit gleich ſeliger Kraft, mit gleich göttlicher Heilung trifft.“ Wie wohl thut aus dem Munde des Philoſophen dieſes ſchöne, chriſtliche Bekenntniß, in welchem die ewige Wahrheit von dem Herzens- und Geiſtesbedürfniß des Menſchen ergriffen wird! Die Rückkehr zu den chriſtlichen Grundwahrheiten bewirkte

damals auch bei vielen Protestanten eine mildere Beurtheilung des katholischen Mittelalters, erschloß den Sinn für das Aechte und Wahre, was unter den Formen der mittelalterlichen Kirche sich barg. Steffens hatte in seinem Buche die günstigste, weil tiefste Auffassung des katholischen Gottesdienstes gegeben, deren ein evangelischer Christ fähig ist. Unter dem Eindruck eines Besuchs im Kölner Dom während des Feldzugs hatte er jene Blätter geschrieben, in welchen uns Dom, Altar und Bild, Priestergewand, Weihwasser und Weihrauch als tiefsinnige Symbole religiösen Lebens entgegentreten. Die Darstellung erregte in der Familie des zur katholischen Kirche übergetretenen Grafen Friedrich Leopold Stolberg die größte Aufmerksamkeit. Die Gräfin schrieb an Steffens: er sei auf dem Weg zur wahren Kirche, der Kampf, den er noch zu bestehen habe, werde für die Kirche siegreich endigen, täglich beteten sie für seine Bekehrung und hofften, daß er ein wichtiges Werkzeug für die Kirche werden würde. Steffens ward durch den Brief tief gerührt, ja erschüttert. Aber er beantwortete ihn nicht. Die Auffassung der Stolbergschen Familie beruhte doch auf einer großen Verkennung. Das Bedürfniß des Naturphilosophen, auch in der Kirche die Natur, das Element als Symbol, Träger, Werkzeug des Geistes anzusehen, ward ihm in der lutherischen Kirche befriedigt, in welcher seine selige Jugend wurzelte, in die er mit ganzer Liebe im Alter sich wieder versenkte.

Die Religion ward ihm, wie er sich selbst ausdrückt, Alles; sie war das tiefste Thema aller seiner Vorlesungen, worüber sie sich auch verbreiten mochten. Nur wurde er in den nächsten Jahren durch politische Streitigkeiten von der ruhigen Versenkung in die Tiefe des Christenthums noch zurückgehalten. Der Geist, der nach den Befreiungskriegen in den Studentenkreisen wehte, flößte ihm ernste Besorgniß ein. Das Lob der Freiwilligen auf Kosten des stehenden Heers gefiel ihm nicht, weil er überzeugt war, daß nur durch den festen Halt des doch auch für die Befreiung des Vaterlandes begeisterten Heers die Freiwilligen etwas ausrichten konnten. Ihm war

das Politisiren der Jünglinge zuwider, die, wie tapfer sie auch gefochten haben mochten, doch keine politische Erfahrung, jedenfalls vor Allem den Beruf hatten, etwas Tüchtiges zu lernen. Wenn er auf die Schlagwörter hörte, vor denen die Menge sich beugte, wenn er auf die Verfassungsmacherei sah, die überall sich regte, so kam es ihm vor, als lägen noch immer Franzosenketten auf Deutschland. Seiner ganzen Anschauung von der Organisation widerstrebte das Mechanische, das er hie und da zu entdecken glaubte. In jedem Volksthum, in jedem Stand, in jeder Familie, in jedem Einzelnen sah er ein Eigenthümliches und es schien ihm, als ob die neue Lehre mechanisire, nicht organisire. Am Meisten waren ihm die Turner in ihrer manierierten Deutschheit zuwider, wie sie durch Jahn gepflegt worden war. Schon in den „Carricaturen des Heiligsten," in denen er die in der Schrift über „die gegenwärtige Zeit" ausgesprochenen Meinungen mit stärkerer Betonung des Gegensatzes ausführte, hatte er sich gegen die Turnplätze gewendet. Er fuhr in dem Kampfe fort. Es gab eine Spaltung unter den Professoren und Studenten. Mit so lieben Männern, wie mit seinem Schwager K. v. Raumer und seinem Freunde Schleiermacher, kam er in Zwiespalt. Den Männern, welche die Stimmung der Befreiungskriege zu bewahren suchten, galt er als ein Abtrünniger, denen, welche den Geist zu dämpfen suchten, als ihr Helfer. Beides glaubte er nicht zu sein.

Durch die bittern Erfahrungen, die er machte, ward er nur um so kräftiger zur Kirche und ihren Schätzen der Lehre, des Trostes und der Erbauung getrieben. Wie im Politischen, wich er nun auch im Kirchlichen von der aus den Befreiungskriegen stammenden Grundstimmung ab. Diese war in der Religion eine unirende, Steffens aber lernte Scheibel, den strengen Lutheraner, kennen, er fand in seinen Predigten die tiefste Erbauung und übergab seinem Religionsunterricht die einzige Tochter. Als seit dem Jahre 1830 durch

die Einführung der Agende des Königs Friedrich Wilhelm III. eine Trennung von Lutheranern aus der preußischen Landeskirche erfolgte, eine lutherische Gemeinde unter Scheibel sich bildete, schloß sich Steffens an diese Bewegung an und trat mit dem ganzen Gewicht seiner Stellung, seiner Wissenschaft, seiner Ueberzeugung für dieselbe ein. Daß diese Gemeinde größtentheils aus schlichten Bürgern bestand, daß Vielen die Gemeinschaft des Professors mit diesen als ein Aergerniß und eine Thorheit erschien, ja daß sein Kämpfen wider die „administrative Union“ und für das Recht des lutherischen Bekenntnisses und der Gemeindebildung auf Grund desselben in jener Zeit, in welcher Regierung und Verwaltung sich zum Schaden der Kirche mit der Union ganz identifizirt zu haben schienen, als aufrührerische Gesinnung aufgefaßt wurde, hielt ihn nicht zurück. Die Religiosität, wie sie im Umgang mit Schleiermacher in ihm lebendig geworden war, so viel Freude seinem Gemüth, so viel Anregung seiner wissenschaftlichen Forschung, so viel Muth in der gefahrvollsten Zeit seines Lebens sie ihm gegeben, genügte ihm nicht mehr. Sie beruhte ihm zu sehr auf der persönlichen Stimmung, auf der Anziehung und Anregung eines bedeutenden Freundes. „Der Uebergang von dem rein Persönlichen oder von der durch persönliche Zuneigung und Vertrauen vermittelten Religiosität, bis zur rein wirklichen, ist der wahrhaft entscheidende, und erst, nachdem man sich einer Kirche ganz hingegeben hat, so daß man nicht in diese hineinlebt durch das reflectirende Erkennen, sondern geistig und schlechthin aus ihr herauslebt, wie die sinnliche Seele aus ihrem Leibe, darf man sich in vollem Sinne ein Christ nennen. Ist man nach vielen Kämpfen dahin gekommen, das Bedürfniß einer Kirche zu finden, dann kann man in der That erst sagen, man habe das höchste Ziel erreicht, nach welchem eine wahre Religiosität hinanstrebt und nur die Kirche vermag uns einen wahren Frieden zu geben.“ Wir sehen in diesen Worten von Steffens den Begriff

der Kirche als Anſtalt gegen den Begriff der Kirche als Gemeinſchaft, wie er von Schleiermacher beſonders geltend gemacht wurde, auftauchen, wir blicken damit in Gegenſätze hinein, welche in unſern Tagen noch die Gläubigen zerſpalten. Steffens bedurfte einer Kirche. Das Band, welches ihn früher mit der Kirche verknüpfte, war eigentlich die Freundſchaft mit Schleiermacher, und da dieſer der reformirten Kirche angehörte, ſo hielt ſich Steffens in Halle, wie ein Unirter vor der Union, zu den Reformirten. Jetzt durch Scheibels Perſönlichkeit, die, weniger durch glänzende Eigenſchaften hinreißend, einfältiger auf die Kirche, auf die in ihr gegebenen Schätze des Lebens hinwies, ward er zur lutheriſchen Kirche zurückgeführt; die Jugenderinnerungen erwachten, der lutheriſche Gottesdienſt in ſeiner größeren Fülle, namentlich das Kirchenlied lockte die dichteriſche Natur, die lutheriſche Lehre ſchien ſeiner naturphiloſophiſchen Anſchauung die Verſöhnung mit dem Chriſtenthum anzubieten. Ihm war es unerläßliches Bedürfniß des Geiſtes, in dem Menſchen den von allen untern Stufen geweiſſagten Gipfel der Schöpfung, die Einheit von Geiſt und Natur zu ſchauen; die Geſchichte der Schöpfung gipfelte ihm im Menſchen, auch die Geſchichte der Naturverklärung konnte er nur im Zuſammenhang mit der Herſtellung des ſündigen Menſchen anſchauen. Die richtige Schätzung des Leiblichen in der Religion, die Durchdringung des geſammten Lebens mit Chriſtus ſah er nur in der lutheriſchen Kirche, namentlich in ihrer Lehre vom Abendmahl. „Nicht blos Worte für die erwägende Seele rede ich," ſo läßt er den Heiland in dem Worte von ſeinem Fleiſch und ſeinem Blut Joh. 6. reden. „Ich bin ganz für euch da, wie ich mich für euch geopfert habe; ich durchdringe euer ganzes Daſein, ich bin geſtaltete Nahrung, ſo daß ihr um meinetwillen leben werdet." Das Abendmahl war ihm der höchſte, individualiſirende Proceß des Chriſtenthums; durch daſſelbe ſah er das ganze Geheimniß der Erlöſung, in ſeiner reichen Fülle,

in die empfängliche Perſönlichkeit ſich ſenken. Von dem rechten Genuß des Abendmahls erwartete er darum die Heiligung und Verklärung unſers geſammten irdiſchen Lebens. „Man denke ſich,“ ſagt er, „daß die heilige Lehre, welche den Heiland erblickt, als den allgegenwärtigen Schöpfer einer erneuerten, für die Seligkeit beſtimmten Schöpfung, welche inmitten der Erſcheinungen die Keime einer neuen Welt pflegt, welche ihn erblickt, wie er alle Schöpfungskraft geiſtig geſtaltet in ſeiner Kirche und wie dieſe Geſtalt jedem nahe iſt, und in Stunden der Reinigung ſich ihm ganz, als ſelige Nahrung hingiebt — man denke ſich, ſage ich, daß dieſe Lehre, (wie ſie ſich erhalten hat und in vielen einfachen Gemüthern die herrſchende iſt) immer die Grundlage unſerer bürgerlichen, ſittlichen, ja geiſtigen Bildung wäre — wie ganz anders ſtände es um die Geſinnung der Zeit? Jene Quelle der Liebe ſcheint verſiegt, wir wühlen in uns ſelbſt und in unſerm hohlen Innern, ja, da der Urgegenſtand aller wahren Hingebung verſchwunden iſt, ſcheint es unmöglich, uns irgend einem Gegenſtand völlig hinzugeben. Die heilige Treue, welche uns an König und Vaterland bindet, iſt ſchwankend geworden; Meinungen ſind an ihre Stelle getreten — wir leſen kein Buch, wir ſehen kein Bild, wir hören keinen Ton mit jener Unbefangenheit, die ſich ihrem Gegenſtande hingiebt, um aus ihm neubelebt wieder hervorzugehen: nur uns ſelbſt leſen, hören, ſehen wir, und inmitten der größten Reichthümer, welche Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie aller Zeiten uns darbieten, leben wir in grauenhafter Einſamkeit. Wir verachten unſre eigene Kindheit und haben den Sinn für die Kindheit der Geſchichte verloren, ja ſelbſt die ewig blühende Natur liegt in Hypotheſen und Fictionen vergraben.“ So ſchrieb Steffens 1831 in ſeiner Schrift: „Wie ich wieder Lutheraner ward und was mir das Lutherthum iſt.“ Man muß geſtehen, daß dieſe Anſchauung einer liebenden Hingabe der Perſönlichkeit an die höchſte Perſönlichkeit und die daraus gefolgerte

Hingabe an die menſchlichen Vertreter der göttlichen Macht, zwar mit jenem ſelbſtbewußten, trotzigen, die Obrigkeit meiſternden Geiſte, welcher ſich hier und da nicht ohne Schuld der Obrigkeit aus den Befreiungskriegen entwickelt hat, in den Kampf treten mußte, daß ſie aber eine ächte Frucht jener Zeit iſt, in welcher ſich Gottes Macht dem hülfloſen Volke wieder offenbart hat.

Als die Breslauer Verhältniſſe für Steffens drückend zu werden anfingen, indem die alten Freunde um ſeines offenen chriſtlichen Bekenntniſſes willen ferner traten, Scheibel aber ſeinen Weg in einer Weiſe verfolgte, die der Freund nicht immer billigen konnte, verſetzte ihn ein durch den Kronprinzen erwirkter Ruf nach Berlin noch einmal in ein neues Leben. Eine treue Jüngerſchaar ſammelte ſich um den im Alter noch jugendfriſchen Lehrer. Die Religion war auch jetzt das pulſirende Blut in allen ſeinen Vorleſungen, die Einwohnung Gottes in aller Creatur der Grundgedanke ſeiner Lehre. Als lebendigen, durch Gottes Einwohnung belebten Organismus faßte er die Natur, und an die Spitze aller Naturentwicklung, deren verborgener Grund Gott iſt, ſtellte er die in und mit Gott freie und ewige Perſönlichkeit des Menſchen, als die Mitte zweier Welten, einerſeits als die Vollendung der organiſchen Entwicklung des ſichtbaren Weltalls, andrerſeits als Anfang der verhüllten höheren Entwicklung der unſichtbaren Welt. Und wie die Natur ihm ein durch Gott belebter Organismus war, ſo war ihm die Idee des Staats das Innewohnen Gottes in der Geſchichte, und die Aufgabe des Staats ſah er darin, einen lebendigen Organismus im Bilde einer Gottesfamilie darzuſtellen, in welcher das durch Gottes Gnade geordnete Oberhaupt und das zu göttlichem Leben berufene Volk ſich innig zuſammenſchlöſſen. Wenn in allen dieſen Anſchauungen die Idee der Perſönlichkeit eine große Bedeutung hat, ſo wußte er wohl zu unterſcheiden die durch die Sünde gebundene und die durch die Gnade frei gewordene Perſönlichkeit, und der allein frei machenden Perſönlichkeit des Heilands, wie ſie

in die Natur und Geſchichte hineintritt, aber nicht aus Natur und Geſchichte hervorgegangen und eben darum fähig, die Gebundenen zu erlöſen, wandte er ſich glaubend und forſchend immer aufs Neue zu. Ein Schüler hat es bezeugt, daß er durch ſeine Vorleſungen die unſichtbare Kirche wieder habe bauen helfen und daß viele jüngere Geiſter durch ihn vor dem Abgrund der Vernünftelei bewahrt, viele gerettet worden ſeien. Denn was er ſprach, kam nicht aus der kalten Erkenntniß; aus dem innerſten Grund der Perſönlichkeit quellend, traf er das perſönliche Leben in ſeiner Wurzel. Wie ein König der Gedanken, ſo ſchildert ihn ein Schüler, ſaß er frei und gewaltig auf ſeinem Lehrſtuhl, durch nichts Geſchriebenes gehemmt, mit einem Silberſtifte ſpielend wickelte er die köſtlichſten Gedanken ab, Geiſt ſtrahlte aus den ſcharf geſchnittenen blitzenden Augen, Liebe verklärte ſeinen Mund. Sein graues Haar gebot Ehrfurcht, auf den Wangen blühte noch die Jugend, oft wurden ſie durch die Begeiſterung höher geröthet, oft überkam den Redner eine tiefe Rührung und ſeine Augen wurden feucht, wenn er durch einen von ihm ſelbſt ungeahnten Flug ſeines Geiſtes fortgetragen, die ſeligen Geheimniſſe Gottes aufſchloß. In ſolchen Augenblicken riß er unüberwindlich hin. „Wir glauben nicht an den Heiland um der Wunder willen, wir glauben an die Wunder um des Heilands willen," rief er einmal aus. „Sehen Sie," ſagte er ein andermal über das Vaterunſer, „es weht ein Klang der Unendlichkeit durch das Gebet. Chriſtus hätte ſich als göttlich bekundet, auch wenn er nichts geſprochen hätte als dieſes." Unter den Zuhörern war dann eine feierliche Stille; ſichtbar ergriffen und ſchweigend verließen Alle den Hörſaal. Nur wenige Tage war Steffens krank. Noch am 22. Januar 1845 hatte er auf Schelling, der die letzten Jahre mit ihm in Berlin zuſammenwirkte, einen Toaſt ausgebracht, am 8. Februar hörte er in einem befreundeten Hauſe eine Vorleſung aus Dantes Paradies mit größtem Intereſſe an. Als er nach Haus gehn wollte, brach er mit heftigem Blutbrechen

zuſammen. Er erholte ſich nicht wieder. Am 13. Februar ſchlief er ſchmerz- und bewußtlos ein. An ſeinem Grabe wurden ihm die Verſe des Liedes „O Haupt voll Blut und Wunden“ geſungen, von denen er oft verſichert, daß er ſie nie ohne die tiefſte Bewegung hören könne. Ohne Verabredung, in ſtiller Uebereinſtimmung eines gemeinſamen Gefühls, begaben ſich viele von Steffens Grab zu Schleiermachers Grabdenkmal; ſie bezeugten damit, welch einen Segen Gott Deutſchland durch die beiden Männer geſchenkt, die in der bewegteſten Zeit der neueren Geſchichte mit mannhaftem Muth und jugendlicher Begeiſterung uns in Chriſtus den Quell des ewig friſchen Lebens wieder gezeigt haben.[35])

12.

Napoleons Sünde.

Das Religiöſe in der Erhebung der Völker gegen Napoleon, das aus den bisher vorgeführten Lebensbildern deutſcher Männer und Frauen uns bereits entgegen getreten iſt, wird uns erſt dann völlig klar, wenn wir das Recht zu einer religiöſen Erhebung, zu einer Anrufung Gottes gegen ihn bedenken, welches die Perſon Napoleons darbot. Er war eine außerordentliche, weltgeſchichtliche Erſcheinung, einer jener Gewaltigen, auf welche Gott bei der Ausführung ſeines Planes mit der Menſchheit ganz beſonders gerechnet hat, aber er war keiner von den guten Geiſtern. Als eine geniale Ausprägung der wider Gott ſich ſetzenden Selbſtheit, als ein Typus des Böſen, als ein Dämon, dem Gott erlaubt hat, das deutſche Volk zu plagen, ſo wie er einſt Hiob dem Teufel für eine Zeitlang preisgegeben, ſtellte er den frommen Gemüthern ſich dar, und Viele, welche in der Offenbarung Johannis forſchten und die Erfüllung der apokalyptiſchen Weiſſagungen in der Geſchichte der Jahrhunderte aufſuchten, ſahen in ihm den Apollyon jenes heiligen Buchs. Gegen ihn durfte gebetet und der rächende Arm Gottes angerufen werden; im Kampfe mit ihm galt es die Wahrheit wider die Lüge, die Gerechtigkeit wider die Ungerechtigkeit; wer gegen ihn in hei-

liger Entrüſtung ſich erhob, der ſchien dem Teufel zu entfliehen und Gott zu ergreifen. Das Bild des gewaltigen Eroberers zu zeichnen, wäre eine Aufgabe, der wir uns nicht gewachſen fühlen, zu deren Löſung aber auch hier der Ort nicht iſt. Nur einige Züge deſſelben werden wir geben, um zu erklären, warum das Volksgemüth in Napoleon den apokalyptiſchen Apollyon erkannte, warum der Dichter rufen durfte:

Es iſt kein Krieg, um den die Kronen wiſſen,
Es iſt ein Kreuzzug, iſt ein heiliger Krieg!

Schon das Zeugniß, das dem vierzehnjährigen Schüler bei ſeinem Abgang von der Kriegsſchule zu Brienne nach der von Paris ausgeſtellt ward, deutet auf das hin, was er ſpäter geworden: „Gute Conſtitution, ausgezeichnete Geſundheit, unterwürfiger, ehrenwerther und erkenntlicher Charakter, immer ausgezeichnet durch ſeinen Eifer für die Mathematik. Er weiß ſeine Geſchichte und Geographie zur Genüge, er iſt ziemlich ſchwach in allen Uebungen, die zur Annehmlichkeit des Lebens gehören (exercices d'agrément) und im Lateiniſchen, wo er nur die vierte Claſſe erreicht hat. Er wird ein ausgezeichneter Seemann werden.“

Wenn wir zu dieſem Zeugniß hinzunehmen, was aus ſeiner Schülerzeit erzählt wird, daß er eigenſinnig pünktlich war und unermüdlich wißbegierig, aber zugleich abgeſchloſſen durch Stolz und dadurch wieder von einer Schüchternheit im Benehmen, die auf Unterwürfigkeit deuten konnte, ſo erſcheint ſein Charakter nicht grade liebenswürdig. Er iſt erkenntlich für das, was ihm Erwünſchtes geſchieht, aber ohne die Liebe, welche ſonſt in dieſem Alter Herz an Herz bindet. So hat er als Kaiſer die, welche ſich ſeinem perſönlichen Intereſſe unbedingt ergaben, mit Belohnungen und Ehren überſchüttet, aber von einer edlen Wallung uneigennütziger Liebe zur Menſchheit hat man nie etwas an ihm geſpürt. Schon in ſeiner Jugend war er auf ſich ſelbſt geſtellt in ſelbſtiſchem Trotze und reizbarem Stolze. Für die Poeſie war er nicht

unempfänglich. Auf ſeine Kriegsfahrt nach Egypten nahm der junge General auch Dichterwerke mit. Rouſſeau zog ihn an durch die ihm eigene Verbindung des Radicalen und Phantaſtiſchen, des Dichteriſchen und Philoſophiſchen; die franzöſiſchen Tragiker reizten ihn nicht bloß zur Heldenlaufbahn, ſie gaben ihm auch eine dankbar benutzte Anweiſung, in großen Augenblicken ſeines Lebens theatraliſch aufzutreten und pomphaft ſich auszuſprechen. Daß er Oſſian las, daß der abgeſagte Feind alles Unbeſtimmten in den nordiſchen Dämmerungen gelegentlich ſich ergehen mochte, läßt ſich vielleicht aus dem Drang erklären, grade das aufzuſuchen, was der Natur am meiſten fehlt. Siebenmal ſoll er Göthes Werther durchgeleſen haben, und die Briefe an Joſephine zeigen, daß ihm der Stil einer ſchwärmeriſchen Liebe nicht fremd war. Aber wie die Liebe zu Joſephine, ſo mußte alle poetiſche Neigung doch vor dem großem Zweck ſeines Lebens, ſein Selbſt der Welt als Signatur aufzudrücken, weichen. Unter allen natürlichen Gaben und Neigungen war es die Liebe zur Mathematik, die am völligſten ſeinem Willen, ſeinem Streben, ſeinem Lebenszweck ſich zum Dienſte ſtellte. Man darf vielleicht ſagen, daß dies die Signatur ſeines ganzen Schaffens, Wirkens, Herrſchens war: ein mathematiſches Genie im Dienſte der unbändigſten Selbſtſucht. Sein Stolz, ſein Trotz, ſeine Herrſchſucht ließ ihn alle geſchichtlichen Verhältniſſe, alle menſchlichen Beziehungen, alle gemüthlichen Bedürfniſſe für nichts achten: hatte er Luſt, ein Gebäude niederzureißen, ſo gab ihm kalte Berechnung den Plan zum Neubau. Addiren, ſubtrahiren, multipliciren, dividiren — mit kaltem Griffel, das war ſeine Luſt. Die Menſchen mit der ganzen Fülle eigenthümlichen Lebens, das jedem Einzelnen gegeben iſt, waren ihm nur Ziffern, die Königreiche Nullen, vor welche er ſich als gewaltigen Einer ſetzte, die Nationalreichthümer mathematiſche Formeln für ſeine titaniſchen Entwürfe, die Länder tabulae rasae, auf welchen er, unbekümmert um alte Gränzen und um die tiefſten Heiligthümer des volksthümlichen

Lebens, beliebige grade Linien zog, um neue Reiche zu ſchaffen. Wenn eine ſolche Selbſtſucht mit einem ſolchen Genie ſich verbindet, es müſſen gewaltige Dinge ausgerichtet werden, aber das Volksgemüth empört ſich im Innerſten, wie gegen einen kalten Dämon, gegen einen Gewaltigen, der mit dem Gott, der die Liebe iſt, keine Gemeinſchaft hat, und an dem empörten Volksgemüth ſind alle Berechnungen des großen Mathematikers zu Schanden geworden. Ganz natürlich iſt der Zug eines ſolchen Charakters zur Revolution, denn auch in der Revolution verbindet ſich die ſelbſtiſche Leidenſchaft mit kühler mathematiſcher Berechnung. Nachdem ſie aus heißen, gährenden Trieben ans Leben geboren iſt, verfährt ſie mechaniſch, nicht organiſch: ſie meint, die Einrichtung eines neuen Staatsweſens ſei ein einfaches, bald zu löſendes Rechenexempel: aber wenn ſich Schwierigkeiten entgegenſtellen, die aus den geſchichtlichen Verhältniſſen, aus der Mannigfaltigkeit menſchlicher Intereſſen entſpringen, ſtreicht ſie aus, um neu zu rechnen, mit der Unbarmherzigkeit mathematiſcher Conſequenz. Die Revolution und Napoleon reiften ſich einander entgegen. Der zwanzigjährige Lieutenant jauchzte dem erſten Ausbruch des demokratiſchen Geiſtes zu. Als die Monarchie geſtürzt war, ward er ganz Jacobiner und nannte ſich hinfort Brutus Bonaparte. Schon 1793, als er den Zug der Conventsarmee gegen die Royaliſten und Girondins mitmachte, offenbarte er in einem Briefe an zwei Conventsdeputirte die grauſame mathematiſche Conſequenz, von welcher wir geredet haben: „Bürger Repräſentanten! Vom Felde der Ehre, marſchirend im Blute der Verräther, bring' ich euch mit Freuden die Kunde, daß eure Befehle ausgeführt und daß Frankreich gerächt iſt. Weder das Alter noch das Geſchlecht ſind geſchont worden. Die durch die republikaniſchen Kanonen nur verwundet waren, ſind durch das Schwert der Freiheit und das Bajonnett der Gleichheit umgebracht worden. Brutus Buonaparte, Bürger Sansculotte.“ [36]) Kein Mann war würdiger als er, das Erbe der Revolution anzutreten. Er war die

perſongewordene Revolution. Thiers, indem er die ſittliche Maßloſigkeit als den hervorſpringendſten Zug im Charakter ſeines Helden bezeichnet, giebt eine treffende Schilderung von ſeinem Eintritt in die Bahn der Revolution. „Ein Wunder an Genie und Leidenſchaft, in das Chaos einer Revolution hineingeworfen, breitet er ſich in ihr aus, entwickelt ſich in ihr, beherrſcht ſie, ſetzt ſich an ihre Stelle und nimmt ihre Energie, Kühnheit, Unenthaltſamkeit an. Nachfolger von Leuten, die ſich in nichts Schranken geſetzt, weder in der Tugend noch in dem Verbrechen, weder im Heroismus noch in der Grauſamkeit, von Menſchen umgeben, die ihren Leidenſchaften nichts verſagt haben, verſagt er den ſeinigen eben ſo wenig. Sie haben aus der Welt eine Univerſal-Republik machen wollen, er will gleicherweiſe eine Univerſal-Monarchie aus ihr machen; ſie haben ein Chaos aus ihr gemacht, er macht aus ihr eine beinahe tyranniſche Einheit; ſie haben Alles in Unordnung gebracht, er will Alles in Ordnung bringen; ſie haben den Souveränen verächtlich begegnen wollen, er entthront ſie; ſie haben auf dem Schaffot getödtet, er tödtet auf den Schlachtfeldern, aber indem er das Blut unter dem Ruhm verhüllt; er opfert mehr Menſchen, als je die aſiatiſchen Eroberer geopfert haben, und auf den engen Ländern Europas, die mit widerſtrebenden Völkerſchaften bedeckt ſind, durchläuft er mehr Raum als die Tamerlan und Dſchingiskan auf den leeren Gebieten Aſiens durchlaufen haben.“ Und dann fährt Thiers fort: „Die Maßloſigkeit iſt alſo der weſentliche Zug ſeiner Laufbahn. Daher rührt es, daß dieſer tiefſinnige Feldherr, dieſer weiſe Geſetzgeber, dieſer vollendete Verwalter, ein Politiker war, den wir als den thörichtſten bezeichnen müßten, wenn Alexander nicht gelebt hätte. Wenn die Politik nur Geiſt wäre, ſo hätte ihm ſicher nichts gemangelt, um die raffinirteſten Staatsmänner zu übertreffen. Aber die Politik iſt viel mehr Charakter als Geiſt, und darin ſündigt Napoleon.“ [37]) Wir brauchen weiter nichts zu thun, als das Urtheil des franzöſiſchen Geſchichtsſchreibers uns anzueignen: Napoleon

war ein großes Genie, aber in ſeinem Charakter lag ſeine Sünde; er war ein Narr durch ſeine ſittliche Maßloſigkeit, im altteſtamentlichen Sinn der Narrheit als einer Auflehnung gegen den lebendigen Gott, die allemal den Sturz zur Folge hat.

Es läßt ſich denken, daß es mit der Religion eines Mannes, der in ſolchem Maße ſein Ich zum Gott machte, ſchlecht geſtanden haben muß. Wir wollen nicht ſagen, daß nicht hunderte von Herrſchern chriſtlichen Namens dieſelbe oberflächliche, äußerliche, politiſche Auffaſſung der Religion gehabt haben wie Napoleon, aber ſchwerlich hat Einer einen ſo empörenden Gebrauch davon gemacht. Man kann zugeben, daß er, im Gegenſatz zu den Gräueln der Revolution, geſchichtlich betrachtet gewiſſermaßen als ein Förderer und Herſteller der Kirche erſcheint, aber das durchaus Politiſche in ſeiner Behandlung der Religion empört uns bei genauerer Betrachtung immer aufs neue. Die Weiſe, wie Napoleon die Religion anſah, war im Grunde heidniſch. Wir haben es früher ſchon als dem Heidenthum eigenthümlich bezeichnet, die Religion nur als eine Seite des Volksthums anzuſehen, ſo daß Jemand, ſo gewiß er einem Volke angehört, auch die Religion des Volks bekennt und übt, daß aber eben darum von einer Univerſalreligion nicht die Rede ſein kann. So machte er, weil er im Katholicismus geboren war, den katholiſchen Gottesdienſt mit, ohne innerliche Theilnahme an dem Poſitiven der Lehre. „Meine Religion," ſagte er im Beginn ſeiner Laufbahn zu Monge, „iſt ſehr einfach. Ich betrachte dieſe ſo große, ſo mannigfaltige, ſo herrliche Schöpfung und ich ſage mir, daß ſie nicht das Spiel eines Zufalls ſein kann, ſondern das Werk eines unbekannten, allmächtigen Weſens, das ſo hoch über dem Menſchen ſteht, als die Schöpfung über unſern ſchönſten Maſchinen." Und dann den Werth der Religion vertheidigend, fährt er fort: „Erlaubt doch, daß die Religion dem Menſchen Alles ſagt, das er zu wiſſen begierig iſt, und haltet in Ehren, was ſie ſagt. Es iſt wahr, daß, was die eine Religion vorbringt, die andre

leugnet. Was mich betrifft, ſo urtheile ich anders, als Herr von Volney. Daraus, daß es verſchiedene Religionen giebt, die ſich natürlich widerſprechen, ſchließt er gegen alle: er behauptet, daß ſie alle ſchlecht ſind. Ich möchte ſie vielmehr alle gut finden. Denn im Grunde ſagen ſie alle daſſelbe. Sie haben nur Unrecht, wenn ſie ſich einander in den Bann thun wollen, aber das muß man durch gute Geſetze hindern. Die katholiſche Religion iſt die unſers Vaterlandes, die, in welcher wir geboren ſind.“ [38]) Man ſieht, er gehört der katholiſchen Kirche durch ſeine Geburt an, aber nicht durch Ueberzeugung, es ſei denn die Ueberzeugung von der Gleichgültigkeit gegen alle Unterſchiede in der Religion. Ganz ſo ſpricht er ſich noch auf St. Helena aus. Nachdem er ſeinen Glauben an den eben ſo nachſichtigen als mächtigen Gott bekannt, dem er trotz ſeiner Fehler ruhig nahe, fährt er fort: „Weniger ſicher bin ich, ſobald ich ins Gebiet der poſitiven Religionen eintrete. Da begegne ich auf jedem Schritt der Hand des Menſchen, und oft bereitet ſie mir Dunkelheit und iſt mir zuwider. . . . Aber man darf dieſem Gefühl nicht nachgeben, in welches viel menſchlicher Stolz ſich eindrängt. Wenn man die nationalen Ueberlieferungen, mit welchen die Völker die Religionen verflochten haben, bei Seite ſetzt, ſo findet man darinnen die Erkenntniß Gottes, die Erkenntniß des Guten und Böſen ſtark ausgeſprochen, und das iſt das Weſentliche. Ich war in den Moſcheen, ich habe die Menſchen auf den Knieen geſehen vor der ewigen Allmacht, und obwohl meine nationalen Gewohnheiten oft einen Stoß empfingen, ſo habe ich doch nie das Gefühl des Lächerlichen gehabt. Die Verläumdung, die meine Handlungen traveſtirt, hat geſagt, daß ich in Kairo den Islam bekannt hätte, während ich in Paris vor dem Papſt den Katholiken ſpielte. In alle dem iſt etwas Wahres, nämlich, daß ich ſelbſt in den Moſcheen etwas Verehrungswürdiges fand, und daß ich, ohne dort bewegt worden zu ſein, wie in den katholiſchen Kirchen, wo meine Kindheit erzogen

ward, doch daſelbſt den Menſchen auf dem Knieen ſah, ſeine Schwachheit vor der Majeſtät Gottes demüthigend. Jede Religion, die nicht barbariſch iſt, hat Anſpruch auf unſre Achtung, und wir Chriſten haben den Vortheil, eine Religion zu haben, die aus den Quellen der reinſten Moral geſchöpft iſt. Wenn man ſie alle achten muß, ſo haben wir doppelt Urſache, die unſrige zu achten, und im Uebrigen ſoll Jeder in derjenigen leben und ſterben, in welcher ſeine Mutter ihn gelehrt hat, Gott anzubeten. Die Religion iſt ein Theil der Beſtimmung. Sie bildet mit dem Boden, den Geſetzen, den Sitten das heilige Ganze, welches man Vaterland nennt und das man niemals verlaſſen ſoll. Mit mir haben einige alte Revolutionäre in der Zeit des Concordats davon geſprochen, Frankreich proteſtantiſch zu machen; ich war empört, als ob man mir zugemuthet hätte, meine Eigenſchaft als Franzoſe abzulegen und Engländer oder Deutſcher zu werden.“ [39]) In der That war es die Ueberzeugung, daß für Frankreich nur der Katholicismus paſſe, daß, wenn kein Papſt wäre, er eigens geſchaffen werden müſſe, die ihn als Conſul zum Concordat trieb. „Iſt denn der Proteſtantismus die alte Religion Frankreichs?“ rief er damals aus. „Iſt er die Religion, welche aus langen Bürgerkriegen, aus tauſend Kämpfen als die den Sitten, dem Geiſte unſerer Nation angemeſſenſte hervorgegangen iſt? Sieht man denn das Gewaltſame nicht ein, das darin läge, wenn Jemand ſich an die Stelle eines Volks ſetzen wollte, um ihm Liebhabereien, Gewohnheiten, Erinnerungen zu ſchaffen, die es nicht hat? Der Hauptreiz der Religion liegt in der Erinnerung.“ [40]) „Letzten Sonntag,“ ſo erzählt er, „ging ich mitten in der allgemeinen Stille der Natur in den Gärten von Malmaiſon ſpazieren: der Ton der Glocke von Ruel traf plötzlich mein Ohr und erneuerte alle Eindrücke meiner Jugend. Ich war bewegt, ſo ſtark iſt die Macht der erſten Gewohnheiten; und ich ſagte mir: wenn es mit mir ſo iſt, welche Wirkung müſſen ſolche Erinnerungen nicht auf ein-

fache und gläubige Menſchen hervorbringen! Mögen eure Philoſophen darauf antworten! Das Volk braucht eine Religion.“ [41]) Das blieb ſeine Meinung bis ans Ende. Für das Volk hielt er eine ſehr poſitive Religion für nothwendig, für ſich ſelbſt hatte er mit den dürftigſten religiöſen Vorſtellungen genug. Wie einen äußerlichen, durch die Erziehung und Erinnerung geheiligten Brauch, ohne innere Theilnahme, machte er den katholiſchen Gottesdienſt mit. Er bat ſich vor ſeinem Tode noch einen katholiſchen Geiſtlichen nach St. Helena aus. Sein Oheim Feſch ſchickte ihm zwei unbedeutende, aber wackere Männer. „Ich hätte einen gelehrten Prieſter bedurft,“ klagte er, „mit dem ich über die Dogmen des Chriſtenthums hätte ſprechen können. Gewiß hätte er mich nicht gläubiger an Gott gemacht, als ich es bin, aber er hätte mich vielleicht über einige Punkte des chriſtlichen Glaubens erbaut. Es iſt ſo ſüß, dem Grabe zu nahen mit dem ſchlechthinigen Glauben der Katholiken! aber ich habe nichts der Art von meinen zwei Prieſtern zu erwarten. Doch werden ſie mir die Meſſe leſen und wenigſtens dafür gut ſein!“ Die katholiſche Kirche mag die Genugthuung haben, daß der Gewaltige in ihrem Glauben geſtorben ſei. Wir aber kennen kaum eine oberflächlichere, äußerlichere, dürftigere Auffaſſung der Religion als die Napoleons. Ihm iſt die Religion nichts durch göttliche Erleuchtung Gegebenes, vom Glauben Ergriffenes, den Menſchen Durchdringendes, ſie iſt ein Stück des nationalen, alſo des natürlichen Lebens, das man hat, wie man exiſtirt, ohne Kampf des Gewiſſens, ohne Gefühl des Siegs durch die göttliche Gnade. Kein Wunder, wenn Napoleon gelegentlich jeder Religion gerecht zu werden ſchien und eben dadurch jede gegen ſich aufrief. Wär' er für ſeine Perſon religiös indifferent geweſen, ſo hätte er das Volksgemüth ſo wenig gegen ſich empört, wie die unzähligen, die ſeine Meinung theilen. Aber daß er dieſen Indifferentismus bis zur Verläugnung des Chriſtenthums politiſch verwerthete, das hat ihm das chriſtliche Volksgewiſſen, wie wenig erregt

es ſonſt ſein mochte, doch nie vergeſſen können. Am empörendſten aber wirkte der religiöſe Schein, mit welchem er ſeine Miſſion, ſeine Tyrannei, ſeine Selbſtvergötterung umgab!

Wie der Teufel gern in einen Engel des Lichts ſich verkleidet, ſo ſtellte ſich Napoleon gern als Geſandter Gottes dar, und es war ihm willkommen, wenn Schmeichler ihn als den politiſchen Meſſias der Welt begrüßten. Wenn er dann auch den Namen Gottes in den Mund oder in die Feder nahm, in Wahrheit wußte er nichts von Gott, weil er an den geoffenbarten Gott nicht glaubte. Gott erſchien ihm nicht als die ewige Liebe, nicht durch Chriſtum hindurch war göttliches Leben ihm nahe getreten und nicht durch Chriſtum hindurch ſuchte er Gottes Herz. Gott war ihm die Nothwendigkeit, die Macht; viel wahrer war Napoleon, wenn er ſtatt von Gott vom Schickſal redete. Der Stern, an den Napoleon glaubte und ſeine Familie, iſt nur die poetiſche Bezeichnung für das unerbittliche Geſchick, als deſſen Vollſtrecker er ſich anſah. An die Armee richtete er wenige Tage vor ſeiner Landung in Egypten eine Proclamation, in welcher er ſagt: „Wir werden einige ermüdende Märſche thun, mehrere Gefechte liefern und in allen unſern Unternehmungen glücklich ſein, das Schickſal iſt für uns.“ Um den Muſelmännern ſeine göttliche Sendung einleuchtender zu machen, ſcheute er ſich nicht, ſich ihnen als den Vollender des Werks, das Mohammed begonnen, darzuſtellen und den Glauben an den Propheten zu affectiren. Eine wahrhaft heidniſche Proclamation nennt Leo mit Recht die an ſeine egyptiſchen Truppen: „Die Völker, mit welchen wir nun leben werden, ſind Muhammedaner; ihr erſter Glaubensartikel iſt: es iſt kein andrer Gott als Gott und Mohammed iſt ſein Prophet. Widerſprecht ihm nicht. Handelt mit ihnen, wie ihr mit den Juden, mit den Italienern gehandelt habt, habt Rückſichten für ihre Muftis und ihre Imams, wie ihr ſie gehabt für die Rabbiner und für die Biſchöfe. Habt für die Ceremonien, welche der Koran vorſchreibt, für die Moſcheen dieſelbe Duldung,

die ihr für die Klöſter, für die Synagogen, für die Religion Moſes und Jeſus Chriſtus gehabt. Die römiſchen Legionen beſchützten alle Religionen.“ [42]) Er ging noch weiter. Er erließ bei ſeiner Landung in Egypten eine Proclamation in arabiſcher Sprache, in welcher es hieß: „Ich verehre Gott, ſeinen Propheten Mohammed und den Alkoran.“ Und als er in Syrien einrückte, begann er ſeine Proclamation: „Im Namen des allmächtigen, ewigen, unendlichen und allweiſen Gottes, der nie erſchaffen worden iſt und der keinen Sohn hat,“ und berief ſich, um die Gunſt der Muſelmänner zu gewinnen, darauf, daß die Franzoſen den Pabſt zu Grunde gerichtet. Als er in die Gräber der Pyramide von Cheops eintrat, rief er: „Ehre ſei Allah! Gott iſt Gott und Mohammed iſt ſein Prophet!“ — „Du haſt geredet wie der gelehrteſte Prophet,“ ſprach der Mufti, der ihn begleitete, zu ihm. — „Ich kann einen feurigen Wagen vom Himmel ſteigen und ſeinen Lauf zur Erde lenken laſſen,“ fuhr der junge General fort. — „Du biſt das große Haupt,“ ſagte der Mufti, „dem Mohammed die Macht und den Sieg giebt.“ Als aber trotz dieſer abſcheulichen Rolle, die er ſpielte, in einem Aufſtand franzöſiſches Blut gefloſſen war, ſühnte es Bonaparte mit einem Blutbad unter den Muſelmännern und erließ dann folgende Proclamation an die Bewohner von Kairo: „Sheriffs, Ulemas, Redner der Moſcheen, belehret das Volk, daß die, welche meine Feinde ſein wollen, weder in dieſer noch jener Welt eine Zuflucht finden werden. Sollte es Jemand geben, der blind genug wäre, um nicht zu ſehen, daß das Schickſal ſelbſt alle meine Unternehmungen lenkt? Sollte Jemand ungläubig genug ſein zu bezweifeln, daß Alles in dieſer großen Welt der Herrſchaft des Schickſals unterworfen iſt? Belehret das Volk, daß, ſeitdem die Welt iſt, geſchrieben ſtand, daß, nach Vernichtung der Feinde des Islams und dem Sturze des Kreuzes, ich aus dem fernen Occident kommen würde, um die Aufgabe, die mir geſtellt iſt, auszurichten. Mögen die, welche nur die Furcht unſerer Waffen abhält, uns zu

ſuchen, ſich ändern: denn indem ſie Gebete gegen uns an den Himmel richten, erflehen ſie ihre eigene Verdammung! Mögen die wahren Gläubigen Gebete thun für das Glück unſerer Waffen! Ich könnte von Jedem von euch über die geheimſten Regungen ſeines Herzens Rechenſchaft fordern, denn ich weiß Alles, ſelbſt das, was ihr Niemand geſagt habt; aber ein Tag wird kommen, wo alle Welt klar ſehen wird, daß ich durch höhere Befehle geleitet werde, und daß alle Anſtrengungen der Menſchen nichts gegen mich vermögen.“ Mag ſich der junge General in dem muſelmänniſchen Egypten beſonders frei gefühlt haben und mag manches von dem Geſagten nur abenteuernde Uebertreibung geweſen ſein — das iſt ſeine tiefſte Anſicht, daß das Schickſal durch ihn mit eiſernem Fuße über die Welt hinſchreitet, eine Anſicht, welche dieſelbe bleibt, auch wo er den heiligen Namen Gottes gebraucht. An den Dey von Algier ſchreibt er 1802: „Gott hat beſchloſſen, daß Alle die, welche gegen mich ungerecht ſein werden, dafür ihre Strafe empfangen ſollen.“ Und nachdem er ſich zum Kaiſer gemacht, ſchrieb er an den Erzbiſchof von Mainz: „Da ich mich durch die göttliche Vorſehung zu der kaiſerlichen Würde berufen ſehe, ſo ergebe ich mich gänzlich dem allmächtigen Beiſtand des Allerhöchſten.“ In dieſem Wahn einer göttlichen Vollmacht ſchritt er fort bis zur frevelhafteſten Selbſterhebung. Denn es wird berichtet, daß er am 18. Brumaire 1799 im Rath der Alten geſagt: „Wir wollen eine Republik, gegründet auf die wahre Freiheit, auf bürgerliche Freiheit, auf eine Nationalrepräſentation. Wir werden ſie erhalten. Ich ſchwör' es in meinem Namen.“ Auch das müſſen wir als einen übermüthigen Verſuch anſehen, um in den Augen des Volkes ſich mit glänzenderem Nimbus zu umgeben, daß er ſeinen Namen in die Reihe der Heiligen auf den 16. Auguſt in den Kalender ſetzen ließ, da ſein Geburtstag, der 15. Auguſt, ſchon durch den Mariennamen beſetzt war. — Am Stärkſten und Planmäßigſten aber tritt das Beſtreben dieſes Mannes, der ſelbſt nicht glaubte, ſich in den

Herzen der gläubigen Menge feſten Grund zu verſchaffen, durch den 1806 eingeführten kaiſerlichen Katechismus hervor. In ihm iſt nicht etwa der Gehorſam gegen die Obrigkeit, wie in andern Katechismen, nur im Allgemeinen gelehrt, ſondern Napoleon läßt ſeinen Namen in das Lehrbuch ſetzen: „Die Chriſten ſind den Fürſten, ihren Beherrſchern, und wir insbeſondere Napoleon dem Erſten, unſerm Kaiſer, Liebe, Ehrfurcht, Gehorſam, Treue, den Kriegsdienſt und alle die Abgaben ſchuldig, welche zur Erhaltung und Vertheidigung ſeines Reiches und ſeines Thrones angeordnet ſind: außerdem ſind wir ihm noch eifriges Gebet für ſein Heil und für die geiſtliche und zeitliche Wohlfahrt des Staats ſchuldig. — Frage: Warum ſind wir ſchuldig, alle dieſe Pflichten gegen unſern Kaiſer zu erfüllen? Antwort: Erſtens, weil Gott, der die Staaten errichtet und nach ſeinem Gutdünken ſie austheilt, dadurch, daß er unſern Kaiſer mit ſeinen Gaben ſowohl in Friedens- als in Kriegszeiten reichlichſt begnadigt hat, ihn zu unſerm Oberhaupte eingeſetzet, und zum Diener ſeiner Macht, zu ſeinem Bilde auf Erden aufgeſtellt hat. Wenn wir alſo unſern Kaiſer ehren und ihm dienen, ſo ehren und dienen wir Gott ſelbſt. Zweitens: Weil Jeſus Chriſtus, ſowohl in ſeinen Lehrvorträgen, als durch ſein Beiſpiel uns ſelbſt von den Pflichten unterrichtet hat, welche gegen unſern Regenten uns obliegen. Im Gehorſam gegen den Befehl des Kaiſers Auguſtus iſt er geboren worden; er hat die vorgeſchriebenen Abgaben entrichtet; und ebenſo wie er befahl, Gott zu geben, was Gottes iſt, ſo hat er auch verordnet, dem Kaiſer zu leiſten, was dem Kaiſer gebühret. — Frage: Giebt es nicht beſondere Beweggründe, die unſere Ergebenheit gegen Napoleon den Erſten, unſern Kaiſer, noch um Vieles verſtärken ſollen? Antwort: Ja; denn er iſt derjenige, den Gott der Herr unter den ſchwierigſten Umſtänden erweckt hat, der Wiederherſteller der öffentlichen Ausübung der heiligen Religion unſerer Voreltern und der Beſchützer derſelben zu ſein; er hat durch ſeine tiefe und thätige Weisheit die öffentliche

Ruhe und Ordnung wiederhergestellt und erhalten; er ist der Vertheidiger des Staats durch die Kraft seines mächtigen Arms, und durch die heilige Salbung, welche er von den Händen des Pabstes, des Oberhauptes der allgemeinen Kirche, empfangen hat, ist er zum Gesalbten des Herrn geworden. — Frage: Was soll man von denjenigen halten, die etwa an den Pflichten gegen unsern Kaiser treulos handeln? Antwort: Nach der Lehre des heiligen Apostels Paulus widerstehen sie der Anordnung, die Gott selbst eingeführt hat, und machen sich der ewigen Verdammniß schuldig." — Und dieser Katechismus war nicht allein für die Franzosen bestimmt, es ward der deutschen Jugend am linken Rheinufer eingeprägt: daß Jeder, der Napoleon nicht gehorche, ewig verdammt sei — mußte nicht das Volksgewissen zuletzt mit furchtbarer Gewalt sich gegen einen Menschen erheben, der es wagte, sich zwischen die gläubige Christenseele und ihren Gott hineinzudrängen, als einen Maßstab für das Gericht? Was für einen Eindruck konnte der Schutz der Religionen, dessen er, wie ein römischer Imperator, sich rühmte, machen, wenn er in gräulicher Selbstvergötterung dem christlichen Glauben Hohn sprach? Es ist wahr: er hat den römischen Priestern seine Achtung bewiesen, die Unentbehrlichkeit des Pabstes behauptet, die katholische Religion als die der französischen Nation gepriesen; er hat am 7. December 1804 dem Consistorium zu Genf gesagt: „das Reich der Gesetze hört dort auf, wo das unbeschränkte Reich des Gewissens angeht. Weder das Gesetz noch der Regent dürfen diese Freiheit verletzen. Dies sind meine Grundsätze und die des Volks, und sollte einer meiner Race mir nachfolgen und den Schwur vergessen, den ich geleistet habe, und verführt durch die Eingebungen eines falschen Gewissenseifers ihn brechen wollen, so überliefere ich ihn hiermit dem öffentlichen Tadel, und ich autorisire Sie, ihm den Namen eines Nero zu geben." Daß er auch einen jüdischen Sanhedrin einberufen, ist bekannt, und wer zweifelt daran, daß er auch den griechischen Katholiken etwas Schmeichelhaftes hätte sagen

können, wenn es die Politik erfordert hätte? Aber die Religion war ihm nur politisches Mittel, und während er aus politischer Berechnung jedem Volksglauben gerecht zu werden trachtete, hat er durch die im Hintergrund lauernde tiefe Verachtung der religiösen Innerlichkeit den Volksglauben gegen sich aufgerufen, und nacheinander haben der Islam in Egypten, der römische Katholizismus in Spanien und Tyrol, der griechische in Rußland und der Protestantismus in Norddeutschland bis aufs Blut mit ihm gekämpft. Und wenn nun gar dem von seinem Ruhme Berauschten Schmeichler einen Taumelkelch nach dem andern reichten, wenn ein französischer Maire sagte: Gott habe Napoleon geschaffen und dann geruht von seiner Arbeit, wenn ein rheinbündnischer Pfarrer auf der Kanzel rief: Napoleon, der Nächste nach Gott! wenn er sogar als Gottes Sohn gepriesen wurde, und er nicht wie Paulus sein Kleid zerriß, sondern sich in dieser Weihrauchwolke wohlgefiel, kein Wunder, daß zuletzt das evangelische Volk auf den Gedanken kam: Er ist der Mensch der Sünde, das Kind des Verderbens, der da ist ein Widerwärtiger und sich überhebt über Alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich setzet in den Tempel Gottes als ein Gott und giebt sich vor, er sei Gott (2. Thess. 2, 3. 4.), er ist der König über die verderblichen Schaaren, der Engel aus dem Abgrund, deß Name heißt auf Hebräisch Abaddon, und auf Griechisch hat er den Namen Apollyon. (Offenb. 9, 11.)

Mußte durch solche Selbstvergötterung und die unchristliche Gleichgültigkeit gegen das religiöse Bekenntniß der religiöse Volkshaß erweckt werden, so gab Napoleon zugleich tausendfältige Ursache, daß die tiefste sittliche Verachtung ihn traf. Wir nennen hier in erster Reihe den Frevel, dessen er sich gegen die göttliche Ordnung der Ehe schuldig gemacht. Die Geschichte lehrt, daß Dynastien in solchem Frevel ihr Ende gefunden haben: die Dynastie Napoleons begann damit. Er war mit Josephine, der Wittwe des hingerichteten Generals Alexander Beauharnais verheirathet. Wenn man den

Maßſtab der Weltleute anlegt, ſo war dieſe Ehe gar nicht übel. Napoleon und Joſephine waren ſich einander etwas, ſie ergänzten und liebten ſich einander; die Kreolin aus St. Domingo verband mit körperlicher Schönheit ſo viel Anmuth in der Unterhaltung, ſie war in der Pariſer Geſellſchaft ſo heimiſch, ihr eigenes Leben war mit der jüngſten Geſchichte Frankreichs ſo ſehr verknüpft, daß ſie ſich vorzüglich eignete, in dem Hauſe ihres zur höchſten Macht aufſtrebenden Gemahls die Honneurs zu machen und im Cabinet ihm politiſchen Rath, namentlich den zur Mäßigung, zu geben. Und Napoleon huldigte ihr mitten in ſeinen Kriegszügen in Ergüſſen der ſchwärmeriſchſten Liebe. „Meine einzige Joſephine,“ ſchrieb er ihr einſt; „fern von Dir iſt keine Freude, fern von Dir iſt die Welt eine Wüſte, wo ich vereinſamt bleibe, und die Süßigkeit, mich auszuſprechen, nicht finden kann. Du haſt mir mehr als meine Seele genommen, du biſt der einzige Gedanke meines Lebens. Wenn ich von der Mühe der Geſchäfte gelangweilt bin, wenn ich ihren Ausgang fürchte, wenn die Menſchen mich anwidern, wenn ich geneigt bin, das Leben zu verfluchen, ſo lege ich die Hand auf mein Herz: Dein Bild ſchlägt darinnen, ich betrachte es und die Liebe iſt für mich das vollkommene Glück und Alles lacht mich an, nur die Zeit nicht, da ich fern von meiner Geliebten bin. — Durch welche Kunſt haſt Du alle meine Kräfte zu feſſeln, mein ganzes ſittliches Weſen in Dir zuſammenzudrängen gewußt? Es iſt eine Trunkenheit, meine ſüße Freundin, die nur mit mir ſelbſt endigen wird. Leben für Joſephine — das iſt die Geſchichte meines Lebens!“ Wie ſchändlich hat Napoleon dieſe Gelübde gebrochen! — Die Ehe mit Joſephine war nur durch einen Civilact geſchloſſen worden. Als nun Napoleon Kaiſer geworden und der Papſt zur Krönung nach Paris gekommen war, ſo nahm dieſer Anſtand daran, daß Napoleon Joſephine die Krone aufſetze, ſo lange ſie nach kirchlicher Anſchauung nur ſeine Concubine, nicht ſeine Gemahlin ſei. Da ward, um Skandal zu vermeiden, um Mitternacht vor der Krönung

in einem Cabinet neben dem Schlafzimmer des Kaisers die kirchliche Trauung durch den Kardinal Fesch in tiefster Verborgenheit und Stille nachgeholt. Diese Ehe war aber durch ihre Kinderlosigkeit ein großes Hinderniß für die Befestigung der Dynastie. Sie mußte darum — das Rechenexempel war einfach — getrennt werden. Josephine willigte mit den bittersten Schmerzen darein. Der Senat schied bürgerlich, und um die kirchliche Scheidung möglich zu machen, ward geltend gemacht, daß jene Winkeltrauung in der Nacht vor der Krönung darum keine Geltung habe, weil bei ihr der Pfarrer des Kirchspiels nicht nach den Anordnungen der gallikanischen Kirche zugegen gewesen sei. Welch ein nichtswürdiges Gaukelspiel: dieselbe Trauung, welche die Gültigkeit beweisen sollte, hat ihre Ungültigkeit beweisen müssen! Es ist bekannt, wie unglücklich diese Ehe endigte, es ist auch bekannt, daß die beiden Ehen für Napoleon kein Hinderniß waren, mit anderen Frauen zu sündigen. „Ohne keusch zu sein, ward er nie von einer groben Liederlichkeit befallen," sagt Thiers von ihm. Aber er hat dennoch genug gethan, um sich in den Augen der Christenheit verächtlich zu machen, durch die Weise, wie er seine eigene Ehe behandelte und die seiner Brüder, namentlich Jeromes, und man weiß, daß es da und dort in seiner Familie auch an dem „grossier libertinage" nicht gefehlt hat. Die deutsche Erhebung hat nicht geringe Nahrung aus den in Flugschriften gegebenen Enthüllungen über Napoleons Familienverhältnisse gesogen.

Mit derselben Schamlosigkeit, mit welcher er die Eheordnung beleidigte, sündigte er gegen die göttliche Ordnung des Eigenthums. Wir denken zunächst nicht an die Eine große Sünde, der er sich als Eroberer schuldig machte, sondern, wenn wir zugeben wollten, daß er zu seinen Eroberungszügen ein Recht, eine Nöthigung gehabt, so müßte uns die Zügellosigkeit, mit welcher er selbst geschlossene Verträge brach, Bundesgenossen beleidigte, aufs Höchste empören. Als Napoleon 1805 mit Oestreich Krieg führte, war

Preußen neutral. Es war aber für Napoleons Heer unter Bernadotte wünschenswerth, durch das preußische Gebiet von Anſpach marſchiren zu können. Er ließ die Verletzung des preußiſchen Gebiets ſo höflich als möglich vornehmen; von ſeiner innerſten Geſinnung giebt indeß ſeine Inſtruction Zeugniß, in welcher er ſagt: „Ich muß den Sieg haben; wenn ich mir ihn durch falſche Scrupel entgehen laſſe, wenn ich geſchlagen werde, ſo vereinigt ſich Preußen mit der Coalition, weil ich unglücklich bin; wenn ich dagegen den Sieg gewinne, werde ich hinlänglich wegen des Bruchs des Völkerrechts gerechtfertigt ſein.“ Aber was iſt dieſer einzelne Bruch des Völkerrechts, was iſt der ſcheußliche Mord, den er an dem Herzog von Enghien verübt, was ſind hundert ähnliche Fälle gegen die große Grundſünde des Hochmuths, der Habgier, der Tyrannei, daß er alle Völker ſich unterwerfen wollte, daß er gut nannte, was ihm gehorchte, bös, was ihm widerſtand, daß ihm nur die Völker für treu galten, welche ihm auf die Schlachtfelder folgten, daß er die, welche bei ihren rechtmäßigen Herren hielten, Jacobiner ſchalt, daß er die Tapferkeit des Feindes pries, wenn er den Sieg davon trug, dagegen, wenn der Feind ſiegte, den Sieg den Elementen oder andern ungünſtigen Umſtänden zuſchrieb, überhaupt, daß er ein unerhörtes Syſtem der Lüge gründete und das Lügen ſeiner Bülletins ſprichwörtlich machte und jede freie Meinung, ob ſie auf der Kanzel oder der Bühne oder in der Preſſe laut werden wollte, gewaltſam unterdrückte. Niemals iſt die Selbſtſucht in einem mit großen Gaben ausgeſtatteten Menſchen vollendeter erſchienen; denn ſelbſt das Edelſte, das von ihm erzählt wird, hat er denen erwieſen, von denen er Dienſte erwartete; von dem ſchönen Edelmuthe gegen den Feind, der ſonſt die Helden kennzeichnet, hat er nichts. Dieſer maßloſen Selbſtſucht ſchreibt ſelbſt Thiers ſeinen Fall zu. Sechs große Fehler zählt er auf, in welchen ſeine „intempérance morale“ zum Schaden ſeiner Politik beſonders hervortrat. „Erſtens: daß er 1803 die ſtarke und gemäßigte Politik des Conſulats verließ, den

Frieden von Amiens brach und ſich auf England warf, welches ſo ſchwer zu erreichen war. — Zweitens: daß er nach der Unterwerfung des Continents in drei Schlachten, Auſterlitz, Jena, Friedland, nicht 1807 zur gemäßigten Politik zurückkehrte, daß er, ſtatt England durch die Vereinigung des Continents gegen das Inſelreich zu bezwingen, die Gelegenheit ergriff, um eine Univerſalmonarchie zu verſuchen. — Drittens: daß er zu Tilſit dieſe Univerſalmonarchie auf der eigennützigen Mitſchuld Rußlands ruhen ließ, eine Betheiligung, welche nur Dauer haben konnte, wenn ſie durch Ueberlaſſung Conſtantinopels bezahlt wurde. — Viertens: daß er ſich in Spanien vergrub, in dem Schlund ohne Grund, in welchem alle unſere Kräfte zu verſinken drohten. — Fünftens: daß er nicht verſuchte, durch Beharrlichkeit mit dieſem Kriege zu Ende zu kommen, und daß er in Rußland die Löſung ſuchte, die er auf der ſpaniſchen Halbinſel nicht finden konnte, was zu der unerhörten Kataſtrophe von Moskau führte. — Endlich ſechstens das Traurigſte: daß er, nachdem er bei Lützen und Bautzen den Sieg wieder unter unſere Fahnen geführt, den Frieden von Prag ausſchlug, der uns ein Ländergebiet gelaſſen hätte, viel größer, als die Politik hoffen und wünſchen konnte.“ [43]) Wenn ein franzöſiſcher Geſchichtsſchreiber, der für den Ruhm Napoleons und Frankreichs durch Napoleons Thaten ſehr empfänglich iſt, ſo ſpricht, was ſollen erſt die Deutſchen ſagen, auf deren Koſten jener Ruhm hauptſächlich erworben worden iſt, die Deutſchen, welche von dem teufliſchen Uebermuth des Eroberers am Meiſten betroffen worden ſind?

Es hat auch in Deutſchland nicht an Bewunderern Napoleons gefehlt. Fürſten des Rheinbunds, nachdem ſie der Gewalt gewichen, ſuchten aus der Unterwerfung ſoviel als möglich Ehre und Nutzen zu ziehen. Das Volk am linken Rheinufer, auf einmal durch Napoleon von feudalen Laſten befreit, jauchzte eine Zeitlang dem Eroberer zu. Und zwiſchen den Hohen und Niedern ſtanden Gelehrte und Schriftſteller, vom kosmopolitiſchen Zug der Zeit er-

griffen, welche die untergegangene Herrlichkeit des deutſchen Reiches in Napoleons Weltreich größer wieder zu finden meinten. Napoleon war eine ſo ungeheure Erſcheinung, daß Niemand an ihm vorbeikonnte: er mußte geliebt oder gehaßt werden. Eitle Charaktere ließen ſich am Leichteſten durch ihn überwinden. Johannes von Müller, noch jüngſt entſchloſſen, Alles gegen den Emporkömmling aufzubieten, fand es nach einer Unterredung mit ihm wünſchenswerth, über Preußen zur Tagesordnung überzugehen und nothwendig ſich „umzudenken“. Auch ein anderer berühmter Geſchichtsſchreiber, Heeren in Göttingen, brachte „dem Helden des Zeitalters“, ſo lange er die Macht hatte, ſeine Huldigungen dar. Dorothea Schlegel, die von Veit geſchiedene, mit Friedrich Schlegel verheirathete geiſtreiche Frau, war im Sommer 1804 in Köln zugegen, als Napoleon und Joſephine dort ihren Einzug hielten. Ein Brief, den ſie über das Ereigniß an Helmine von Chezy ſchrieb, iſt voll von Bewunderung der katholiſchen Feſtlichkeiten und des imperatoriſchen Auftretens. „Das Läuten aller Glocken, das Abfeuern des Geſchützes und mehr als Alles das, der wirklich enthuſiaſtiſche Ruf des Volks in den Straßen, dazu die Trommeln, Muſik aller Art, der Lärm der Pferde und Wagen im Zuge — es iſt ganz unglaublich, man muß dies geſehen und gehört haben! Der Kaiſer hatte ſich in dem Wagen zurückgelegt: das war dem Volke nicht lieb, welches gehofft hatte, ihn zu Pferde zu ſehen. Da er nun auf dem Platze anlangte, drängte das Volk ſich immer dreiſter an den Wagen; die Gensd'armes wichen und ließen den immer froher jubelnden Bürgern Raum. Der Kaiſer lehnte ſich hinaus und begrüßte ſie. Nun waren ſie ausgelaſſen und zogen den Wagen bis vor das Haus. Er ſtieg aus und ſtellte ſich an den Altan, von wo herab er mit großer Freundlichkeit grüßte. Dadurch wurde das Volk bis zur Ueberſpannung erfreut und aufgemuntert. ... Der Kaiſer war ſehr zufrieden; Köln iſt bezaubert von ihm, und je mehr er ſich hingab, je vertraulicher er ward, deſto mehr gewann

man ihn lieb. Auch war er hier, wie man ihn nie ſonſt ſieht, offen und freundlich, ja zutraulich. Eines Abends ſprach der Kaiſer über die verſchiedenſten Gegenſtände, über die Religion, die Unſterblichkeit der Seele, ſeine Regierungsmaximen, wie er nämlich glaubte, die erſte Tugend eines Regenten ſei die Mäßigung. Dann ſprach er über die Kantiſche Philoſophie und über die deutſche Literatur überhaupt. Von der erſteren behauptete er, ſie ſei eine unnütze Chimäre ohne Grund, und die letztere habe durchaus kein Verdienſt und keinen Werth. Nachher ſprach er von Geſchäftsſachen. Im Handel und Allem, was dazu gehört, zeigte er die allergründlichſten Kenntniſſe, zum größten Erſtaunen aller Anweſenden. . . . Sein ganzes Betragen war liebenswürdig und mußte die Herzen gewinnen. — Die Liebe, das unvergängliche Andenken im Herzen dieſes guten Volkes iſt ihm nun gewiß. Auch er ſcheint von dem Eindrucke gerührt zu ſein, den er auf die Bürger gemacht. Die letzte Parole, die er hier austheilte, hieß: Cologne contentement!“ Wir haben hier eine Probe jener Geſchicklichkeit, ſich in ein Neues hineinzudenken, welche die Kehrſeite iſt unſerer Vielſeitigkeit. Die Verachtung der Kantiſchen Philoſophie, welche übrigens in der Königsberger Erhebung von 1813 doch dem Verächter Achtung einflößte, der deutſchen Literatur, von welcher ihm ſpäter tödtliche Pfeile entgegenflogen, hinderte die philoſophiſche und literäriſche Frau nicht, in eine Bewunderung einzuſtimmen, welche aus der Schwachheit und Eitelkeit des menſchlichen Herzens ſtammt. Gegen ſolche Erſcheinungen war Arndts zürnendes Wort gerichtet: „Laß den Satan aus der Hölle herausfahren und König der Teutſchen werden, ſogleich werden hundert und tauſend Federn in Bewegung ſein und aus allen möglichen Gründen mit Vorder-, Hinter- und Mittelſätzen, ja wo möglich mit Hinterhinter- und Vordervorderſätzen beweiſen, daß es ein Glück der Welt und beſonders ein Glück des teutſchen Volkes iſt, daß Herr Satanas ihm das Regiment über ſie belieben läßt.“ [44])

Die Geſinnung Arndts ſchlug durch. Der redliche Deutſche konnte in Napoleon nichts finden, was ſeiner Vorſtellung vom edel Menſchlichen entſprach. Anſtaunen konnte er die ungeheure Erſcheinung des dämoniſchen Emporkömmlings; ſittliche Bewunderung war unmöglich. Der Deutſche iſt religiös: Napoleon hatte die Religion ſelbſt in dem Schutze, den er ihr gewährte, entweiht. Der Deutſche iſt züchtig im Familienleben: Napoleon hatte der göttlichen Ordnung, auf welcher die Familie beruht, Hohn geſprochen. Der Deutſche hat Gemüth; in allem ſeinem Leben, dem häuslichen, kirchlichen, politiſchen, übt das Gemüth eine ſtille, aber große Gewalt: Gemüth war eben das, was dem Korſen völlig mangelte. Die romaniſche Natur mußte die deutſche abſtoßen, wenn ſie in ſo typiſcher Sündhaftigkeit erſchien. Auch in politiſchen Händeln will der Deutſche Redlichkeit: die italieniſche Tradition, welcher Napoleon folgte, fragt nur nach dem Erfolg. Die Deutſchen ſind allzugerecht gegen fremde Nationen: Napoleon ließ in allen Proclamationen und Bülletins die Fanfare der franzöſiſchen gloire ertönen. Und nun dazu die Gewaltthaten, die er an den Deutſchen übte! Durch ihn ward das alte deutſche Reich zerbrochen; die letzten Reſte ſeiner Herrlichkeit wurden durch ihn begraben. Der deutſche Kaiſer, die deutſchen Fürſten wurden von ihm wie Vaſallen behandelt. Die deutſchen Länder wurden hinüber und herüber getheilt nach ſeinem Belieben, dem Einen Fürſten wurden ſie geraubt, damit der Andre entſchädigt würde. Für das Tiefſte des deutſchen Geiſteslebens hatte er nur Verachtung. Die Univerſitäten, der Deutſchen Stolz, waren ihm ein Dorn im Auge, die Philoſophie, ja der deutſche Proteſtantismus, Ideologie. Aber die deutſchen Kräfte an Menſchen und Gütern gebrauchte er nach Willkür und im Uebermaß. Unterſtützt durch habgierige Heerführer, durch beuteluſtige Soldaten ſaugte er das deutſche Land aus. Wohin er zog, mußte Deutſchland ihm Heerfolge leiſten. Das geſammte deutſche Leben war von ihm mit ehernem Fuße zertreten, und wo es ſich regte, war er mit

Feuer und Schwert bereit, es auszutilgen. Was er an Palm, an der Königin Luiſe, an Stein gefrevelt, das waren nur einzelne hervorſpringende Erſcheinungen in ſeiner ganzen Weiſe, Deutſchland zu behandeln. That er das Alles nach göttlichem Recht? Unmöglich. Er that es als eine Geißel Gottes, an der Gott ſelbſt kein Wohlgefallen hatte, er that es, weil ihm Gott für eine Zeitlang Friſt gab, Deutſchland zu plagen — er that es als ein Apollyon, dem die Tage gezählt waren. Es war erlaubt, ja es war geboten, in Gottes Namen aufzuſtehen, Gott gegen den Verderber anzurufen. Es lag in der Natur des Feindes, als eines gottloſen, wider Gott ſich ſetzenden Menſchen der Sünde, daß die nationale Erhebung mit der ganzen Gluth und Tiefe religiöſer Erregung ſich paarte.

Sehen wir zunächſt, wie Fichte den Eroberer anſieht. Zwei verſchiedenere Männer konnten nicht in derſelben Zeit leben: beide von einer außerordentlichen Klarheit des Denkens und von einem unbeugſamen Willen, aber während der deutſche Philoſoph alles Erkennen und Wollen in den Dienſt der ſittlichen Weltordnung ſtellt, gebraucht der korſiſche Zwingherr alle Einſicht und Thatkraft zur Zerſtörung dieſer Ordnung und zur Aufrichtung eines willkürlichen Baus der Selbſtſucht. Mit unſrer oben gebrauchten Formel: Napoleon ſei ein mathematiſches Genie im Dienſte der unbändigſten Selbſtſucht, ſtimmt Fichtes Urtheil wohl zuſammen, wie er es in ſeinen Vorleſungen „über den Begriff des wahrhaften Kriegs in Bezug auf den Krieg im Jahr 1813“ ausſpricht: er hat eine völlige Klarheit, einen abſoluten Willen, aber er iſt gänzlich blind für die ſittliche Beſtimmung des Menſchengeſchlechts. Der abſolute Wille, das Weltgeſetz, als deſſen Vertheidiger er ſich ſetzt, iſt in der That nur ein individueller Wille, eine Grille, ausgerüſtet mit der formalen Kraft des ſittlichen Willens. Aus einem Volke — dem korſiſchen — das ſchon unter den Alten wegen ſeiner Wildheit berüchtigt, das gegen die Zeit ſeiner Geburt

in harter Sklaverei noch mehr verwildert und aus den Kämpfen um die Freiheit nur in härtere Sklaverei gekommen war, ausgegangen, in Frankreich gebildet in den Jahren, da die Revolution ſich verbreitete, erkannte er dieſe „als eine höchſt regſame Maſſe, die da fähig wäre, durchaus jede Richtung anzunehmen, keineswegs aber durch ſich ſelbſt ſich eine beſtimmte und dauernde zu geben.“ „Konnte es,“ fährt Fichte fort, „anders kommen, als daß er, wie er dieſe Nation fand, der er ſelbſt ſeine Verſtandesausbildung dankte, und die er ungefähr für die erſte halten mochte, ſo auch das ganze übrige Menſchengeſchlecht anſah? Von einer höhern ſittlichen Beſtimmung hatte er durchaus keine Ahnung. Woher ſollte er ſie bekommen, da ſie nicht, wie etwa bei den Franzoſen, durch eine glückliche Angewöhnung in früher Jugend ihm zu Theil ward, durch deutliche Erkenntniß aber vermittelſt der Philoſophie oder des Chriſtenthums ſeine ſpätere Bildung ſie ihm auch nicht darbot? Zu dieſer vollkommenen Klarheit über die eigentliche Beſchaffenheit der Nation, über die er ſich der Oberherrſchaft bemächtigte, trat ein durch ſeine Abſtammung aus einem kräftigen Volk begründeter, und durch ſeinen ſteten, aber zu verbergenden Widerſtreit gegen die Umgebungen ſeiner Jugend geſtählter, kräftiger und unerſchütterlicher Wille. Mit dieſen Beſtandtheilen der Menſchengröße, der ruhigen Klarheit, dem feſten Willen ausgerüſtet, wäre er der Wohlthäter und Befreier der Menſchheit geworden, wenn auch nur eine leiſe Ahnung der ſittlichen Beſtimmung des Menſchengeſchlechts in ſeinen Geiſt gefallen wäre. Eine ſolche fiel niemals in ihn, und ſo wurde er denn ein Beiſpiel für alle Zeiten, was jene beiden Beſtandtheile rein für ſich, und ohne irgend eine Anſchauung des Geiſtigen geben können.“ Es bildete ſich ihm hieraus die Anſicht: die Menſchheit ſei an ſich eine blinde, entweder ſtagnirende oder wild durch einander wogende Maſſe, die von Zeit zu Zeit, vielleicht nur alle tauſend Jahre einmal durch einen Herrſchergeiſt Richtung erhalte, ſo durch Karl den Großen, ſo durch

ihn. Die Eingebungen dieſer Geiſter ſeien das wahrhaft Göttliche und Heilige, die erſten Principien der Weltbewegung; für ſie müſſen alle andern Zwecke aufgeopfert, alle Kräfte in Bewegung geſetzt, alles Leben in Beſchlag genommen werden. Und da nun in ihm dies neue Weltgeſetz erſchienen ſei, ſo ſei es Auflehnung gegen die göttliche Ordnung, wenn gegen ihn ſich Jemand auflehne. — „Es iſt allerdings wahr," urtheilt der Philoſoph weiter, „daß Alles aufgeopfert werden ſoll — dem Sittlichen, der Freiheit; daß Alles aufgeopfert werden ſolle, hat er richtig geſehen, für ſeine Perſon beſchloſſen, und er wird ſicher Wort halten bis zum letzten Athemzuge; dafür bürgt die Kraft ſeines Willens. — Nur ſoll es eben nicht geopfert werden ſeinem eigenſinnigen Entwurfe: dieſem aufgeopfert zu werden, iſt er ſelbſt ſogar viel zu edel: der Freiheit des Menſchengeſchlechts ſollte er ſich aufopfern, und uns Alle mit ſich, und dann müßte z. B. ich, und Jeder, der die Welt ſieht, wie ich ſie ſehe, freudig ſich ihm nachſtürzen in die heilige Opferflamme. — In dieſer Klarheit und in dieſer Feſtigkeit beruht ſeine Stärke. — In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft iſt ſein; alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden ſeine Stärke. Wie der Geier ſchwebt über den niedern Lüften, und umherſchauet nach Beute, ſo ſchwebt er über dem betäubten Europa, lauſchend auf alle falſchen Maßregeln und alle Schwäche, um flugſchnell herabzuſtürzen, und ſie ſich zu Nutze zu machen. In der Feſtigkeit: die Andern wollen auch wohl herrſchen, aber ſie wollen noch ſo vieles andre nebenbei, und das erſte nur, wenn ſie es neben dieſem haben können; ſie wollen ihr Leben, ihre Geſundheit, ihren Herrſcherplatz nicht aufopfern; ſie wollen bei Ehre bleiben; ſie wollen wohl gar geliebt ſein. Keine dergleichen Schwäche wandelt ihn an: ſein Leben und alle Bequemlichkeiten deſſelben ſetzt er daran, der Hitze, dem Froſt, dem Kugelregen ſetzt er ſich aus, das hat er gezeigt: auf beſchränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er ſich nicht ein, ruhiger Beherrſcher von Frankreich, was man ihm etwa bietet,

will er nicht ſein, ſondern ruhiger Herrſcher der Welt will er ſein, und falls er das nicht kann, gar nicht ſein. Dies zeigt er jetzt, und wird es ferner zeigen... Ehre und Treue!.. So lange es ihm ſelbſt zuträglich iſt, — ja, — wenn es ihm nachtheilig wird, nicht mehr. Daher kommt auch in allen neuern Staatsſchriften deſſelben das Wort: Recht gar nicht mehr vor, und fällt nach ihm heraus aus der Sprache, ſondern es iſt allenthalben nur die Rede vom Wohle der Nation, dem Ruhme der Armeen, den Trophäen, die er in allen Landen erfochten. So iſt unſer Gegner. Er iſt begeiſtert und hat einen abſoluten Willen: was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen und hatte einen bedingten Willen. Er iſt zu beſiegen auch nur durch Begeiſterung eines abſoluten Willens, und zwar durch die ſtärkere, nicht für eine Grille, ſondern für die Freiheit. Ob dieſe nun in uns lebt und mit derſelben Klarheit und Feſtigkeit von uns ergriffen wird, mit welcher er ergriffen hat ſeine Grille, und durch Täuſchung und Schrecken Alle für ſie in Thätigkeit zu ſetzen weiß, davon wird der Ausgang des begonnenen Kampfes abhängen." Und in ſeiner Staatslehre ſagt Fichte: „Erkenne ich recht Gott und ſeinen Weltplan — ſo iſt in unſerm Feinde alles Böſe, gegen Gott und Freiheit Feindliche, was ſeit Beginn der Zeit bekämpft worden iſt von allen Tugendhaften, zuſammengedrängt und auf einmal erſchienen, ausgeſtattet mit aller Kraft, die das Böſe haben kann. Wozu? Auch alle Kraft des Guten, die jemals in der Welt erſchienen iſt, ſoll ſich vereinigen und es überwinden. Dies iſt das große Schauſpiel, welches, meines Erachtens, dieſer Zeit vorbehalten iſt. — Iſt dieſer Menſch eine Ruthe in der Hand Gottes, wie viele meinen, und wie ich in gewiſſem Sinn zugebe, ſo iſt ers nicht dazu, daß wir ihr den entblößten Rücken hinhalten, ſondern, daß wir dieſelbe zerbrechen. — Es kommt bei dieſer Frage darauf an, ob man glaube, Gott dadurch zu dienen, daß man über ſeine vorgeblichen geheimen Pläne träumt und die Entwicklung derſelben leidend abwartet,

oder daß man handelt nach ſeinem klar zu erkennenden Willen. Die größte Gefahr, der man dabei ſich ausſetzen kann, iſt der zeitliche Tod.“ Und das ſchien Fichte keine Gefahr, die in Anſchlag zu bringen ſei, wo es das wahrhaftige Leben gegen den Zwingherrn zu ſchirmen galt. Man muß geſtehen, daß Fichte ſeinem Gegner alle großen Eigenſchaften, die er hat, gern zugeſteht, aber man muß auch ſagen, daß völlige Klarheit und abſoluter Wille, verbunden mit gänzlicher Blindheit für die ſittliche Beſtimmung der Menſchheit, nichts anders iſt, als was die Theologie das Teufliſche nennt.

Vor Fichte hatte ſein Schüler Arndt bereits ſein Urtheil über Napoleon geſprochen. Wir haben alle Urſache, auf dieſes Urtheil ein großes Gewicht zu legen. Es war fertig, ehe Napoleon Deutſchland zu Boden getreten hatte, es blieb daſſelbe in den Tagen der deutſchen Erniedrigung und Erhebung, und durch alle die Urtheile, durch alle die geſchichtlichen Arbeiten, welche nach Napoleons Tod der lang überlebende Arndt noch kennen lernte, ward er in keinem Punkte von ſeiner erſten Anſicht abgebracht. Sie beruhte auf der klarſten Kenntniß, aber zugleich auf der ernſteſten Geſinnung. Arndt war in demſelben Jahre wie Napoleon geboren. Wie Napoleon einen Trieb hatte, ſich die Völker zu unterwerfen, ſo war es Arndts nie ermattendes Beſtreben, die Völker in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen, jedem in der Menſchheitsfamilie die ihm gebührende Stellung anzuweiſen und vor Allem des deutſchen Volkes Art, Recht und geſchichtlichen Beruf zu ſichern. Aus ſeiner tiefen ſittlichen Auffaſſung des Völkerlebens, aus ſeiner Ueberzeugung, daß kein Volk das andre unterdrücken ſolle, daß die Mannigfaltigkeit der Völker beſtimmt ſei, den Reichthum des menſchheitlichen Lebens durch freies Nebeneinander- und Füreinanderleben darzuſtellen, daß das deutſche Volk einen beſondern Beruf für das Beſte, Geiſtige, Sittliche des Menſchenlebens habe, aus ſeiner innerſten Seele kam der unausgeſetzte Kampf gegen Napoleon. Schon dem erſten Conſul

Bonaparte trat er 1802 in seiner Schrift „Germanien und Europa“ entgegen. Schon sieht er die weltgeschichtliche Bedeutung des kühnen Generals: „O Bonaparte,“ ruft er aus, „wärest du so edel und groß, als du Vielen scheinst: du würdest so thöricht nicht darauf einfahren!“ Aber edel und groß findet er den Gewaltigen nicht. Denn Ruhm und Schimmer setzt er über die wahren Güter des Volks. Um die ungeheuren Uebertretungen der Naturgränze zu beschützen, ist ein Heer von 600,000 Soldaten nöthig, und der Soldat wird über alle andern Staatsbürger erhoben. Er, der suchen sollte, dem Volke Ruhe und Festigkeit, die Grundstützen des Bürgerglücks zu geben, reißt es in den tollen Wirbel der Ruhmsucht, entweder aus Unverstand, oder weil er Herr sein will; in beiden Fällen ist er ein großer Sünder gegen sein Zeitalter und ein frischer Begründer des Despotismus. Er ist eitel, das beweist die Prunksucht: die Eitelkeit bricht durch alle seine Größe durch, wie Knallfeuerchen, welche die dunkle Majestät der Nacht nicht erhellen, sondern verderben. Und sogar feig ist er, wie die Sorgfalt beweist, mit welcher er die Polizei pflegt. Wie klein, wenn der Mensch, auch selbst der *große* Mensch um seine *kleine* Person Alles sich drehen und den Himmel und die Erde an ihr hängen läßt! Welche Eitelkeit, zu meinen, an seiner Purze hänge Frankreich! Was ist diese geheime Polizei? Wehe dem Regenten, der sich ohne Scheu vor dem Eisen des Mörders nicht in Liebe mit seinem Volke verbinden kann! Arndt gesteht ihm eine gewaltige Naturkraft zu, welche die Achtung des Menschen abnöthigt, wie jedes stärkere Wesen, aber ist dieser Mann mehr als stark und gewandt? ist er auch verständig und gerecht?[45]) Deutlicher hat sich mit Napoleons Fortschritt auf seiner Bahn Arndts Urtheil entwickelt. Im ersten Theil des „Geistes der Zeit,“ der im Jahr 1805 geschrieben ist, erkennt Arndt das Weltgeschichtliche, das Typische in Napoleon mit völliger Klarheit. „Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die Meisten thun in

Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geſchaffen hat, die ihn ſo ſchrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer ſo thun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menſchen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer ſcheint, weil es über und unter Menſchen herrſcht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulcan und das Donnerwetter und jede ſeltene Naturkraft, und ſie kann man auch Buonaparte nicht verſagen. . . . Des Südens tief verſtecktes Feuer, das ſtrenge, erbarmungsloſe Gemüth des korſiſchen Inſulaners, mit Hinterliſt gemiſcht, eiſerner Sinn, der furchtbarer ſein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verſchloſſenheit, außen Bewegung und Blitzesſchnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eigenen Bruſt, der große Aberglaube des großen Menſchen an ſeine Parze und an ſein Glück, den er ſo auffallend zeigt — dieſe gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeiſterten Zeit ergriffen und vom Glück emporgehalten, wie mußten ſie ſiegen!“[46]) — Im zweiten Theil des „Geiſtes der Zeit,“ von welchem Stein mit Recht urtheilte, daß er mit erſchreckender Wahrheit geſchrieben ſei, zeigt ſich nun Arndts heiliger Zorn wider Napoleon auf ſeiner Höhe. Die deutſche Erniedrigung war mittlerweile vollendet worden. Zu der klaren Erkenntniß von der Art und den Thaten ſeines Gegners geſellt ſich die heißeſte Vaterlandsliebe und wirkt eine flammende Beredtſamkeit. „Du biſt ein tapferer und glücklicher Krieger, ein ſchlauer Ueberliſter, ein großes unſterbliches Ungeheuer, das die Welt erſchreckt: das giebt dir der Kleine und der Große. Aber was biſt du mehr? . . . . Eine enge, treuloſe, geizige, blutige Seele biſt du, die der ganzen Welt nur Einen Nacken wünſcht, um ſie ſo leicht, als deine Franzoſen zu bejochen.“ Und dann ſagt ihm Arndt, daß er mit keinem der alten Helden ſich vergleichen dürfe. Er hält ihm die unedle Weiſe vor, wie er mit dem unterdrückten deutſchen Volke verfährt, und ganz beſonders die unritterliche Weiſe, mit welcher er die Königin Luiſe

verunglimpfte. „Und wie fremd dem beſſern Geiſt der Zeit, dem alten guten Geiſt des Chriſtenthums und der Ritterlichkeit und Fürſtlichkeit, Bonaparte, haſt du dich gezeigt, du, der du ſo gern Held und Ritter heißen mögteſt! Wie haſt du ein kaltes, grauſames und geiziges Gemüth, ohne Ahndung, daß man dich erkennen würde, vor ganz Europa ausgelegt! Wer ſo des Glückes mißbrauchen, wer ſo des Unglücks ſpotten, wer ſo die gefallne Majeſtät ſchänden kann, der ſoll die Vergeltung fürchten. Du biſt ein Mann, und verbrichſt wie ein Barbar gegen die Ehre einer Frau? Du heißeſt ein Kaiſer, und wagſt eine unglückliche, von ihrem Volke geliebte Königin zu beflecken, die mit allen ihren weißen Tugenden deine ſchwarze Schande nicht bedecken konnte!“ Ganz deutlich ſieht Arndt nun in ihm das Dämoniſche. „Es liegt in ihm der vollſte und liſtigſte Teufel, der je in menſchlicher Geſtalt in einer ſo großen Rolle auf Erden erſchienen iſt und darum iſt er einer kraftloſen und geiſtloſen Zeit ein ſo wunderbares Zeichen. Auch der Teufel war ein Engel des Lichts, unter den Erſten nach Gottes Ebenbilde geſchaffen, mit reicher Herrlichkeit und Kraft ausgerüſtet; er fiel ab und ward durch den Mißbrauch der göttlichen Natur der Darſteller des Böſen, er ward Satan, der Regent der Finſterniß und der Feind der Söhne des Lichts. Ein ſolches Gefühl wandelt einen jeden unbefangenen Menſchen bei einem ſterblichen Weſen an, das große Kraft und ſeltene Talente und die Wundergabe des Glücks zum Böſen mißbraucht, und die Erde verwüſtet und zerſtört, die es hätte befreien und beglücken können. Dadurch iſt Bonaparte ſo groß, daß er das Böſe auf das Böſeſte, das Treuloſe und die Lüge auf das Treuloſeſte und Lügenhafteſte thut; daß er beſonnen alle Bosheit und Schwäche Anderer anwendet, damit größere Schwäche und Bosheit daraus werde; daß er über Treue und Menſchlichkeit, wovor Andere ſchaudernd ſtehen bleiben, wie über einen niedergetretenen Zaun weghüpft, und Freiheit, Gerechtigkeit, Vaterland, die heiligſten Namen,

die keiner mehr haßt als er, zu der gleißneriſchſten Gaukelei und Aefferei gebraucht. Wenn ihr, bethörte Zeitgenoſſen, vor ſolchem Götzen die Kniee beuget, ſo haben wir nichts mit einander gemein. Einen ſolchen Virtuoſen des Böſen haben freilich die früheren Jahrhunderte Europa nie gezeigt.“ Aber eben weil Napoleon ein Virtuos des Böſen iſt, ſo kann die göttliche Weltregierung ihn zwar als Gottesgeißel in ihren Plan aufnehmen, aber nur um ihn, nachdem er zur Züchtigung der Völker gedient, wegzuwerfen. „Auch du und deine Arbeiten werden endlich beweiſen, daß kein Verſtand und keine Schlauheit hinreicht, das Allmächtige zu hemmen, was dunkel durch alle dieſe Gräuel, Umkehrungen und Revolutionen geht. — So fahre denn hin in deinem unſtätigen und nichtigen Sinn! Wenn die Arbeit gethan iſt, wird die Vorſehung das Inſtrument zerbrechen.“ [47]) Auf dieſer Ueberzeugung, daß Napoleon nur ein Werkzeug Gottes iſt, wie der Teufel, der die Frommen plagt, damit ihr Glaube ſich bewähre, beruht auch die Acht, die er im Namen Gottes über ihn ausſpricht im Katechismus für den deutſchen Kriegs- und Wehrmann: „Und der Abgrund hat ſich aufgethan, ſpricht der Herr, und die Hölle hat ihr Gift ausgeſpieen und die Schlangen ausgelaſſen, die da giftig ſind. Und es iſt ein Ungeheuer geboren und ein blutgefleckter Gräuel aufgeſtanden. Und heißt ſein Name Napoleon Bonaparte, ein Name des Jammers, ein Name des Wehs, ein Name des Fluchs der Wittwen und Waiſen, ein Name, bei welchem ſie künftig Zeter ſchreien werden, wenn arme Sünder zum Richtplatze gehen. Und wenn Satan der Vater der Lüge heißt, ſo heißt Bonaparte Satans älteſter Sohn. ... Aber ich werde die Miſſethat zerſchmettern und die Falſchheit zeigen und die Lüge zerſtören, daß die Welt ſich freue. Wann die Sünde erfüllt iſt, dann werfe ich ihn weg; wann des Unglücks genug iſt, dann offenbare ich, wie ſchändlich er war. Und ich rufe es aus mit ſtarker Stimme, mit Worten des Grimms, die Feuerflammen ſind: ich rufe es zu den Völkern über dem Meer und zu denen,

die in fernen Landen wohnen: Auf, ihr Völker! dieſen erſchlagt, denn er iſt verflucht von mir, dieſen vertilgt, denn er iſt ein Vertilger der Freiheit und des Rechts.“[48]) Man muß der tief gekränkten Vaterlandsliebe die erſchreckende Sprache zu gut halten. Aber wenn Arndt in ruhigeren Zeiten ruhiger ſich ausſprach, im tiefſten Grunde blieb er derſelben Anſicht. Als Napoleon geſtorben war, fand Arndt einſt in Steins Bücherſammlung die Vite e Ritratti d'illustri Italiani“ und darinnen auch Napoleons Bild. „Ich habe oft ein U! und Hu! über ihn ausgerufen,“ ſchreibt da Arndt, „und muß es bei dieſem Bilde wieder thun. Bewundert mir den großen Feldherrn, die zuſammengedrängt geſchloſſene Kraft des Mannes, ſo viel ihr wollt, aber ſtellt mir ihn nicht hin als einen Schaffenden und Bildenden oder als Einen, der nur je einen Gedanken gehabt habe, etwas Edliches, Göttliches und Menſchliches zu bereiten oder zu ſchaffen. . . . Edles, etwas Sehnſüchtiges, ſelbſt dem ſiegreichſten Helden Unerfüllbares und Unerreichbares, wie es auf den breiten erhabenen Stirnen eines Alexanders, Cäſars, Friedrichs des Zweiten thronend gedacht werden darf, hat nimmer auf ſeiner Stirn gethront. Es war — was man ſelbſt auf den Bildern, die den Jüngling darſtellen, am Klarſten ſieht — die enge, kurze Stirn des Falken, wodurch viele glückliche und geſchwinde Schlachtengewinner gezeichnet geweſen ſind. Dieſe Stirn und Naſe, überhaupt der Obertheil des Geſichts, ſchön und ebenmäßig, obgleich die kleinen ſcharfen Augen immer wie Lämpchen aus einem düſtern Kerker herausgeleuchtet haben; das Untergeſicht zugleich dürftig und gemein: ein lippenloſer, herzloſer und kußloſer Mund, biſſig und ſcharf zuſammengezogen, Backenknochen und Kinn für breite thieriſche Gelüſte zu dick und weit ausſpringend, voll Unbarmherzigkeit und Unerſättlichkeit. Kurz als Menſchenzermalmer und Menſchenverächter gezeichnet. Mag die Geſchichte ihm als einem zum Theil räthſelhaften instrumentum Dei ſeine Stelle anweiſen: unter die Schöpfer oder Wiederherſteller des Geſchlechts

oder als einen, in dessen finstrer Seele nur je ein Gedanke für die Veredelung und Beglückung desselben aufgedämmert wäre, sollt ihr mir diesen nicht einschieben.“[49])

Wenn die ruhige geschichtliche Betrachtung zu solchem Urtheil führte, so dürfen wir von der erregten Sprache des Liedes nichts Anderes erwarten, als daß es den Zwingherrn, zu dessen Bekämpfung es auffordert, überall als den Feind Gottes, als den Teufel, den Antichrist darstellt. In seinem Lied der Rache singt Arndt schon 1811:

Drum zur Rache auf! zur Rache!
Erwache, edles Volk! erwache!
Und tilge weg des Teufels Spott!
Ist er stark durch Lügenkünste,
Du reiße hölliſche Gespinnste
Entzwei durch deinen stärkern Gott.

Und in den Liedern, die dem Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann angefügt sind:

Frischauf, ihr deutschen Brüder!
Frischauf, zum heilgen Streit!
Der Satan drückt uns nieder
Und wüthet weit und breit.
Er will die Erdenflur
Zur Schlangenwüste machen,
Mit Tigern und mit Drachen
Verheeren die Natur.

Frischauf! Ihr tragt das Zeichen
Des Heils an eurem Hut.
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelmuth,

Wenn ihr mit treuem Herzen
Und rechtem Glauben denkt,
Für wie viel bittre Schmerzen
Sich Gottes Sohn geſchenkt.

Schenkendorf betet bei der Gefangenſchaft des Pabſtes 1810 in der Weiſe: „Dies irae, dies illa“ gegen Napoleon:

Aergſter aus dem argen Heere,
Fühl er des Gerichtes Schwere,
Herr, um deines Namens Ehre.

Wappne dich mit deinem Blitze!
Ihn, der an der Frevler Spitze,
Triff in ſeinem Höllenſitze.

Daß umſonſt nicht deine Wunden,
Sei, wie Sodoma verſchwunden,
Nirgend ſeine Statt gefunden.

Daß Napoleons Verläugnung des Chriſtenglaubens in Egypten unvergeſſen war, beweiſt das Wort:

Ich zieh ins Feld für meinen Glauben,
Für aller Welten höchſtes Gut;
Am Nile ſchwur der Feind zu rauben
Uns vom Altar des Heilands Blut.

Körner, dem man gewiß nicht eine zu große Neigung zutrauen wird, in bibliſcher Weiſe zu typiſiren, ſingt doch auch:

Wie auch die Hölle brauſt,
Gott, deine ſtarke Fauſt
Stürzt das Gebäude der Lüge!

Führ uns, Herr Zebaoth,
Führ uns, dreieinger Gott,
Führ uns zur Schlacht und zum Siege!

Friedrich Leopold Stolberg in seiner Ode auf die Leipziger Schlacht sagt:

Die Rach' erkor Ihn! Unter des Corsen Fuß
Gestampfet, solltest büßen du, Gallia,
Das Blut der Bessern, die zum Schmaus des
Thronenden Pöbels dein Mordstahl würgte.

Verduftet war die Würze des Mörderspiels,
Da schwoll empor Er selber, die lebende —
Verzeih mirs, Muse! — Guillotine,
Schleppend zur Schlachtbank auf Heerschaar Heerschaar.

Und in der Ode „Napoleon" vom 15. Januar 1814:

Er fällt! ihn stürzet Gott, der Allmächtige,
Der auf der Wage, welche Tyrannen wägt
Und Landesväter, mit umwölkter
Rechte den Frevelnden wog und leicht fand.

Er fällt! Vielleicht schon stäubet der Schnee vom Huf
Der schnellen Boten, welche, „verworfen sei
Vom Volke der von Gott Verworfne,"
Melden dem Aufgang und Niedergange.

Wie verschieden sie sonst sein mögen, in der Auffassung Napoleons als der incarnirten Revolution sind Stolberg und Rückert völlig Eins. Wir haben von dem letzteren Dichter unter dem Namen Freimund Reimar eine politische Komödie in der Weise des Aristophanes. In derselben erscheint der gallische Hahn, der einen

Drachen ausbrütet, nämlich die Revolution. Dieſer wird von zwei Dirnen gefüttert, der Freiheit und der Gleichheit. Sie bedienen ſich der Guillotine als Futterbank und ſcheuen ſich nicht, Lilienſtengel abzubrechen und dieſe Königsblumen mit Neſſeln, Kletten und Diſteln in Eins zuſammenzumengen. Die große Nation, durch Ohnehos und ſeine Kinder Ohneſtrumpf und Ohneſchuh vertreten, ſieht behaglich zu, wie der Drache gefüttert wird. Während der Geiſt der Zeit, auf dem Storche reitend, ſich bei dieſem Anblick das Blut gerinnen fühlt, gebeut St. Georg einem Engel, die übrigen Lilien in ein Land zu retten, wo ſie vor Drachen ſicher, mit Thränen begoſſen, ſtehn mögen, bis ſie zur Heimath zurückkehren können. Nach der Fütterung des Drachen pflanzen die Dirnen einen Freiheitsbaum und ſchlingen, die Freiheit mit Ohneſchuh, die Gleichheit mit Ohneſtrumpf, einen Reigen und Ohnehos lädt das ganze Menſchengeſchlecht zur Verbrüderung ein. Es kommen trotz der Hoffnung St. Georgs, es werde der Einladung Niemand folgen, trotz der Warnung des Zeitgeiſtes, dennoch die Fremden, unter welchen man ſich die Deutſchen zu denken hat. Sie fragen, was ſie denn Gutes hier kriegen ſollten, und da ihnen Ohnehos die Freiheit und Gleichheit anbietet, die Fremden aber ſagen: „da hat ja ſchon Jede den ihren,“ belehrt Ohnehos die „deutſchen Tölpel“, es ſeien franzöſiſche Liebchen: „da iſt nicht Eine für Einen allein; je mehr als ſein kann, je lieber!“ und ſetzt ſeinen Vortrag fort, indem er unter Anderm ſagt:

Gleich ſein ſoll geachtet die Sonne dem Mond und gleich
die Erde dem Himmel;
Gleich ſein ſoll geſetzt dem Menſchen das Thier, Gott
gleich dem Menſchen nicht minder,
Und wenn er nicht gleich dem Menſchen will ſein, ſo
ſoll er künftig gar nicht ſein.

Mittlerweile hat die Rathsverſammlung das Gefährliche des Drachen erkannt, und während von ihm Frankreich im Innern verwüſtet

wird, pochen von außen mächtige Völker an die Thore. Da tritt Napoleon, auf den Schultern zweier Mamelucken, von andern Mamelucken begleitet, herein. Er iſt der Sohn der Korſika, die ihn geboren, daß er das Widerſpiel des Heilands ſei. Er bietet ſich der Rathsverſammlung als ihr Genius an, indem er ſeine Bildungsgeſchichte erzählt: wie er von ſeiner niedern Mutter mit zukünftiger Größe Milch geſäugt und mit Hochmuthsliedern eingelullt, bei dem revolutionären Frankreich im Blutvergießen, Diebſtahl, Vertragsbruch unterrichtet worden ſei und zuletzt gleichſam auf die Akademie nach den Pyramiden gegangen und von der afrikaniſchen Wüſte, vom Sirocco, vom todten und rothen Meer und vom Krokodil die Künſte des Verderbens gelernt. Allerlei Fragen werden ihm vorgelegt; da er aber im Examen trefflich beſteht, wird er als Conſul begrüßt. Die Mamelucken beſchwören den Drachen, der ungeberdig hereindringt; er wird kleiner und immer kleiner, bis ihn Napoleon verſchlucken kann. Der Hahn kräht ihm ſeinen Dank zu. Ohnehos, Ohneſchuh und Ohneſtrumpf werden von den Mamelucken angezogen und erſcheinen als honette Leute in Uniform wieder. Freiheit und Gleichheit werden mit der Guillotine weggejagt:

Fort mit euch. Will ich vom Hals mir Köpfe ſchaffen, laß ich ſie
Füſiliren, ſtranguliren oder iren irgendwie;
Anders weiß ich mir zu helfen: Guillotinen braucht es nicht,
Selber bin ich die lebendge Guillotine künftig hier.

Die aufgefreſſene Revolution wirkt übrigens einen ungeheuren Brand, der herauswill. Napoleon entſchließt ſich darum, die Gluth über fremdes Land auszugießen. Der Geiſt der Zeit ruft Weh! wird aber ſeines Amts entſetzt, das Napoleon zu ſeinem andern Amte noch hinzunimmt. Darauf geht der Geiſt der Zeit ab, um ſiegreich einſt wiederzukehren, indem er ſpricht:

So hülle nun, Tag, die Stirn dir in Nacht,
Und Sonne den Glanz ins Trauergewand;

Ihr Stern', entfallt dem azurnen Plan,
Löſcht eueren Strahl in Dunſt und Dampf,
Und, o Mond du, die Lamp'!
Auslöſche, was Macht zu leuchten noch hat,
In Meer und Land, in des Erdballs Mark;
Und Menſchengedank' auslöſch er in Nacht!
Daß düſter und ſchwarz Nacht, nichts als Nacht,
Mit giftigem Qualm von Achſe zu Achs'
Umlagre das All!
So geh ich in die Verbannung.

Der Zeitgeiſt geht ab. Es iſt Nacht. Napoleon ſpricht:

Was Licht in der Luft? Was Glanz im Azur?
Die innere Gluth iſt ſelbſt ſich genug.
Ausbreche du Gluth, aus Kerkerverſchluß
Durch dampfenden Schlund, und fülle mit Dunſt
Jetzt Himmel und Luft!
Daß irdiſches Rund ein dunkeler Wuſt,
Kein leuchtender Punkt, kein Strahl, kein Funk',
In Höh und Kluft, als in flammender Luft
Ich Einziger nur, mit ſchrecklichem Wurf
Aus vulkaniſcher Bruſt ausſchleudernd Wuth
In die Welt voll Furcht!
So ſteh ich herrſchend im Dunkeln.

Unter den Dichtern der Befreiungskriege darf auch J. G. Wetzel nicht vergeſſen werden. Steht er den Andern an dichteriſcher Begabung nach, ſo verdient er bei einer Schätzung des religiöſen Gehalts der Lieder jener Zeit beſondre Beachtung, weil er faſt in jedem ſeiner Lieder den Gedanken ausſpricht: daß man gegen Napoleon als eine teufliſche Macht mit Gott ſtreiten müſſe, und zwar meiſt in der Weiſe und im Ton der evangeliſchen Kirchenlieder.

Wir ſehn das Thier der Läſterung
Das Heiligthum zertreten,
Und wie beeifert Alt und Jung,
Das Unthier anzubeten,
So von dem Drachen Macht empfing,
Zu thun auf Erden große Ding,
Um eine Zeit zu herrſchen.

Ja, wo dein Arm nicht Einhalt thut,
Wirds doch am Ende ſiegen,
Und deiner Kämpfer Heldenmuth
Dem Drachen unterliegen,
Und wird der Feind im Wahnſinn gar
Auf deinen heiligen Altar
Sein Gräuelbildniß ſtellen.

Schon tilgt er Völker, Sitt und Sprach
Und alles Geiſtes Leben,
Mengt Höll und Himmel, Nacht und Tag
Und Gott und Teufel eben,
Bis aller Gottesfunke todt,
Und nur der Drache blutig roth
Wird überm Erdpfuhl thronen. —

Wohlauf mit Gott! Wohlauf ins Feld,
Und gürtet eure Lenden,
Und laßt den Götzen dieſer Welt
Nicht euer Auge blenden!
Steht feſt mit Gott und wanket nicht!
Bald überwindet Recht und Licht!
Des Drachen Reich muß enden.

Daß die Anſchauung, welche in Napoleon den weltgeſchichtlichen Typus eines ſataniſchen Princips erkannte, nicht bloß in der

Phantaſie einiger erregter Dichter wohnte, beweiſen die dem eigentlichen Volk angehörigen apokalyptiſchen Grübeleien über ſeine Perſon und Regierung. So wird von einem frommen Mann in einem heſſiſchen Dorfe erzählt, über deſſen Pedanterie die Kinder zuweilen ſpotteten, der dem Erzähler aber durch ſein andächtiges Beten während des Gewitters oftmals mächtig imponirte, daß er den Namen Napoleons in der Stelle Offenb. Joh. 9, 11 gefunden und beim Beginn des ruſſiſchen Kriegs unüberwindlich überzeugt geweſen, daß die Herrſchaft Napoleons nur noch nach Monaten zu berechnen ſei.[50]) So hat man die Stelle Offenb. Joh. 13, 18: Wer Verſtand hat, der überlege die Zahl des Thiers: denn es iſt eines Menſchen Zahl, und ſeine Zahl heißt: 666, auf Napoleon gedeutet und aus den Buchſtaben der Worte: L'empereur Napoléon die Zahl 666 herausgerechnet. Ein Flugblatt aus dem Jahr 1814 trägt die Ueberſchrift: „Friede für Deutſchland! Friede für ganz Europa! Der ſiebenköpfige Drache, welchen der apokalyptiſche Adler in ſeiner Offenbarung unter dem ſechſten Strafengel geſehn, deſſen Regierung 1814 aufhören ſoll, iſt gefallen, ſeine Regierung hat ein Ende. Alſo Heil der ganzen Welt.“ — Von der volksthümlichen Anſchauung, daß Napoleon in ſeiner Herrſchſucht und Ueberhebung eine Carricatur des Göttlichen, eine widerchriſtliche, teufliſche Gewalt ſei, geben auch die in bittrer Ironie verfaßten, uns anwidernden Traveſtien des Vaterunſers, des Glaubensbekenntniſſes und andrer heiliger Worte Zeugniß, in welchen an die Stelle des göttlichen Namens der Name Napoleons geſetzt wird. Da heißt es: „entheiliget werde dein Name, wegkomme dein Reich, dein Wille geſchehe in der Hölle, aber nicht auf der Erde. Gieb uns unſer Brod, Geld, Blut und Alles wieder, was wir dir geben mußten. Bezahle uns unſre Kriegsſchulden, dann vergeben wir auch unſern Schuldigern; führe uns nicht mehr in franzöſiſche Verſuchung, ſondern erlöſe uns von allen franzöſiſchen Uebeln.“ Und vieles Andere findet ſich in Flugblättern zerſtreut, das zu wiederholen die

Feder ſich ſträubt.[51]) Solche elende Spielereien, die man mit göttlichem und kirchlichem Wort trieb, ſowie die vielen Spielereien mit Buchſtaben und Zahlen beweiſen, daß nicht allein in dem gläubigen Gemüth eine Gewißheit, ſondern auch in dem abergläubiſchen eine Ahnung von der dämoniſchen Bedeutung Napoleons wohnte. Drangen die Einen mit ihren Gebeten zu Gottes Herzen, ſo ſuchten die Andern die in Zahl oder Wort verborgene Formel, welche das Geheimniß dieſer weltgeſchichtlichen Erſcheinung enthüllen ſollte. —

Noch viel mehr Zeugniſſe könnten beigebracht werden. Aber die angeführten genügen ſchon, um die merkwürdige Erſcheinung zu bezeugen, daß in Deutſchland Philoſophen und Dichter, Flugblattſchreiber und apokalyptiſche Grübler übereinſtimmend in Napoleon die Incarnation eines widergöttlichen, der Menſchheit verderblichen Princips ſahen und daß darum Deutſchland mit voller Zuverſicht gegen den Tyrannen den rächenden Gott um Hülfe rief. Dieſer Zorn des ruhigen deutſchen Volks iſt beſonders bemerkenswerth. Es iſt wahr: das deutſche Volk hat nicht die franzöſiſche Ehrfurcht vor der „vollendeten Thatſache“, das Gelungenſein einer That rechtfertigt ſie noch nicht vor dem deutſchen Gewiſſen, glänzender Schein des Ruhms verdeckt dem deutſchen Auge nicht die innere Faulheit. Der Deutſche liebt, die Erſcheinungen von dem religiöſen und ſittlichen Geſichtspunkt aus zu betrachten und bis in ihren tiefſten Quellpunkt mit principieller Schärfe hinabzudringen. Aber der Deutſche iſt auch geduldig, wenn er gedrückt wird und allzugerecht für fremde Lorbeeren. Daß gegen Napoleon dennoch die ganze Macht des deutſchen Gewiſſens und des chriſtlichen Glaubens ſich erhob, das beweiſt die durch den Eroberer hereingebrochene Gefahr für die höchſten Güter, für das Reich Gottes auf Erden. Und wenn damals auch das weniger entwickelte chriſtliche Bewußtſein mit geſundem Inſtinct nicht blos den Feind der Nation, ſondern auch des Chriſtenthums in Napoleon erkannte, ſo iſts zu be-

dauern, daß heute von den beiden zuſammengehörigen Factoren, Vaterlandsliebe und chriſtlicher Glaube, nur der erſtere gegen Napoleoniſche Ideen gerüſtet ſteht. Immer aber ſollte unvergeſſen bleiben: daß in Napoleon die zum Despoten perſonificirte Revolution, der Bruch des Rechts und des Vertrags, die wahnſinnige Idee eines Weltreichs, die damit zuſammenhängende, oft in das ſchimmernde Gewand des Nationalitäten-Schutzes ſich kleidende Unterdrückung ächter Volksthümlichkeit, überhaupt der Hochmuth, der ſich ſelbſt als Werkzeug Gottes ſetzt, bekämpft und beſiegt worden iſt. Ein Menſch hat es gewagt, ſich als Mittelpunkt der Menſchheit darzuſtellen, als Angel, um welche die Weltgeſchichte ſich drehen ſollte: das iſt eine Würde, die nur dem zukommt, der für die Menſchheit geſtorben iſt, damit ſie nicht ſterben müſſe. Als aber der Tyrann, der kein Menſchenleben und kein Menſchenrecht ſchonte, damit er lebe und herrſche, zu ſolcher Würde ſich zu erheben gedachte, da ſchauten Alle, die noch ein Fünklein Gewiſſens und Glaubens hatten, mit Spannung auf ihn hin: ſie konnten nicht zweifeln, daß Gott den verwerfen müſſe, der ohne göttlichen Beruf als ſein Abgeſandter erſcheinen wollte. Und wie eine Krone für den Glauben, darum wie eine wunderbare Glaubensförderung erſchien der furchtbare Fall des Gewaltigen, der zuerſt in Rußland über ihn verhängt war.

13.

Das Gottesgericht in Rußland.

Während die deutſche Aufklärung auf den Lehrſtühlen der hohen Schulen ſich bemühte, die alten Wunder der Bibel natürlich zu erklären, und dieſe neue Anſicht durch aufkläreriſche Schulbücher in die untern Schichten des Volks einzudringen fortfuhr, gedachte Gott, ſich unter ſeinem verblendeten Volke durch neue Wunder zu verherrlichen, durch ungeheure Ereigniſſe das Volksgemüth zum Wunderglauben zu ſtimmen und die bereits beginnende Rückkehr tieferer Geiſter zu einer lebendigeren Anſchauung vom unmittelbaren Walten Gottes in den Menſchengeſchicken auf ihrer Bahn zu beſtärken. Das iſt eine überaus erquickliche Wahrnehmung in der Geſchichte der Menſchheit, daß, während der winterliche Hauch noch mit Schneeflocken über die Felder hinfährt, ſchon die grünen Spitzen einer neuen Saat hoffnungsvoll den Augen ſich zeigen, während das alte Laub ſcheinbar noch feſt an den Bäumen hängt, der junge Saft ſchon ſteigt, um mit unwiderſtehlicher Gewalt das alte abzuſchütteln und das neue hervorzutreiben.

Die Völker Europas, welche Napoleons Herrſchaft hatten fühlen müſſen, befanden ſich in ungeheurer Gährung. Die Aufſtände Hofers, Braunſchweigs, Dörnbergs, Schills, waren wie ein-

zelne ausbrechende, bald verlöſchende Flammen geweſen, die aber von einem geheimen Feuer von ungeheurer Ausdehnung und Gewalt, den Einen erſchreckendes, den Andern erhebendes Zeugniß gaben. Unter dem Drucke vollzog ſich eine innere Umwandlung der Völker. „Die Süßigkeit fleußt aus der Traube, wenn du ſie wohl gekeltert haſt.“ In Deutſchland beſtand ohne Bündelei ein Bund der beſten Männer, die mit brennendem Schmerze die Urſache der deutſchen Erniedrigung erkannten und mit ſtiller Gluth des Glaubens auf die Zeit der Wiedererhebung warteten. Wenn ſie zuſammenkamen und ihren düſtern Unmuth einander ausgeſprochen, erweckten die Nachrichten von dem Volkskampfe gegen Napoleon in Spanien Freude und Jubel; ſie ſtießen auf die Helden an und fühlten die Kraft in ſich zu gleichem Kampfe. Das Jahr 1811 kam; in den Monaten Auguſt, September und bis in den October hinein, zeigte ſich ein ungeheuer Komet am Himmel und wies mit ſeinem weitausgedehnten Schweife gen Nordoſten. An den ſternhellen Abenden ſtanden die Leute ſchaarenweiſe auf den Straßen: das wunderbare Geſtirn ſchien wie die Beſtätigung ihrer Ahnungen, daß Ungeheures in der Welt geſchehen werde. Was Göthe, nachdem das Ungeheure geſchehen war, in des „Epimenides Erwachen“ ſang: „Kometen winken, die Stund iſt groß,“ das lag jetzt ſchon in der Ahnung des Volks. Die in die Irrgänge der Staatskunſt Eingeweihten wußten bereits, daß der Stern nach Rußland weiſe, und als das neue Jahr 1812 anbrach, ward es bald ganz Europa offenbar, daß Napoleon nichts Geringeres im Schilde führe, als einen Feldzug gegen Rußland. Das Gottesgericht, welches auf dieſem Zug Napoleons Heer vernichtete, war von der größten Bedeutung für die Belebung des Glaubens in der Chriſtenheit. Indem wir dieſe Bedeutung aufzuweiſen ſuchen, müſſen wir auf drei Factoren aufmerkſam machen: auf den Uebermuth, mit welchem der Zug unternommen ward, auf das Gebet des Glaubens, das während des Kriegs gegen Napoleon kämpfte,

und zuletzt auf die Erhörung des Gebets, die in der Niederlage Napoleons an den Tag trat. Diese innere Geschichte, dieser religiöse Verlauf des russischen Feldzugs drängt sich in so überraschender Weise zwischen dem Politischen und Militärischen hervor, daß kaum ein Geschichtsschreiber gefunden wird, der nicht auf diesem Blatte der Geschichte von einem Wunder Gottes spräche.

Mit unerhörtem Uebermuth begann Napoleon den Krieg gegen Rußland. Hormayr theilt eine Anrede Napoleons an seine Minister mit, die er 1811 im Staatsrathe gehalten. „Meine Herren," sprach er, „ich muß mich erklären; meine Stellung zu Rußland ist falsch, das kann nicht länger dauern. Der Kaiser von Rußland hält die Verträge nicht, die wir geschlossen. Er läßt englische Waaren in seine Häfen ein. Er will dem Continentalsystem nicht anhängen. Ich werde ihn zwingen. Ich kann auf ihn nicht zählen, ich muß alle Häfen der Ostsee haben. Meine Douaniers müssen über meine Interessen bis Petersburg wachen. Meine Stellung verlangt es. Wenn er sich weigert, gut — so wird er den Krieg haben, in Petersburg werde ich ihm meine Bedingungen dictiren. — Preußen ist mir nicht gleichgültig, es bildet eine Avantgarde. Wissen Sie, daß Preußen mir 120,000 Mann werth ist. Der König von Preußen hat mir seine Truppen angeboten, aber ich brauche Bürgschaften. Der preußische Soldat liebt mich nicht. Der König — er könnte mit mir gemeinsam in den Krieg ziehen, aber ein Kaiser und ein König in einer Armee, das genirt. Ich will die Prinzen haben, sie werden mir als Pfänder für die Treue der Truppen dienen. Wenn Preußens Betragen nicht falsch ist, so werde ich ihm so viel Gutes thun, als ich ihm Uebels gethan, ich werde es vergrößern, aber die Häfen der Ostsee muß ich haben. — Der König von Sachsen, vieille bête, versteht das Herzogthum Warschau nicht zu regieren. Ich werde sehen, was ich mit Polen mache. Baiern, Würtemberg sind brav — aber sie haben genug, Baden ist im Grunde auch gut, aber der Großherzog von Würzburg ist mein Verwandter, er beträgt

ſich gut, ich bin ihm anhänglich, ich werde ihn ein wenig vergrößern. Auch dem Großherzog von Frankfurt will ich eine Kleinigkeit geben. Mit Dänemark bin ich ſehr unzufrieden, ich weiß noch nicht, was ich damit machen werde.“[52]) In ſolchem Uebermuth hatte Napoleon am 9. Mai 1812 Paris verlaſſen; in Mainz huldigten ihm ſeine weſtdeutſchen Vaſallen; glänzender noch war die Huldigung, welche ihm zu Dresden zu Theil ward, wo auch ſein Schwiegervater, der Kaiſer Franz, und der König von Preußen ſich einfanden. Auf der Bühne ward der Korſe vergöttert. Bei ſeinen Levers ſah man deutſche Fürſten mit gekrümmten Rücken zwiſchen franzöſiſchen Hofleuten, die nicht auf ſie achteten. Der Kaiſer gefiel ſich darin, die Fürſten aus altem Geſchlecht zu demüthigen. Sie antichambrirten vor dem berühmten Emporkömmling, der ſie nach Belieben zwiſchen ſeinen Höflingen warten ließ. Mit bittern Gefühlen verließen die Fürſten den Hof. Napoleon aber war ganz verblendet in ſeinem Uebermuth. Er hatte halb und halb erwartet, die europäiſche Revue, die er in Dresden gehalten, werde Rußland einſchüchtern. Als aber der Geſandte Krieg und nicht Frieden von Alexander brachte, brach Napoleon nach Polen auf. „Rußland iſt fortgeriſſen durch ſein Verhängniß, ſeine Geſchicke müſſen ſich erfüllen,“ verkündigte er alsbald der Welt. Was hatte Napoleon im Sinn? Er hatte wohl früher den Gedanken gehegt, mit dem ruſſiſchen Kaiſer ſich in die Welt zu theilen. Jetzt waren allerlei Mißverhältniſſe zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Cäſar getreten. Ich oder Er? das war die Frage, die ſich Napoleon, die ſich in gleicher Weiſe Alexander vorlegte. Napoleon zweifelte nicht im Geringſten, daß er den Sieg davon tragen würde. Und war erſt Rußland beſiegt, dann war das ganze Feſtland ſein — dann konnte England in ſeiner Abgeſperrtheit ſich nicht halten. Und wars nicht möglich, durch das überwundene Rußland nach Perſien und von Perſien nach Oſtindien vorzudringen? Was war nicht alles noch möglich! „Und von dannen nach Golkonde, und von dannen nach dem Monde!“ „Alexander der Große,“

ſagte Napoleon zu Narbonne, ſeinem Geſandten, „hat einen eben ſo weiten Weg nach dem Ganges gehabt, als ich von Moskau. Ich habe ſeit St. Jean d'Acre daran gedacht; ohne die Aufhebung der Belagerung und ohne die Peſt hätte ich eine Hälfte von Aſien erobert und wäre von da nach Europa zurückgekehrt, um die Throne Deutſchlands und Italiens zu erringen. Denken Sie ſich Moskau genommen, Rußland niedergeſchlagen, den Czaren verſöhnt oder durch eine abhängige Regierung erſetzt, und ſagen Sie mir, ob eine Armee Franzoſen und Verbündeter nicht von Tiflis bis zum Ganges vordringen kann, um dort ſchon durch ihre Berührung das Gerüſte kaufmänniſcher Größe in Indien fallen zu machen.“ Bei ſolchen Unterredungen ward es doch auch ſeinen Bewunderern bange. „Man iſt zwiſchen Bedlam und dem Pantheon,“ ſagte Narbonne.[53]) Ungeheuer war der Plan und ungeheuer die Rüſtung. Von Portugal bis Rußland wohnte kein Volk, das nicht mit in die Unternehmung gezogen worden wäre: Franzoſen, Deutſche aller Länder, außer den Rheinbündiſchen die Preußen und Oeſterreicher mit ihren Hülfstruppen, Holländer, Italiener, Polen, Schweizer, ſelbſt Portugieſen und Spanier. Mehr als eine halbe Million Soldaten ſammelten ſich unter den franzöſiſchen Fahnen, treffliche Truppen unter den beſten Anführern. Und Rußland war ſchlecht genug gerüſtet. Und doch ſchon beim glanzvollen Einzug des Heers in die ruſſiſchen Gränzen um die Sommerſonnenwende des Jahrs 1812 konnte ſich Mancher eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren; es war eine Ahnung von dem ungeheuren Sturz, der ſo ungeheurer Selbſtüberhebung folgen müſſe. War doch Napoleon mit Spanien noch keineswegs im Reinen! hatten doch in Preußen Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau mit dreihundert Offizieren den Abſchied genommen, als der König noch einmal mit Frankreich gehn mußte, und der Führer des preußiſchen Hülfscorps, York, verband mit der größten Dienſttreue gegen ſeinen König den grimmigſten Haß gegen die Franzoſen! Und wenn die ganze Unternehmung auf einer furchtbaren Hoffahrtsſünde beruhte — auf wie

morſchen ſittlichen Grundlagen beruhte das Einzelne. Die Soldaten hatten nicht Luſt zum Kriege, wenn nicht Lohn und Glanz der Mühe entſprach. Die Marſchälle umgaben ſich mit ungeheurem Luxus auf dem Heereszug. Und während Rußlands Kaiſer die tiefſten religiöſen Gefühle des Volks auf ſeiner Seite hatte, wußte Napoleon nur Ruhm, gutes Winterquartier und baldige Rückkehr in die Heimath zu verſprechen.

Dem Hochmuth Napoleons ſtand in Rußland die Demuth gegenüber. Der Kaiſer Alexander erkannte in dem Kampf, in welchen Napoleon ihn hineinriß, eine Mahnung Gottes zur Buße. Obwohl eine ungemein edle, liebenswürdige Natur und durch ſeinen Erzieher Laharpe zum Guten früh angeleitet, fehlte ihm doch der Halt eines lebendigen Chriſtenglaubens. Und die Schatten, welche von der ſcheußlichen Ermordung ſeines Vaters Paul, obwohl er unſchuldig daran war, in ſeine Seele gefallen waren, die Verſündigungen gegen die eheliche Treue konnten ihm wohl das Verlangen nach göttlichem Troſte erregen. Aber eine entſcheidende Erſchütterung ſeiner Seele, eine durchgreifende Erweckung ſeines Gewiſſens ward ihm erſt zu Theil, als ſein Reich, ſein Volk in Gefahr war. Kräftigung im politiſchen Verhalten und Stärkung ſeines ſittlichen Charakters bot ihm Stein, den er an ſeine Seite gerufen. Aber er bedurfte mehr, er bedurfte Troſt und Zurechtweiſung für ſeine Seele. In tiefſter Schwermuth öffnete er ſein Herz ſeinem Freund Alexander Gallitzin. Dieſer, ſelbſt jüngſt vom Leben in der Welt zum Leben in Chriſtus bekehrt, wies den Kaiſer auf die heilige Schrift. Ein Paar Tage darauf erſchien er bei der Kaiſerin mit der Frage, ob ſie ihm eine Bibel leihen könne. Mit Entzücken nahm er das ihm dargebotene göttliche Buch mit ſich, las hinfort mit größtem Eifer darin und fand Erleuchtung und Frieden. Bald darauf, mitten im Kriege, ward unter ſeiner Anregung die Bibelgeſellſchaft gegründet. Er wollte, daß alle ſeine Unterthanen an der ihm gewordenen Wohlthat Theil nehmen könnten. Nicht lange darauf geſchah

es, daß eine Hofdame, die von seinen innern Kämpfen Kunde hatte, ihm für seine Heerfahrt eine Abschrift des 91. Psalms überreichte und ihn bat, ihn oft zu lesen.[54]) Er werde allen Trost, dessen er bedürfe, darin finden. In der That, eine verschiedenartigere Seelenstimmung ist nicht denkbar, als diejenige, mit welcher die beiden Kaiser gegen einander ins Feld zogen. Während die christlichen Völker in Napoleon einen Feind des Reichs Christi sahen, erschien unter den Verbündeten gegen Napoleon ganz besonders Alexander als der Freund Christi und seines Reichs. Es war darum nicht bloß eine Anbequemung an die Volksgestimmung, wenn Alexander in seinen Kriegsmanifesten an den christlichen Glauben seines Volks sich wandte, sondern in Wahrheit war eine völlige Uebereinstimmung zwischen dem Kaiser, der Geistlichkeit und dem Volke, daß man unter dem Kreuze gegen Napoleon streiten und im Gebet Gottes Arm gegen ihn anrufen müsse. Arndt, der, wie wir oben gezeigt haben, für seinen eigenen Glauben und die volksthümlich christliche Aufweckung, die er bei seinem Volke versuchte, der religiösen Erregung des russischen Volks viel verdankte, hat uns dieselbe beschrieben und mit Zeugnissen belegt. In dem Manifest, in welchem er zu einem Volksaufstand gegen Napoleon ermuntert, sagt Alexander: „Adel, du warst in allen Zeiten der Vertheidiger des Vaterlandes, heilige Synode und du russische Geistlichkeit, durch eure inbrünstigen Gebete haben wir immer Gnade und Heil auf das Reich herabgerufen; Völker Rußlands, heldenmüthige Enkel der tapfern Slavonen, dies wäre nicht das erste Mal, daß ihr den Bären und Tigern, die sich auf euch stürzten, die Zähne ausbrächet. Vereinigt euch Alle, tragt das Kreuz in dem Herzen und das Eisen in der Hand — und keine menschliche Macht wird euch besiegen können.“ Die heilige Synode aber erließ eine Pastoralinstruction, in welcher es heißt: „Seitdem die französische Nation, durch das Hirngespinnst der Freiheit verblendet, den Thron der Monarchie und die Altäre des Christenthums umgestürzt hat, hat sich die rächende Hand des Herrn sicht-

barlich ſchwer auf ſie und darauf durch ſie und mit ihr auf die Völker gelegt, die ihrer Verirrung am meiſten nachgeahmt haben. Auf die Gräuel der Anarchie ſind die Gräuel der Unterdrückung gefolgt; ein Kampf entſprang aus dem andern und ſelbſt der Friede gab keine Ruhe. Rußlands Kirche und Reich, bis hierher durch Gott gerettet, ſind größtentheils nur mitleidige Zeugen und Zuſchauer der fremden Leiden geweſen, als wenn Gott ſie grade dadurch im Vertrauen auf die Vorſehung hätte ſtärken und ſie mit deſto mehr Muth für den Augenblick der Prüfung bereiten wollen. Ruſſen! dieſer Augenblick der Prüfung iſt gekommen... Demnach ergeht unſer Aufruf an euch, Kinder der Kirche und des Vaterlandes, ergreift die Waffen und den Schild, erhaltet den Glauben und die Treue eurer Väter, bringt dem Vaterlande mit Dank die Güter dar, die ihr von ihm habet, ſchont euer zeitliches Leben nicht für die Ruhe der Kirche, die für euer ewiges Leben und eure ewige Ruhe ſorgt. Erinnert euch der Tage des alten Judäa, der Tage eurer Altvordern, die im Namen Gottes ſich muthig in die Gefahren ſtürzten und rühmlich darüber triumphirten. — Dieſer Aufruf ergeht an euch, glänzende Männer, die ihr Macht oder Rechte zu einer beſondern Achtung unter euren Mitbürgern habt: öffnet durch das Beiſpiel eures Muths und eures edlen Eifers denen den Weg, deren Augen auf euch gerichtet ſind. Möge der Herr aus eurer Mitte Joſuas erwecken, welche die Vermeſſenheit Amaleks bändigen, neue Richter, welche Judäa erlöſen, neue Maccabäer, welche viele Könige demüthigten und Iſrael durch ihre großen Thaten verherrlichten! — Dieſer Aufruf ergeht vorzüglich an euch, Hirten und Diener der Altäre. Nach dem Beiſpiel Moſis, der am Tage der Schlacht gegen Amalek ſeine zu Gott gerichteten Hände nicht ſenken wollte, ſtärkt die eurigen durch das Gebet, bis der Arm des Feindes gänzlich ſeine Kräfte verloren hat. Flößet unſern tapfern Vertheidigern eine feſte Zuverſicht ein auf den Herrn der Heerſchaaren; ermuthiget durch die Wahrheit die ſchwachen Seelen, die den Verführungen des Betrugs

Preis gegeben ſind; belehret ſie Alle durch das Wort und die That, kein Eigenthum zu ſchonen als das des Glaubens und des Vaterlandes; und wenn Jemand von den Kindern Levi, der noch nicht in die Verrichtungen des Heiligthums eingetreten iſt, vom Verlangen nach Schlachten brennt, ſegnet ihn im Namen der Kirche und laßt ihn ſeinem Triebe folgen." — Als Napoleon in Moskau eingezogen war, erließ Alexander ein Manifeſt an ſein Volk, um ihm klar zu machen, daß mit der Einnahme der alten Hauptſtadt für den Feind nichts gewonnen ſei, zumal er ſie leer gefunden habe, um das Volk bei gutem Muth zu erhalten, und ſchließt mit dem Gebete: „Allmächtiger Gott, wirf barmherzige Blicke auf die im Gebete knieende ruſſiſche Kirche; gieb deinem treuen und für die Gerechtigkeit bewaffnetem Volke Kraft und Beharrlichkeit, gieb ihm den Sieg über ſeine Feinde, daß es ſie niederlege und durch ſeine eigene Befreiung den Königen und den Völkern die Unabhängigkeit und die Freiheit wiedergebe." Als aber der Untergang des Napoleoniſchen Heers ſich offenbarte, verſäumte der Kaiſer nicht, dem Herrn der Heerſchaaren vor Allem, dann aber auch ſeinem tapfern Volk Dank darzubringen. — Wie der Kaiſer, ſo erwies ſich die Kaiſerin voll Gottvertrauens und Muthes. Als Viele in Petersburg, um ſich zur Flucht zu rüſten, ihre Koſtbarkeiten einpackten, hatte ſie Jemand gefragt, warum ſie nicht daſſelbe für ihre Juwelen und Geſchmeide anordne. „Rußlands Kaiſerin auf der Flucht bedarf des Muthes, nicht der Juwelen," war die Antwort. Und herrlich war die Volksſtimmung. „Das war das Erhabenſte," berichtet Arndt, „daß ſie in dieſem heiligen Volkskriege Alles mit Gott begonnen und mit Gott beſchloſſen; die Petersburger Te Deum waren wahre Te Deum; die großen Volksfeſte, die großen Feſte des Herrſcherhauſes waren nicht bloße prunkvolle und gaukeliſche Umzüge, nicht bloße Schimmer der Pracht, wo die menſchliche Eitelkeit ſich neben die göttliche Größe ſtellt — es wurden Anrufungen, Gebete und Dankſagungen des Volks, die theuren und hochverehrten Häupter

des Kaiserhauses wurden mit dem ganzen Volke vor dem Angesichte Gottes brüderlich und väterlich zu Einer Familie, zu Einer Liebe und Gemeinschaft gestellet. Wenn von der Petersburger Besatzung einzelne Schaaren auszogen, als die mit dem Kreuz des Glaubens bezeichnete Petersburger Landwehr sich und ihre Fahnen feierlich einsegnen und von ihrem Kaiser mustern ließ — welch ein großes und schönes Gewimmel von Menschen! welch eine rührende, begeisterte, andächtige Freude! welche Umarmungen, welche Begrüßungen, welche Worte und Thränen der Freude auf allen Straßen und Plätzen! Die Fenster, die Dächer der Häuser hielten die versammelten Menschen kaum, die Bäume ringsum waren voll, die Gitter und Staketen um die Häuser und Spaziergänge brachen unter ihren Lasten ein: so fröhlich als die Krieger auszogen, begleitete alles Volk sie. Solche Augenblicke sind göttlich, denn nur durch die große Gemeinschaft und Andacht des Volks wird der Einzelne aus seiner engen Kümmerlichkeit zum Himmel emporgetragen. — Und wenn eine glückliche Botschaft gekommen war von einer gewonnenen Schlacht, von Fünftausenden oder Zehntausenden von Franzosen, die das Gewehr gestreckt hatten — ehe es tagte, wurden die Menschen in ihren Häusern und Betten durch das Sausen und Brausen des Volkes draußen und durch den jubelnden Freudenklang seiner Hurrahs erinnert und geweckt; darauf Kanonendonner, die wimmelnde Menschenmenge ausgegossen, dann die Kirchen mit Betenden gefüllt, der Abend und die Nacht erleuchtet.... Gott war lebendig in ihnen, Gott begeisterte sie für ihr Land, Gott gab ihnen die Freudigkeit, die Beharrlichkeit, den Sieg.“ — Mit der religiösen Begeisterung war die vaterländische unmittelbar verbunden. Zu jedem Opfer war Adel und Volk bereit. Wenn nur Haus und Hof, Kirche und Altar, Geld und Gut dem Feinde nicht zur Beute wurde, verlor man gerne Alles. Der gewaltige Typus dieser Opferwilligkeit ist Rostoptschin, der Statthalter von Moskau. Was er den Bewohnern der Hauptstadt zumuthete, Alles zu verderben, daß nichts dem Feinde

bliebe, das that er selbst. Er hatte in der Nähe von Moskau ein Gut und Schloß. Seine Bauern baten um die Erlaubniß, auf ein Gut, das Rostoptschin in Sibirien besaß, ziehen zu dürfen, da sie lieber dort leben, als sich der französischen Herrschaft unterwerfen wollten. Nachdem sie die Erlaubniß erhalten, trat die Colonie, aus 1700 Seelen bestehend, die Wanderung an. „Gott verleihe Sieg unserm Kaiser und Rußland! des Himmels Segen walte über unserm Heere!“ Das waren die einzigen Ausrufe, die man hörte. Als nun der Feind herannahte und mit den Vorposten schon handgemein war, begab sich Rostoptschin mit seinen Freunden in seinen Palast. Jeder erhielt eine brennende Fackel, ein Gemach nach dem andern wurde in Brand gesteckt, bis das ganze Schloß Eine lohende Masse war. Der Herr des Schlosses stellte sich ruhig vor das Gebäude und sah dem Schauspiel zu. Als das Werk der Zerstörung fast vollendet war und die feindlichen Kugeln schon um ihn pfiffen, zog er sich zurück und überließ dem Feinde nichts als eine Brandstätte und an einem Pfeiler die Inschrift: „Ich habe acht Jahre lang diesen Herrensitz geziert, wo ich im Schooße meiner Familie ein glückliches Leben führte. Die Bewohner dieses Grundeigenthums, 1700 Seelen an der Zahl, verlassen es bei eurer Annäherung und ich stecke das Haus freiwillig in Brand, damit es durch eure Gegenwart nicht besudelt werde. Franzosen, ich überließ euch meine zwei Häuser in Moskau mit ihrer Ausstattung und Allem, was sie enthielten, in einem Werth von einer halben Million Rubel. Hier werdet ihr nur Asche finden!“ Und was der Statthalter that, das thaten Alle. Moskau ging in Flammen auf und mit ihm die Hoffnung Napoleons. Es ist etwas Asiatisches, etwas Alttestamentliches in dieser Kriegsführung. Wie Israel seine Siege erfocht, nicht durch Roß und Reiter, nicht durch Wehr und Waffen, sondern durch den Glauben an den lebendigen Gott, der die Mauern Jerichos vom Posaunenschall kann fallen lassen, der durch Kriegsgeschrei und Fackelglanz die Feinde in die Flucht schlägt und den Würgengel sendet in

Sanheribs Heer, ſo erſchien in Rußland Gott ſelbſt um ſo deutlicher als der Kriegsherr, je weniger von dem ruſſiſchen Heer durch entſchiedenen Widerſtand und kräftiges Vordringen geſchah. Das Heer wich meiſt zurück, als wollte es Gott die Kriegsführung allein überlaſſen. Und Gott hat das Werk vollendet: durch Feuer, Hunger, Kälte, Schnee, Waſſerwogen, Peſtilenz.

Der Wahnſinn des Hochmuths hatte den Krieg begonnen, demüthiges Gebet hatte Gottes Hülfe angerufen — nun mußte der erfochtene Sieg recht als Gottes Werk, als ein Gericht Gottes erſcheinen. „Ich ſah den Ungerechten am Morgen ſich erheben wie die Ceder am Libanon,“ ſprach Alexander in einem Manifeſt, „ich ging am Abend vorüber und er war nicht mehr, ich fragte nach ihm und ſeine Stätte ward nicht gefunden.“ Was war aus Napoleon geworden? So lange es irgend möglich war, hatte er Europa in ſeinen Bülletins belogen und nur von Siegen geſprochen. Dann trat im Winter eine dumpfe Stille ein in den Ländern, deren Söhne er in den Krieg geſchleppt hatte. Auf einmal erſcheint Napoleon in Wilna in einem kleinen Schlitten und eilt, ſo ſchnell er kann, durch Polen und Deutſchland nach Paris. Er war von Gott geſchlagen, aber nicht gebeugt. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt,“ ſprach er damals zu de Pradt in Warſchau. Und als ihm die polniſchen Miniſter beim Wiedereinſteigen gutes Befinden wünſchten, antwortete er: „Ich habe mich nie beſſer befunden; wenn ich den Teufel hätte, ſo würde ich mich um deſto beſſer befinden.“ Muß man ſein Wohlbefinden mitten in dem ungeheuren Jammer, den er über Millionen Menſchen, über ganz Europa gebracht, nicht daher leiten, daß er den Teufel hatte, aber mit Gott nicht im Bunde war? Faſt ſpottend ſagte er in ſeinem letzten Bülletin: „Menſchen, welche die Natur nicht genugſam geſtählt hat, um über alle Wechſel des Glücks und des Schickſals erhaben zu ſein, verloren ihren Frohſinn und ihre gute Laune und träumten von nichts als von Kataſtrophen; diejenigen aber, welche ſie allen

überlegen erſchuf, bewahrten ihren Frohſinn und ihr gewöhnliches Weſen und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten anderer Art, die ſie zu bewältigen hatten. Seine Majeſtät hat ſich nie wohler befunden!“ Iſt das nicht teufliſch, obs nun Wahrheit war oder Lüge? Daß es erlogene Gefühle waren, ſcheint das Wahrſcheinlichere, denn zu ſeiner eiligen Flucht durch Deutſchland half doch auch das böſe Gewiſſen mit und die Furcht, von einer rächenden Hand erſchlagen zu werden. In Oszniana, wo der Kaiſer durch eine Rheinbündneriſche Wache beſchützt war, ſagte der franzöſiſche Major bedeutungsvoll zu einem deutſchen Offizier: „Jetzt wäre der Augenblick gekommen.“ Dem älteſten Hauptmann, der eine Weimarſche Grenadiercompagnie führte, ward es zugemuthet, ſich des Kaiſers zu bemächtigen. Deutſche Gewiſſenhaftigkeit hinderte ihn daran und er entfloh.[55]) Eine deutſche Poſthalterin hat, da ſie ihn erkannte, ſich wenigſtens beſtimmt geweigert, ihm Speiſe und Trank zu reichen und ſich ſchließlich nur zu Kamillenthee verſtanden! So war denn das Ende des Siegszugs nach dem Ganges — die Flucht nach Paris! Und die ſtolzen Marſchälle, die auf dem Hinweg den deutſchen Städten unerhörte Lieferungen auferlegten für ihre eigene Bequemlichkeit, denen kein Quartier ſtattlich, kein Mahl üppig, kein Lager bequem genug war? Und die Offiziere, die deutſchen Pfarrfrauen zumutheten, die letzte Habe aufzuraffen, um ihnen den Schinken in Rothwein zu kochen? Und die Soldaten, die unausſprechbaren Hohn trieben mit dem lieben Brod? Was war aus ihnen geworden? Das Volk, das den Heißhunger der Flüchtigen ſah, glaubte an einen von Gott über ſie verhängten Hunger, der nie geſtillt werden könne! Daß Gott ein Gericht gehalten, das war auch dem blödeſten Auge offenbar! Da zogen über das ſchneeige Land dahin die ungeordneten Häuflein der Entronnenen, keine Kriegsmuſik ertönte, keine Trommel ward gerührt, kein Commandoruf erſchallte, mit unſäglicher Mühe trugen die erſtarrten Glieder die hungernden Leiber weiter, auf jedem Schritt durch die Leichname auf

dem Weg daran erinnert, was aus ihren Kameraden geworden. Alle zu Fuß, auch die ſtolzeſten Generäle, denn die Pferde waren aufgezehrt, ohne Waffen, die ihnen längſt zu ſchwer geworden; auch die Beute, die ſie in den verlaſſenen Städten gemacht, hatten ſie abgeworfen, die Laſt des Leibes, von unſäglichem Jammer beſchwert, war Laſt genug. In wunderlichem Aufzug kamen ſie, nur darauf war Jeder bedacht, daß er Haupt und Glieder vorm Froſte ſchütze, und was zu ſolchem Schutze dienen konnte, ward aufgerafft. Und wenn ſie in ein Quartier kamen, ſo fielen ſie über die Speiſe her und ſtarben, oder drängten ſich dicht an das Feuer und wurden todt gefunden, mit erfrornen und verſengten Gliedern. Keine Feder kann den Jammer ſchildern, aber der unmittelbaren Anſchauung ergab ſich immer aufs Neue die Gewißheit: Hier iſt Gottes Finger! Hier iſt ein unmittelbares Dreingreifen Gottes, um an den Sündern ein Gericht zu vollziehen. „So verging," ſchließt Arndt ſeinen Bericht über den ruſſiſchen Feldzug, „durch die Verworfenheit und Verblendung eines einzigen Mannes in ſechs Monaten die friſcheſte Blüthe von Frankreich, Italien, Deutſchland und Polen, und wurden viele tauſend Kinder Waiſen, viele tauſend Weiber Wittwen, viele tauſend Eltern und Bräute in Schwarz gekleidet. So groß iſt das Schickſal, ſo unerhört die Niederlage und ſo unglaublich das Unglück, daß auch der Zweifler gläubig werden muß und ausrufen: ſiehe! hier iſt Gott, dies iſt Gottes Finger. . . . Hier hinkt der Küraſſier ohne Roß, ohne Schwerdt, faſt ohne Blut und Leben, die gefrornen Füße mit Baſt und Lumpen umwunden, der Küraſſier, der vor ſechs Monaten dem armen Bauer in Maſuren das letzte Brod nahm, es ſpaltete und jede Seite zu einem Schuh aushöhlte, worauf er wie auf Holzſchuhen einherging; dort trägt Einer, der grauſam nach fremdem Gut griff, die Stumpen der abgelöſten Hände umwunden und empfängt mit der Zunge die traurige Gabe des Mitleids; hier flehet vergeblich um ein Stücklein Brod und bietet dafür Leben und Glieder zum ewigen Dienſt, welcher der Wittwe

den letzten Biſſen verſchlang und dem Säugling die Milch in der Mutter Bruſt verkümmerte; dort liegt ein Andrer, der ein Wolfsrachen der Wolluſt und des Geizes war, ächzend und erfrierend am Wege und hört die Wölfe ſchon die Zähne über ſeinem Gerippe fletſchen; hier ſtreckt Einer, der Gott leugnete und denen, die ihn des großen Walters und Vergelters erinnerten, ſpottend zurief: Pah! was iſt euer Gott für ein Ding? die welken Arme vergebens zum Himmel, daß er ihn geſchwind von dem elenden Leben löſe; dort in der letzten Todesnoth will einer beten, der ſonſt nur fluchte, aber er hat keine Worte für Gott, er hat auf ſeinen Lippen überhaupt keine Sprache mehr: ſo ſchrecklich wird die Verruchtheit geſtraft. So wimmert, ſo ſterbet ihr, ſo lieget ihr da, die aus dem Nil und dem Ebro, aus der Donau und der Weichſel getrunken haben, die Roms Kapitol und Numantias Trümmer, die des ſtolzen Philipps Eskorial und des unſterblichen Friedrichs Sansſouci, die Rudolfs von Habsburg Kaiſerſitz und Moskwas heilige Tempel entweiht haben, ein nichtiger, ſchändlicher, verfluchter Staub, worauf keine Thräne vergoſſen ward, worüber kein Gebet geſprochen ward, wobei Wölfe heulten, und Raben krächzten, und Hunde bellten, und Menſchen fluchten. — So hat Gott gerichtet, ſo wird Gott richten!“[256])

Dies Gottesgericht machte eine gewaltige Wirkung auf das religiöſe Leben der Völker. Alle religiöſe Erkenntniß des Menſchen beruht auf der Offenbarung, aller Glaube auf dem Wunder, alles Gebet auf dem Glauben, daß Gott noch jeden Augenblick ein Wunder thun könne. Eine Offenbarung, ein Wunder Gottes war, was in Rußland geſchah. An dieſer Offenbarung entzündete ſich ein neues Glaubensfeuer, an dieſem Wunder erhob ſich das Gebet. Der Menſch kann nichts aus ſich ſelbſt, was zu ſeinem Heile dient, er kann ſich weder ſelbſt demüthigen, noch ſelbſt erheben. Es war die gewaltige Hand Gottes, welche das deutſche Volk durch das Gericht bei Jena demüthigte. Seit jener Demüthigung hatte Deutſchland ernſtlich Buße gethan und gläubig auf Gottes Hülfe geharret.

Da wars denn deſſelben Gottes ſtarker Arm, der ein zweites Gericht vollzog, diesmal um Deutſchland zu erheben. So ging es alſo nicht nach der ſtolzen Regel: Hilf dir ſelbſt, ſo wird Gott dir helfen! ſondern Gott half, und das Volk lernte erſt durch Gottes Hülfe die Kräfte kennen, die es noch hatte und ſie brauchen. Nicht die Menſchen zogen voran im Streit und Gott kam helfend nach. Der helfende Gott zog voran und Schritt für Schritt folgte Deutſchland ſeinen Fußſtapfen. Ohne das, was Gott in Rußland gethan, können wir uns die deutſche Erhebung nicht denken, und ohne den Sieg, den Gott bei Leipzig gegeben, hätte ſich Deutſchland nicht zu dem Gedanken aufgeſchwungen, bis nach Paris vorzudringen. Aber außer dieſem unmittelbar politiſchen Gewinn, den Deutſchland aus der Gottesthat in Rußland zog, iſt der Gewinn an religiöſer Belebung und Vertiefung ungemein hoch anzuſchlagen. Es läßt ſich auf einmal ein ganz neuer Geiſt in Deutſchland ſpüren, eine ganz neue Sprache hören. Von dem Wunder, das eben geſchehen, fällt ein Licht auf die Wunder der Schrift, von der Offenbarung der Allmacht Gottes auf ſeine Liebesoffenbarung in Chriſtus. Deutſchland erſcheint wie der Iſrael Gottes: Gott hat ihm geholfen, nun will Deutſchland danken, beten, ein neuer Bund ſoll geſchloſſen werden zwiſchen dem alten Gott und dem Volke. Es iſt, als ob ſich Gott und ſein Volk wieder verſtünden, als ob es auf das lange, bange Jahre hindurch zu Gottes Throne hinaufgeſtiegene: warum? und: wie lange? nun ſeine Antwort empfangen, als ob aller Zweifel gelöſt wäre; der Wechſelverkehr wird inniger, die Sprache wärmer. Der Geiſt Gottes hat ſich über das Fleiſch ergoſſen und friſches, heiliges Leben erwacht unter ſeinem Wehen.

Deutſchland verſtand die Sprache, die Gott in Rußland geſprochen und gab aus der Tiefe kommende Antwort.

Mit Mann und Roß und Wagen
So hat ſie Gott geſchlagen!

Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große mächtge Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht!

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!
Speicher ohne Brot,
Aller Orten Noth,
Wagen ohne Rad,
Alles müd und matt;
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!

Aber kein müßiger Zuschauer wollte Deutschland sein. Es spürte augenblicklich, daß in Rußlands Schneegefilden ein Strom des Lebens entsprungen sei, der fortschwellen und rauschen müsse durch Deutschland hindurch, bis alle untertretenen Länder in neuer Saat der Freiheit grünten. Was Yorks kühne That, als er von Frankreich zurücktrat und mit Rußland sich einte, bedeute, das haben die Dichter in hundert Weisen ihrem deutschen Volke vorgesungen: Gott giebt euch ein Zeichen zum Aufstand. Schenkendorf sang vom Kaiser Alexander:

Ein Held ist ausgezogen,
Ein Retter dieser Zeit
Mit Roß und Mann und Bogen
In Gottes heilgen Streit.
Es drang zu seinen Ohren
Ein hohes Gotteswort,
Da hat er sich verschworen
Der Freiheit Held und Hort.

Gen Deutſchland ſollſt du ziehen,
Du lieber Gottesheld,
In Deutſchland ſoll erblühen
Das Heil für alle Welt.
Da wird es dir erſcheinen,
Was Gott der Herr gedacht,
Als er zum Heil der Seinen
Den großen Plan gemacht.

O nehmt ihn auf, ihr Brüder!
Er ſtammt aus deutſchem Blut,
Den Deutſchen bringt er wieder
Der Freiheit altes Gut;
Wie man die heilgen Boten
Des Himmels nur geehrt,
Sei ihm der Gruß entboten,
Der Gottes Ruf gehört!

Arndt kam ſelbſt mit aus Rußland gezogen und ward nicht müde, dem Siegszug ſein fernſtes Ende zu zeigen in Paris. Und der Sachſenjüngling in der Kaiſerſtadt zu Wien griff nach Leier und Schwert und ſang:

Friſch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!

Und Rückert hat dem deutſchen Volke das Wort in den Mund gelegt:

Der Wehruf ſtieg
Aus aller Welt
Zum Sternenzelt,
Der Herr noch ſchwieg.

Bis Moskows Brand
Vor die Augen ihm trat;

Da war es ſein Rath
Zu heben die Hand.

Der Herr, der lange drein geſehn,
Hat endlich drein geſchlagen;
Jetzt darf ich es wagen
Auch aufzuſtehn.

Immer wieder kamen die deutſchen Dichter, welche ihr Volk zum Kampf aufriefen, auf das Zeichen zurück, welches Gott ſelbſt in Rußland gegeben. Namentlich iſt es Wetzel, der in ächt bibliſcher Weiſe die ganze Niederlage Gott zuſchreibt, ja nicht die Niederlage bloß, ſondern der ſchon die Verblendung Napoleons, mit welcher er ſeinem Verderben entgegeneilte, als eine Strafe ſeines Hochmuths, als ein Gericht der Verſtockung anſah. Es wird die Leſer nicht verdrießen, wenn wir eins der Wetzelſchen Lieder, die weniger bekannt ſind, als ſie es verdienen, als Zeugniß für die bibliſche Auffaſſung des Gerichts in Rußland unverkürzt mittheilen.

Von Oſten kommt die Sonne,
Von Oſten kommt das Heil der Welt,
Von Oſten, Tag der Wonne!
Kommt heut auch der erkorne Held,
Der unſre Bande löſt,
Der Deutſchland hilft ermannen,
Und ſiegreich den Tyrannen
Zur Hölle niederſtößt.

Der Stolze ſprach vermeſſen:
Der Weſten iſt mein großes Reich,
Den Oſt will ich nun freſſen,
Wer iſt mir denn auf Erden gleich?

Da gab ihn Gott dahin,
Den seine Blitze suchten,
Den Lästrer, den Verruchten,
In dem verkehrten Sinn:

Zu thun, was sein Herz wollte,
Was aber nach des Höchsten Rath
Zum Fall ihm werden sollte,
Und führt' ihn des Verderbens Pfad:
Da wurde weit und breit
Ein Sengen, Morden, Schänden,
Und ward mit Räuberhänden
Das Haus des Herrn entweiht.

Da zogen Roß und Reiter
Herein zur alten Kaiserstadt:
Bis hierher und nicht weiter!
Sprach, der das Heft in Händen hat,
Des Cherubs feurig Schwert
Wies dir in Moskaus Brande
Den Rückweg aus dem Lande,
Das deine Wuth verheert.

Da hat der Allgerechte
In seinem Zorn sich aufgemacht,
Und vierzig Tag und Nächte
Hielt sein Würgengel große Schlacht,
Es fiel wie welkes Laub
Der Feind auf Schnee und Eise
Und wurde tausendweise
Der Wölf und Bären Raub.

So lang die Welt gestanden,
Ist nimmer solcher Schlag gesehn.

Der Hochmuth ward zu Schanden
Durch Ihn, der Großes ließ geſchehn;
Ihr Völker, ſchlaft ihr noch?
Euch rufet Gottes Stimme!
Auf, auf, mit Löwengrimme,
Und brecht das ſchnöde Joch.

Er wird auch uns erretten,
Der Jenen half, der ſtarke Held!
Sprengt ſie nur raſch, die Ketten,
Wohlauf! und ſag dereinſt die Welt:
Wie daß in Moskaus Brand
Die Freiheit, ſo verloren,
Ein Phönix neu geboren,
Uns wieder auferſtand.

Wir faſſen die Geſammtwirkung des Gottesgerichts in Rußland auf die religiöſe Stimmung des deutſchen Volks in die Worte zuſammen, die jüngſt ein Zeuge jener großen Ereigniſſe aus lebendiger Erinnerung niedergeſchrieben hat. „Die eingreifendſte und allgemeinſte Wirkung dieſer Ereigniſſe war die, daß die Ueberzeugung wie ein Blitz durch alle Herzen fuhr und das Bekenntniß von allen Herzen ſprang: das hat **Gott** gethan! Allerdings gab es damals einen ſo abſichtlichen Widerſpruch gegen Gott und göttliche Dinge, einen ſo craſſen Hohn gegen den chriſtlichen Glauben nicht, wie heut zu Tage. Aber ein lebendiger chriſtlicher Glaube war auch nicht vorhanden, war nirgends vorhanden, wenn man von ganz vereinzelten Ausnahmen und von den „Stillen im Lande" abſieht. Der lebendige Gott war aus dem Bewußtſein der damaligen Generation verſchwunden, von einem lebendigen, nahen, gegenwärtigen Gott wußte man nichts mehr: ein hiſtoriſcher Gott, ein ferner Gott, ein Gedankengott war allein übrig geblieben, aber allerdings in weit größerer Allgemeinheit im Bewußtſein der damaligen Welt, als das

heut zu Tage der Fall ist. Der lebendigste Glaube der „Gebildeten“ jener Generation war ein Gefühlsglaube, ein sentimentaler Glaube; das Christenthum bestand sonst fast nur noch im Herkommen, ehrlich, aber todt, stand indeß noch allgemein fest. In diese tiefe, stille Dämmerung, welche sich bereits dem Dunkel der Nacht, der Bewußtlosigkeit, zuzuneigen begann, fuhr nun der blendende Lichtstrahl jener furchtbaren Ereignisse urplötzlich hinein: nicht Menschen-Thun und Menschen-Macht hatte den großen Götzen, den Erdengott, zu Boden geschlagen, sondern der Herr der Natur, der Herr der Welt, durch seine Todesengel, durch den Hunger und den Frost. „Der allmächtige Gott hat Gericht gehalten!“ das habe ich damals mit dem tiefsten Ernste von Personen aussprechen gehört, die sonst niemals, als zu den gewöhnlichen frivolen Betheuerungen, den Namen Gottes in den Mund zu nehmen pflegten, von solchen, welche durch ihr Leben und ihre Gewöhnung schon in die Finsterniß des Indifferentismus zu versinken im Begriffe waren: „Gott lebt, ja Gott lebt, der alte Gott lebt noch, und wenn ich es auch sonst nicht geglaubt habe, jetzt glaube ich es, jetzt weiß ich es, und ein Blinder muß es sehen, kein Blinder kanns mehr leugnen!“ sagte ein sonst gutmüthiger und in irdischen Dingen sogar mitunter fein fühlender, aber von allen religiösen Dingen längst entwöhnter und entfernter Oeconom. Eine so mächtige, so allgemeine Bewegung der Geister nach dem lebendigen Gott hin, wie sie damals, jetzt vor funfzig Jahren, im Januar und Februar 1813, erwachte, durch die folgenden Begebenheiten gestärkt und erhöht wurde, und zu Ostern 1814 ihre höchste Spitze erreichte, hat die Welt seitdem nicht wieder erlebt; wer sie aber erlebt hat, wer Theil an derselben genommen hat, in dessen Herz ist sie auch mit unverlöschlichen Zügen eingegraben. Gott, der Herr, Er selbst, hatte gerufen, und der Ruf wurde verstanden; Gott der Herr hatte die Schlafenden erweckt, und sie erwachten — damals Alle, Alle; und die Erleuchtung, welche damals begann, die Buße, in der man sich damals demüthigte und der Glaube, zu

dem man sich damals erhob, sind die Grundlage zu der Rückkehr zum lebendigen Christenthum, zu dem gekreuzigten, auferstandenen Christus dem Herrn, zur heiligen, seligmachenden Kirche, deren wir uns heute freuen, wir, die wir dahin zurückgekehrt sind.“ [57])

Wir schließen mit dem Wunsch, daß etwas von dem Segen, den die Zeitgenossen aus dem großen Gerichte Gottes empfangen, in uns Nachgebornen zur Belebung des Glaubens an den lebendigen Gott fortwirken möge.

Anmerkungen.

[1]) Perthes, politiſche Zuſtände und Perſonen in Deutſchland zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft. I. S. 26 f.

[2]) Perthes a. a. O.

[3]) Friedrich Perthes Leben von Cl. Perthes. I. S. 31.

[4]) Karl von Raumer, die deutſchen Univerſitäten. S. 80.

[5]) Tholucks luth. Lebenszeugen in dem Lebensbilde des Moſcheroſch.

[6]) E. M. Arndts Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen. II. S. 183 ff.

[7]) Perthes a. a. O. S. 118.

[8]) Vgl. Rühs, über den Einfluß Frankreichs auf Deutſchland, und Tellkampf, die Franzoſen in Deutſchland.

[9]) Arndt, Geiſt der Zeit. II. S. 29 f.

[10]) Eylert, Friedrich Wilhelm III. Bd. III. S. 80.

[11]) Steffens, was ich erlebte. V. S. 184.

[12]) Les troupes Prussiennes sont bonnes, très bonnes. Elles n'ont rien fait qui vaille, pourquoi? parceque personne ne les savait commander; si je les eusse conduits, elles se seraient battues comme des Francais. Rede im Staatsrath, vgl. (Hormayr), Lebensbilder aus den Befreiungskriegen. II. S. 68.

[13]) Leo, Univerſalgeſchichte. V. S. 492.

[14]) Adami, Königin Luiſe. S. 295.

[15]) Varnhagen, Leben Blüchers. II. Aufl. S. 47 ff.

[16]) Arndt, Schriften an ſeine lieben Deutſchen. III. S. 383 ff. K. v. Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813 u. 1814. S. 128 ff.

[17]) Vgl. Nettelbecks Selbſtbiographie, herausgegeben von Hake.

[18]) Vgl. Yorks Leben von Droyſen.

[19]) Vgl. Beitzke, Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege in den Jahren 1813 u. 14. I. S. 59 ff. Aus Steins Leben von Pertz. I. S. 277. Die Notiz, daß er nicht in Hämelſee, ſondern in Bordenau geboren ſei, iſt der Allg. Zeitung entnommen No. 82, v. 22. März 1864.

[20]) Aus Schleiermachers Leben in Briefen. II. S. 72.

[21]) Droyſen a. a. O. II. S. 558.

[22]) Eynard, vie de Madame de Krudener. I. S. 160.

[23]) Aus Steins Leben von Pertz. I. S. 359.

[24]) Steffens, a. a. O. VI. S. 9 f.

[25]) Arndt, Wanderungen und Wandelungen mit Stein. S. 250 f.

[26]) Wangemann, 7 Bücher preuß. Kirchengeſchichte. I. Bd. S. 19 u. 123 f.

[27]) Vgl. über den König und die Königin: Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. 3 Bde. u. Adami, Leben der Königin Luiſe.

[28]) Außer dem, was Steins Leben von Pertz zu dem Lebensbilde der Prinzeß Marianne dargeboten hat, beruht die ganze Darſtellung auf handſchriftlichen Mittheilungen.

[29]) Eilers, meine Wanderung durchs Leben. I. S. 138 u. 281.

[30]) Die Darſtellung ruht auf Pertz Leben Steins und Arndts Wanderungen und Wandelungen mit Stein, und lehnt ſich hie und da an die von mir früher gegebenen Lebensbilder an, das Leben des Freiherrn v. Stein. Gotha, bei Beſſer, 1860, und Stein und Perthes. Zwickau 1862.

[31]) Vgl. Fichtes Leben und literariſcher Briefwechſel von ſeinem Sohne J. H. Fichte. II. Aufl. Leipzig 1862; und das von dem Enkel Ed. Fichte her-

ausgegebene Buch: Johann Gottlieb Fichte, Lichtſtrahlen aus ſeinen Worten und Briefen, nebſt einem Lebensabriß. Leipzig 1863. Die citirten Stellen aus Fichtes Werken ſind dieſen ſelbſt entnommen.

[32]) Arndts Wanderungen und Wandelungen mit Stein. S. 5; und Erinnerungen aus meinem äußern Leben. S. 147 f.

[33]) Ernſt Moritz Arndts Leben, Thaten und Meinungen, ein Buch für das deutſche Volk von Wilhelm Baur. II. Aufl. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes.

[34]) Ueber Arndts Greifswalder Verhältniſſe vgl.: Ernſt Moritz Arndt und die Univerſität Greifswald zu Anfang unſers Jahrhunderts von Dr. Albert Höfer, o. ö. Profeſſor der Univerſität Greifswald. Berlin 1863.

[35]) Steffens, was ich erlebte. 10 Bde. Breslau 1840—44. — Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum iſt. Eine Confeſſion von H. Steffens. Breslau 1831. — Steffens, die gegenwärtige Zeit u. ſ. w. Berlin 1817. — Neuer Nekrolog der Deutſchen. Weimar 1847. I. Thl. S. 128—142.

[36]) Leo, Univerſalgeſchichte. Bd. 5. S. 215.

[37]) Thiers, histoire du consulat et de l'empire. Bruxelles et Leipzig, 1862. V. S. 610 f.

[38]) Thiers. III. S. 169.

[39]) Thiers. V. S. 571 f.

[40]) Thiers. III. S. 169 f.

[41]) Walter Scott, Vie de Napoléon Buonaparte. Paris. XVIII. S. 39.

[42]) Leo, Univerſalgeſchichte. V. S. 317.

[43]) Thiers. XX. S. 546.

[44]) Arndt, Geiſt der Zeit. II. Thl. S. 380.

[45]) Arndt, Germanien und Europa. S. 391 ff.

[46]) Arndt, Geiſt der Zeit. I. Thl. S. 426 f.

[47]) Arndt, Geiſt der Zeit. II. Thl. S. 39. 90. 159. 171. 366.

[48]) Arndt, Schriften an und für meine lieben Deutſchen. I. S. 258 f.

[49]) Arndt, a. a. O. II. S. 493 f.

[50]) Heſſenzeitung, 1863, No. 11.

[51]) Volksvitz über Bonaparte. Stuttgart. I. S. 168 ff. II. S. 150. XI. S. 179 und a. a. O. In dieſer intereſſanten Sammlung finden ſich auch die Lieder von Wetzell und die Komödie von Freimund Reimar.

[52]) Hormayr, Lebensbilder aus den Befreiungskriegen. 2. Abthlg. S. 65 f.

[53]) Villemain, Souvenirs contemporains. Bruxelles. I. S. 114 ff.

[54]) Ch. Eynard, Vie de Madame de Krudener. Paris. I. S. 323 ff.

[55]) So erzählt Scherr, Blücher. II. S. 500, nach Bernhard.

[56]) Arndt, Geiſt der Zeit. III. Thl. S. 14 f. S. 193 ff. S. 199 ff. in welchem auch die angeführten ruſſiſchen Proclamationen abgedruckt ſind.

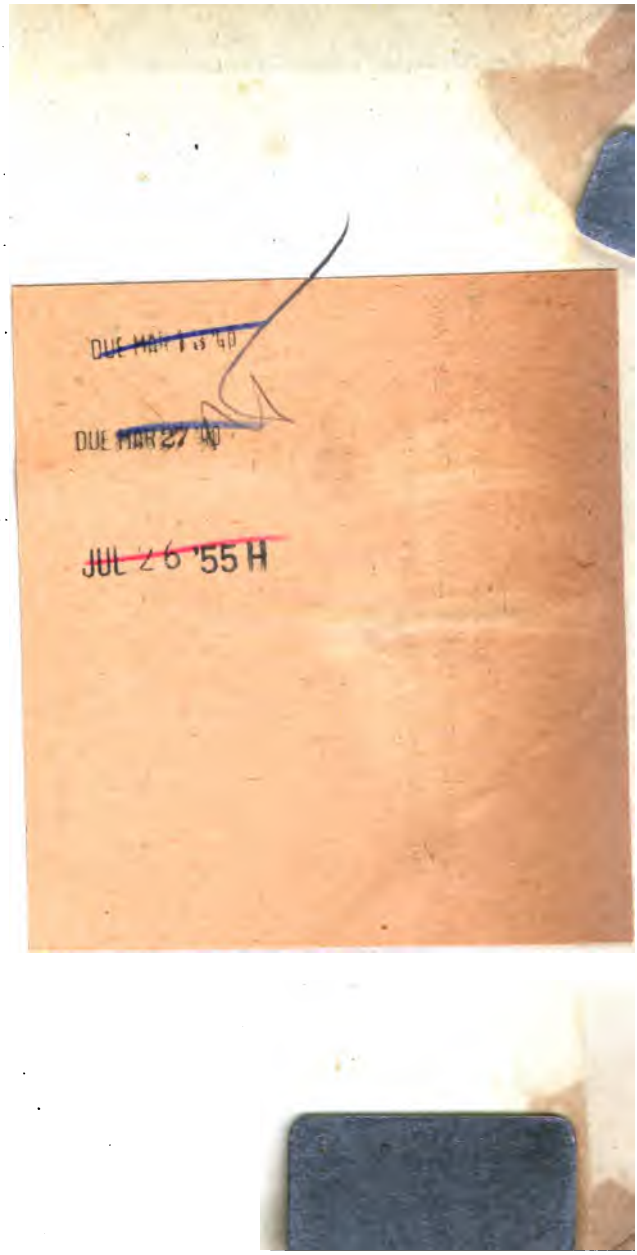
[57]) (Vilmar?) Erinnerungen von funfzig Jahren her aus einem abgelegenen Dorfe. Heſſenzeitung, Jahrgang 1863, No. 12.

Inhalt.

Seite:

Einleitung: Des deutschen Volkes Christenberuf. Abfall von demselben. XI

1. Die religiöse Zerfahrenheit 1
2. Die nationale Zerrissenheit 24
3. Preußens Stolz und Fall 44
4. Blücher. Gneisenau. Nettelbeck. York. Scharnhorst 61
5. Friedrich Wilhelm und Luise von Preußen 88
6. Die Prinzessin Wilhelm von Preußen 117
7. Heinrich Karl Friedrich vom Stein 157
8. Johann Gottlieb Fichte 200
9. Ernst Moritz Arndt 246
10. Friedrich Schleiermacher 275
11. Henrich Steffens 332
12. Napoleons Sünde 375
13. Das Gottesgericht in Rußland 417


DUE MAR 27 '40
JUL 26 '55 H

Ger 4370.36
Geschichts- und Lebensbilder aus de
Widener Library
002773102
3 2044 086 104 304